1. Auflage, 1830, Mallon 91

3. " , 1851, " 183

Lehrreiche

Unterhaltungsschriften

von

katholischen Verfassern

mit Rücksicht

auf Sittenreinheit und gute Gesinnung

ausgewählt.

Erste Lieferung,

die Parabeln des Vaters Bonaventura.

Dritte unveränderte Auflage.

Mit Genehmigung des hochwürdigsten Ordinariates Regensburg.

Sulzbach,

Druck u. Verlag der J. E. v. Seidelschen Buchhandlung.

1851.

Die Parabeln

des

Vaters Bonaventura;

ein

vortreffliches Hülfsbüchlein

für

Seelsorger, Lehrer und Eltern

zur Versinnlichung

christlicher Wahrheit und Sittenlehre.

Dritte unveränderte Auflage.

Mit Genehmigung des hochwürdigsten Ordinariates Regensburg.

Sulzbach,

Druck u. Verlag der J. E. v. Seidel'schen Buchhandlung.

1851.

Vorwort zur dritten Auflage.

Was der selige Clemens Brentano, dessen Geist und Gemüth jeder kundige Leser in der Einleitung zu diesen Parabeln und Erzählungen sich abspiegeln sieht, in nachstehenden Worten gewünscht und von Gott erfleht hat, das hat sich seit zwanzig Jahren vielfältig bewahrheitet. Viele Landgeistliche, Schullehrer und Eltern haben in diesen Gleichnissen recht oft das Wort gefunden, das zum Herzen ihrer Untergebenen gedrungen und in demselben Wurzel gefaßt, um Früchte zu bringen für's ewige Leben.

Das Büchlein ist in zwei starken Auflagen verbreitet worden in Bayern und am Rhein, und es wird auch in dieser neuen, gefälligen Ausgabe wieder seine Freunde finden, die es für sich gerne lesen und die das Gelesene anzuwenden wissen, wo sie den ihnen Empfohlenen ein Wort der Ermahnung, der Zurechtweisung und des Trostes sagen sollen.

Da mich die Verlagshandlung ersucht hat, dieses, meiner Empfehlung gar nicht bedürfende Schriftchen zu

bevorworten, weiß ich nichts Wichtigeres zu thun, als auf die Worte des Abbé Champion de Nilon zu seiner französischen Ausgabe dieser Parabeln aufmerksam zu machen, auf die Worte: „Um Eines bitte ich den christlichen Leser; wenn ihm dieß Buch Nutzen bringen soll, so hüte er sich, die Fabel, welche den Leib der Parabel bildet, allein zu lesen, und die moralische Anwendung, die ihre Seele ist, ungelesen zu übergehen.“

Diesem ersten Bändchen von Parabeln und Erzählungen soll jetzt auch ein zweites folgen, das bezüglich des Leibes der Parabel, wie obgenannter Schriftsteller es meint, gewiß ausgezeichnet ist und eben darum eine sehr angenehme Lektüre bieten wird, in Hinsicht auf den Geist, d. i. auf die Anwendung aber es mehr dem Leser selber überlassen wird, durch eigenes Nachdenken den verborgenen Schatz zu finden, wofür denn auch Andeutungen und Fingerzeige werden gegeben werden.

Freysing, in den Osterferien 1851.

Magnus Jocham.

Einleitung.

Die acht und dreißig ersten Parabeln der vorliegenden Sammlung sind zum ersten Mal in Paris im Jahre 1766 in 12. unter dem Titel: Geschichten und Parabeln des Vaters Bonaventura, erschienen. Sie sind das Werk der frommen Muße des Priesters Bonaventura Girandeau *) in seinen letzten Lebensjahren. Diese Parabeln haben den Namen ihres Verfassers in den Mund aller christlichen Familien seines Vaterlandes gebracht. Sie wurden mit dem größten

*) Bonaventura Girandeau, Priester der Gesellschaft Jesu, geboren 1697 zu Saint-Vincent-sur-Jard in der Provinz Poitou, war lange Zeit Professor der Rhetorik in la Rochelle, und widmete sich während 14 Jahren dem Unterrichte der jungen Geistlichkeit im dortigen Seminar. Er ward auf eine Zeit lang als Sekretair des Ordensgenerals nach Rom berufen; dort erschien die erste Ausgabe seiner griechischen Sprachmethode. In sein Vaterland zurückgekehrt, erlebte er mit Betrübniß die Auflösung seines Ordens, setzte seine gelehrten Arbeiten fort, und vollendete sein Leben in fortwährender Kränklichkeit. Er starb, 77 Jahre alt, am 14. September 1774. — Seine Schriften sind: I. Introductio in linguam graecam, 1739. Dieses Werk,

Beifall aufgenommen, und obschon sie in sehr vielen Ausgaben erschienen sind, werden sie dennoch bis in die letzte Zeit immer wieder gedruckt. Dasselbe ist der Fall der vier und fünfzig letzten Parabeln dieser Sammlung, welche der Abbé Champion de Nilon als eine Fortsetzung der Parabeln des Vaters Bonaventura zuerst 1786 in Paris herausgab, und die immer mit denselben in Verbindung gedruckt werden. Er sagt in seiner Vorrede hiezu:

„Jesus Christus, unser göttlicher Meister, wußte, „wie wenig die Sittenlehre den Menschen behagt, weil „sie ihre Leidenschaften bekämpft, und wie schnell ihre

---

für alle Klassen stufenweise von ihm erweitert, erschien nach seinem Tode, Introduction à la langue grecque 5 vol. 4. 1777. Es befindet sich unter dem Titel Ὀδυσσεὺς ein kleines Heldengedicht von sechs Gesängen in demselben, in welchem er in 614 Versen fortlaufenden Textes als Wurzelworte der griechischen Sprache vereinigt hat. Fl. L'Ecluse hat es einzeln herausgegeben und nochmals in seinem manual de la langue grecque, Paris 1802, mit gelehrten Noten abgedruckt, und eben so in seinen Panhellenismos aufgenommen. — II. Lettres sur la grammaire de Masclef. — III. Praxis linguae sanctae. La Rochelle, 1757, 4. — IV. L'évangile médité, Betrachtungen über das Evangelium auf alle Tage des Jahres vertheilt. Dieses vortreffliche Werk erschien nach dem Tode des Verfassers unter der Redaction des Abbé Duquesne, welchem es Herr von Beaumont, Erzbischof von Paris, dem es der Verfasser hinterließ, zur Herausgabe übergeben hatte. Es sind bereits viele Ausgaben dieses Buches in 8 und 13 Bänden bis in unsere Zeit, auch ist es schier in alle lebenden Sprachen übersetzt wor-

„Gebote vergessen werden, wenn nicht der Lehrer durch „eine sinnreiche Einkleidung die Aufmerksamkeit der „Zuhörer zu fesseln weiß. Der Herr ließ sich daher zu „der Schwäche seiner Zuhörer herab, und sprach in „Gleichnißreden und Parabeln zu ihnen. Unter dem „Schleier sinnreicher Erfindungen verbarg er die ewi„gen Wahrheiten, die ernsten Gebote und erhabenen „Rathschläge, zu deren Mittheilung er in die Welt „gekommen war. Durch die leichte räthselhafte Hülle „der Parabel reizte er die Neugier, fesselte er die Auf„merksamkeit seiner Zuhörer, die während der Erzäh„lung nach ihrer Bedeutung forschend gewissermaßen

---

den. — Der Styl dieses Werkes ist rein und natürlich; die Behandlungsart ist großartig und edel; seine Gedanken sind umfassend, und seine Reflexionen voll Tiefe. Es ist eine Philosophie des Evangeliums. Der wahre Christ, und vorzüglich aber der unterrichtete Christ findet hier wesentliche Nahrung für seinen Geist und sein Herz. Der protestantische Rektor Nallat an der St. Peterskirche auf der Insel Guernesey, schreibt über dieses Buch in einem gedruckten Brief an den Abbé Duquesne vom 14. April 1777: „Alles in diesem Buche ist der Würde des Sohnes Gottes angemessen, Alles entspricht hier der Erhabenheit seiner Lehre, und der Vortrefflichkeit seiner heiligen Gebote. Die Reflexionen rühren und überreden sowohl durch ihre Gründlichkeit und Schönheit, als durch eine höchst würdige Art der Auseinandersetzung. Alles ist hier methodisch verbunden, einfach, unterrichtend und zugleich voll von Salbung.“ — V. L'Aixiade, ou l'ile d'Aix conquise par les Anglais, 1757, ein unvollendetes Gedicht. — VI. Histoires et Paraboles du P. Bonaventure. Paris 1766. 12.

„selbst an ihrer Belehrung mitarbeiteten, und nun end„lich die Auflösung des Gleichnisses empfangend, das „an sich selbst für wahr erkennen mußten, was sie an „dem Gleichnisse für wahr erkannt hatten. Dieses aber „als eine kleine leicht zu behaltende Geschichte verblieb „ihnen fortwährend als eine Quelle der Wahrheit, aus „welcher die einfachen Jünger die Lehre des Meisters „stets in gleicher und leichtfaßlicher Weise fortpflanzen „konnten. Diese Gleichnisse machten die Wahrheit den „Zuhörern ansprechender, denn Jedermann hört gern „eine kleine Geschichte erzählen, und auf diese Weise „prägte sich die Wahrheit tiefer ihren Herzen ein. Es „ist also die von dem Heilande selbst vorgeschriebene „Lehrweise, welcher der Vater Bonaventura gefolgt ist. „Sein gebildeter Geist, sein kindliches frommes Herz „haben ihm die anmuthigsten Erfindungen dargeboten, „welche dem Leser, den sie belustigen, zugleich mit den „erhabensten Wahrheiten der christlichen Sittenlehre „vertraut machen. Der große Erfolg von Bonaven„tura's Parabeln hat hinreichend bewiesen, daß diese „Lehrweise auch jetzt noch großen Beifall findet, und „also reiche Früchte zu bringen vermag, dieses aber „bewog mich, zu thun, was der gelehrte und fromme „Vater Bonaventura, wenn er länger gelebt hätte, „ohne Zweifel selbst unternommen haben würde; ich „entwarf nämlich eine neue Sammlung von Parabeln. „Sie haben Wahrheiten zur Aufgabe, welche Vater „Bonaventura theils noch nicht, theils unter einem an„dern Gesichtspunkte abgehandelt hat. Ich habe zum „Beispiel hie und da die Systeme der Freigeister zu „entlarven gesucht, welche sich in Frankreich gern Phi„losophen nennen lassen, und vielleicht dürften diese „Gleichnisse ihre Verkehrtheit mit größerm Erfolge an „das Licht ziehen, als es bis jetzt die scharfsinnigsten „Abhandlungen vermochten, und so möge denn dieses „Büchlein allen Gattungen von Lesern Nutzen bringen.“

„Um Eines nur bitte ich den christlichen Leser; „wenn ihm dieses Buch Nutzen bringen soll, so hüte

„er sich, die Fabel, welche den Leib der Parabel bildet, „allein zu lesen, und die moralische Anwendung, die „ihre Seele ist, ungelesen zu übergehen. Es ist dieses „ein haüfiger Fehler der Jugend, und leider auch oft „des reiferen Alters; denn manche lieben wie Kinder „allein, was ihre Phantasie belustiget, und langweilen „sich bei Allem, was zu ihrem Verstande spricht. Ein „solches Verfahren würde des Vaters Bonaventura „und meine gute Absicht mit diesem Buche zu einem „Zeitvertreib durch kindische Erzählungen herabwürdi- „gen, und den Leser zugleich des einzigen Vergnügens „berauben, welches das Lesen einer Parabel darbieten „kann, ein Vergnügen, das wir in dem genauen Zu- „sammentreffen der Dichtung mit der aus ihr hervor- „gehenden Sittenlehre empfinden. Jede dieser Parabeln „kann einen reichen Stoff zu Betrachtungen darbieten, „und ich wünsche, daß sich der Leser diesen wenigstens „einige Augenblicke lang überlassen möchte, ehe er von „dem einen Gleichnisse zu dem andern überginge. Auf „diese Weise nur wird er im Gebrauche dieses Büch- „leins das Nützliche mit dem Angenehmen auf eine „weise Art vereinigen können.“ — So weit der wohl- gesinnte Fortsetzer von Bonaventura's Arbeit; wir setzen hinzu: wenige Erbauungsbücher haben bis jetzt einen so allgemeinen Beifall und so großen Erfolg ge- habt, und zwar unter allen Ständen und Altern. Diese Parabeln sind bis in unsere Zeit in unzähligen Auflagen wieder gedruckt. Sie sind nicht nur in der verschiedensten Eleganz in den Händen höherer und mittlerer Stände in Frankreich und andern katholischen Ländern, sondern sie sind dort auch dem wohlgesinnte- ren Theile der unteren Volksklasse und des Bauern- standes so lieb geworden, daß der Volksbuchhandel sie theils einzeln, theils mehrere zusammengeheftet, unter andern fliegenden Blättern und alten schönen Historien- büchern auf Jahrmärkten und Kirchweihen verkauft. Sie werden haüfig als Schulpreise ausgetheilt, und die Prediger und Schullehrer bedienen sich ihrer bei ver-

traulichen Erbauungsreden und Ermahnungen, und in Familien von hausväterlichem Charakter sind sie häufig die Grundlage christlicher Ermahnungen an die Jugend und an das Gesinde. Wenn der Hausvater oder die Hausmutter, oder sonst ein besonnenes wohlwollendes Glied des Familienkreises am Feierabend unter der Linde, oder am Kaminfeuer, oder in der Spinnstube den versammelten Hausgenossen etwas erzählen sollen, so lesen sie vorher eine dieser einfachen Geschichten, die leicht zu behalten sind, und erzählen sie dann frei nach Maßgabe ihres Talentes mit Zusätzen oder Veränderungen, den Bedürfnissen ihrer Zuhörer angemessen. Sind sie mit der Erzählung fertig, so halten sie eine Zeit lang ein, und fordern die Gegenwärtigen auf, ihre Meinung über die Geschichte vorzubringen; sie fragen, was sie wohl bedeute, wer wohl recht oder unrecht darin gehandelt habe, und warum? Da kommen dann sehr verschiedene Auslegungen zu Tage, und Mancher trifft ganz daneben; — nun greift zuletzt der Erzähler oder Vorleser zu der Nutzanwendung, welche der Parabel in dem Büchlein folgt, berichtiget das Urtheil der Unwissenden oder gar Verkehrten, und es knüpfen sich unzählige Fäden christlicher Erbauung an die ganze Unterhaltung. — Wir werden uns immer einer Versammlung solcher Art, der wir beiwohnten, mit ungemeiner Freude erinnern, und Alle, die zugegen waren, sprechen noch nach Jahren mit Rührung von ihr.

Ein gottesfürchtiger Hausvater, reichlich gesegnet mit guten Kindern und Kindeskindern, hatte auf seinem Gute, in seinem gastfreien von Linden und Gärten umgebenen Hause eine große Freude erlebt. Sein Sohn war als Priester von dem frommen Bischof, der ihn geweiht hatte, begleitet, in das väterliche Haus zurückgekehrt, und war seines Lehrers demüthiger Jünger und treuester Diener, ja Freund geworden. Die Freude des Hausvaters und aller Familienglieder war ungemein groß. Nie war die Andacht in der kleinen Haus-

kapelle lebendiger und inniger gewesen, als da der fromme Bischof und der Sohn des Hauses das heilige Opfer in derselben darbrachte. Der alte Hausvater diente unter Thränen am Altar, und alle Anwesenden vereinten ihre Dankgebete mit dem Priester für die langersehnte Erfüllung ihres Wunsches, daß einer der Ihrigen sich ganz dem Dienste des Herrn ergeben möge, und sie opferten ihre Gebete für die verstorbene Mutter, welche diese Freude, um die sie hier täglich so dringend gebetet, dießseits nicht erleben sollte. — Aber nun sollten auch alle die Landleute, deren Hütten über das Gut einzeln ausgestreut liegen, an der Freude des Hausvaters Theil nehmen, und man ließ ihnen durch einen Boten melden, sich nach Mittag bei dem Herrenhause auf der kleinen mit Hecken umgebenen Wiese an dem Mühlbach unter den Baümen zu versammeln, und Tische zuzurichten; der junge Herr sey Priester geworden, und der Vater wolle ihnen eine kleine Freude machen. Schon vor der bestimmten Zeit kamen Männer und Frauen, Söhne und Töchter und Kinder im Sonntagsstaate mit ihren Holzschuhen herangeklappert; die Männer hatten Thüren herzugetragen, und die Frauen Flachsbrechen, und jene über diese legend lange Tische gebildet. Eben so leicht wurden die Bänke durch Dielen zu Stande gebracht, und auch der gichtkranke ehrliche Müller ließ sich auf einer Schiebkarre zum Feste heranfahren. Den Männern war ein Tönnchen Bier unter den Baum gelegt, und Tabak und irdene lange Pfeifen wurden herumgereicht, die Frauen tranken Kaffee. Der Leser wird merken, das Fest war an der niederländischen Grenze. Auch bildete sich bald ein so heiteres, ländliches, jedoch bescheidneres Getümmel, als Teniers je eins gemalt hat; selbst ein Schalk und Spaßmacher mit einer Hahnenfeder auf dem Schlapphute, der geneckt wurde und wieder neckte, fehlte nicht. Er machte den Mundschenk. Auf einem abgesonderten Tische vor der allgemeinen Tafel, den man der Herrschaft bestimmt hatte, hatten die guten Leute kleine

Krüge mit Blumen, und manche sogar Arzneigläser mit Blumen aufgestellt, und Alles war in der unschuldigsten Heiterkeit, als der Gutsherr mit seiner Familie, seinen hochwürdigen Gast, und den Sohn des Hauses, den jungen Priester, heranführte. Da stand Alles auf, und zog die Hüte und ward fein stille. Der junge Priester aber ging zu den Leuten umher und drückte ihnen die Hände, und redete in ihrer Mundart mit ihnen, wie es sonst gewesen sey, da er als ein noch unbestimmter Jüngling hier auf der Jagd herumstreifend oft mit Diesem und Jenem aus ihnen ein Jägerstückchen erlebt habe, und wie es jetzt sey, da er eine ganz andere Jagd gelernt habe, die Jagd nach Seelen; und als er mit dem ehrlichen gichtlahmen Müller davon sprach, wie manchmal er mit ihm den Aalen im Mühlteich nachgestellt habe, setzte er hinzu: „damals dachten wir nicht, daß einer von uns Beiden sollte abgerufen werden, ein Menschenfischer zu werden, und dem andern das Kreuz sollte aufgelegt werden, wie es euch Gott mit der Gicht aufgelegt hat.“ — So gab ein Wort das andere, und die guten Leute waren bald wieder ohne Scheu und in erlaubter, vertraulicher Heiterkeit, da brachte der junge Priester die Gesundheit des liebevollen Priestergreises, der ihn auf allen guten Wegen wie sein Engel geleitet, der ihn ohne Weihe aus diesem Hause geführt, der ihn als einen geweihten Priester zu seinem Vater zurückgeleitet und sie nun hier Alle mit seiner Segen bringenden Gegenwart erfreut habe, und auch seines lieben Vaters, und aller der Seinen Gesundheit brachte er aus, und die guten Leute riefen Vivat und schwenkten die Hüte, und Vater und Sohn umarmten sich unter Thränen. Daß aber die Freude sich dankbar zum Himmel zurückwende, von dem sie zu uns niederströmt, stimmten einige Anwesende ein Lied an, das wir hinreichend übersetzt glauben, wenn wir an das Lied von Claudius erinnern: „Alle gute Gabe kommt oben her von Gott, vom schönen blauen Himmel herab.“ Es waren die Worte wenigstens im

Chor: Grace au bon dieu pour touts les biens, car du beau ciel, bleu et serein, il tend la bonne main u. s. w. Die Rührung, die schüchterne Heiterkeit, der Ernst und alle verschiedenen Empfindungen in den Herzen der Anwesenden waren bald im dankenden Jubel dieses Gesanges vereinigt. Alle Anwesenden sangen den Chor mit. — Hierauf zerstreute sich die Familie des Gutsherrn lustwandelnd durch die Gärten. Als nun die Landleute sich ungestört ihrer Freude überließen, und ihr Lachen und Jauchzen über die Possen des Spaßmachers weit in die Ferne schallte, trat dem jungen Priester, der in einem Lustwäldchen nahe bei dem Hause seiner Jugend gedachte, ein alter Hausfreund entgegen, und sagte zu ihm: das ist ein glücklicher Tag für die ehrlichen Landleute; wie wenig brauchen sie, um aller ihrer Armuth zu vergessen; eben so wenig aber auch, um die ernsten und fruchtbringenden Rührungen dieses schönen Festes wieder in den Wind zu schlagen; höre nur, wie sie jauchzen und lachen, der possierliche alte Schalk mit der Hahnenfeder auf dem Schlapphute ist wieder ganz oben auf; es wäre doch nicht gut, wenn die Leute nicht irgend ein fruchtbares Samenkorn im Herzen von diesem Feste mit nach Hause tragen sollten; du solltest ihnen, da der Abend naht, und sie bald zum Buchwaizen-Pfannkuchen heimkehren, irgend eine kleine Geschichte oder ein Gleichniß mit einer guten Nutzanwendung erzählen. Der junge Priester erwiderte, er sey nicht ganz wohl, und nicht gesammelt genug, um dieß mit Erfolg thun zu können; da reichte ihm der Hausfreund die Parabeln des Vaters Bonaventura, und sagte ihm: lies nur irgend eines der Gleichnisse dieses lieben kleinen Buches, und erzähle es den guten Leuten vertraulich in ihrer Mundart, es wird ihnen vielleicht einen tieferen Eindruck zurück lassen, als eine Predigt im reinsten Französischen, welche das Daseyn Gottes aus der Philosophie beweisen will. Der junge Priester nahm das Büchlein zur Hand, und der Hausfreund ging, die in den Gärten zerstreute Familie

und ihre Gäste wieder auf die kleine Wiese zu versammeln. Als er dort mit ihnen anlangte, fanden sie den jungen Priester bereits an einen Apfelbaum gelehnt, und die Bauern und Baüerinnen und Kinder in mannigfaltigen Gruppen um ihn her sitzend und lagernd; der kranke Müller hatte sich auf der Schiebkarre dicht vor seine Füße fahren lassen, und der Lustigmacher der Gesellschaft mit der Hahnenfeder auf dem Schlapphute saß auf dem leeren Biertönnchen hinter den Andern; die Familie schloß einen Halbkreis um den Erzähler. Dieser sagte nun zu den guten Leuten in ihrer Mundart: Ihr wisset, es ist der alte Brauch, wenn man auf Hochzeiten und Freudenfeste geht, und die Mahlzeit zu Ende ist, so trägt man Kuchen und Semmeln und Obst in Körben und Tüchern für Kinder und Gesinde, und auch für sich selbst mit nach Haus, damit man noch eine Zeit lang an den folgenden Tagen des Festes gedenken und genießen kann, so will ich euch denn heute auch Etwas mit nach Hause geben, damit ihr, so lange ihr wollt, an das fröhliche Ereigniß gedenkt, an dem ihr mit uns Allen Theil genommen habt, ich will euch ein paar Geschichtchen erzählen, die viel Nachdenkliches in sich haben. Und nun erzählte er ihnen die sechste Parabel von dem Vipernfänger so lebhaft und deutlich, daß alle Zuhörer sich nicht mehr zu rühren wagten, als er den im Schlaf von den Schlangen umschlungenen Mann schilderte, den die geringste Bewegung dem tödtlichen Bisse der Vipern aussetzte; Alles athmete leis, als er erzählte, wie die Schlangen eine nach der andern zu dem Kessel voll lauer Milch schlichen, und als der Vipernfänger ihnen endlich die Köpfe abgeschnitten, da erst bewegten sich die Zuhörer wieder fröhlich, und sagten, das war gut, Gott sey Dank, daß die Köpfe ab sind; nein, das ist eine gefährliche Handthierung! Nun, sagte der Erzähler, was merkt ihr euch aus der Erzählung, was glaubt ihr, daß der Vipernfänger wohl bedeutet? — Ei, rief da der Possenreißer hervor, ich meine, wenn der Müller statt Aale zu fangen,

gen, solche Schlangen fangen sollte, würde er jetzt besser wegkommen, da er sich nicht gut rühren kann wegen seiner Gicht, die Schlangen könnten gut von ihm abkommen. Die Leute lachten nicht auf diesen Scherz. „Was meint ihr?“ fragte der Erzähler den Müller; dieser aber sagte kopfschüttelnd: „ich meine, die Geschichte hat was in sich, was keinen Spaß verträgt.“ Da fuhr der Erzähler fort, „ja wohl, verträgt sie keinen Spaß, es ist der bitterste Ernst, denn überall, wo Menschen leben, gibt es solche Vipern und solche Vipernfänger, die in gleicher Gefahr leben, ja vielleicht gibt es auch unter uns dergleichen.“ Da schauten sich die Leute verwundert an, und als er nun das Gleichniß auflöste, und in dem von Schlangen umschlungenen Mann den Zustand eines Menschen in Todsünden, und in dem befreiten Mann den durch Buße und Lossprechung ausgesöhnten Sünder schilderte, war Alles still und tief bewegt geworden. Da fuhr der Erzähler fort: „nicht wahr, wir wollen es machen wie der Vipernfänger, und keine mehr fangen?“ Ja, sagten Alle, wir wollen keine mehr fangen, mit Gottes Gnade, das ist eine schlechte Handthierung! — „Wohlan,“ sagte nun der Erzähler, „was brauchen wir uns auch so gefährlich zu ernähren, wenn wir die Gebote Gottes und der Kirche halten, und unser Tagewerk redlich verrichten, so werden wir Alle bestehen können; und endlich hilft uns noch wohl eine reiche Erbschaft aus aller Noth, wenn wir uns nur nicht dabei anstellen, wie der einfältige Peter, von dem ich euch zu guter Letzt noch ein Stückchen erzählen will!“ — Die Aufmerksamkeit sammelte sich von Neuem, und der junge Priester erzählte nun die 32ste Parabel von dem einfältigen Peter, welcher am Ufer sitzend den Ablauf des Flusses erwartet, während sein Vetter hinüberfährt, und die Erbschaft einzieht. Alle Zuhörer spotteten des einfältigen Peters; der Lustigmacher sagte: „wenn der Müller immer so viel Wasser hätte wie dieser Peter, die Windmühle über der Grenze würde ihm nicht so viel

Verdruß machen; jetzt aber braucht er nicht auf's Ablaufen zu warten, er kann sich auf seiner Schiebkarre durchfahren lassen, wenn's drüben was zu erben gibt." Die Leute lachten und der ehrliche Müller lachte mit, und sagte: „mit Pläsir, mit Pläsir, aber du sollst mich nicht durchschieben, wenn auch kein Wasser unter mir wäre, so hätte ich doch den Schelm hinter mir, und das taugt nicht bei dem Erben;" da lachten Alle den Mann mit der Hahnenfeder wieder aus, und der Müller fuhr fort: „ich denke aber immer, die Geschichte hat wieder was in sich, das wir gar nicht merken;" der Lustigmacher aber versetzte: „Was soll sie viel in sich haben, als daß man nicht warten soll, bis einem die gebratenen Tauben in's Maul fliegen? Jetzt wird ja ein großes Schiff mit vier Mühlrädern, die der Hausdampf treibt, in Holland gebaut; da kann der Müller sich darauf anstellen lassen, da fehlt's nicht an Dampf und Wind und Wasser, und da kann die ganze Compagnie mitfahren, wenn sie Verwandte in Batavia hat, und auf die Erbschaft warten. Es haben ein paar tausend Mann auf der Maschine Platz. Ich will einstweilen hier bei dem Genever Gläschen warten, bis es etwas von euch zu erben gibt, denn auf Batavia ist Sterben das tägliche Brod, das Erben aber Pfefferkuchen. Es ist ein gutes Land, gleich in den ersten Tagen, wenn man spazieren geht, kömmt Einer hinter einem her, einen neuen Rock anzumessen." — „Das wäre gut für dich, Hans," sagte der Müller, „deine Jacke wird doch bald im Garten auf der Stange hängen müssen, die Vögel fressen uns sonst die Erbsen gar weg." „Nein," sagte der Lustigmacher, „ein solcher Rock ist besser für dich, wenn du dir Räder dran machen läßt, kannst du drin spazieren fahren, die Schneider sind kurios in Batavia, sie messen mit dem Maßstab an; sie schneiden mit der Säge; sie bügeln mit dem Hobel; sie nähen mit hölzernen Zapfen und füttern mit Hobelspänen." — „Nun, nun," sagte der junge Priester, „jetzt haben wir den Rock, es ist ein

Staatskleid, und hat ein Kreuz auf der Brust, es ist ein Sarg, wovon du sprichst, da kann ich wieder auf die Erbschaft kommen; ihr wißt wohl, daß uns Christen allen ein solcher Rock bevorsteht, daß wir alle dieses Kreuz über der Brust tragen werden, welches nichts anderes ist, als das Ehrenzeichen desjenigen, der am Kreuz für uns gestorben ist, und mit dem wir als seine Erben bezeichnet werden müssen; nun aber, wie halten wir es, wenn uns die Erbschaft anzutreten verkündigt wird? Ach, die meisten bleiben am Ufer sitzen wie der einfältige Peter, und warten auf das Ablaufen des Flusses." Und nun erzählte der junge Priester die Deutung jener Parabel auf stetes Verschieben der Bekehrung, auf stetes Harren, bis dieses und jenes erst vorüber sey; und das Spotten der Zuhörer auf den Einfältigen, der harrend am Ufer sitzt, war auf sie selbst zurückgefallen, und sie waren Alle eines Bessern belehrt. — Da war es Abend und die Leute mußten nach ihren Hütten kehren; sie dankten ihrer Herrschaft herzlich für den freudigen Tag und dem jungen Priester für die schönen Geschichten; sie wollten sich die Auflösung wohl merken; dann zogen sie mit ihren Thüren und Bänken und Flachsbrechen wieder ab, und der ehrliche Müller drückte dem jungen Priester dankbar die Hände, und ließ sich freudig auf der Schiebkarre wieder heimfahren. In der Ferne wandelnd stimmten sie nochmals ihr Lied an: Alle gute Gabe kömmt oben her von Gott, vom schönen blauen Himmel herab. Einige aber waren zurückgeblieben, sie traten in der Dämmerung zu dem Priester und reichten ihm unter Thränen die Hände, und baten ihn, doch für sie zu beten, damit sie fest in Allem bestehen möchten, was sie sich heute Gutes vorgenommen! „Wir wollen das gegenseitig thun," sagte der junge Mann, und so schloß sich dieser Tag, der durch die Parabeln des Vaters Bonaventura für diese guten Menschen nicht ohne Segen geblieben ist.

Mehrere Deutsche, welche bei diesem Feste zugegen waren, sagten, daß diese Parabeln bei ihnen schier gar

nicht bekannt seyen, und wünschten, es möge eine einfache Uebersetzung derselben zu einem so billigen Preise veranstaltet werden, daß das Buch auch in ihrem Vaterlande in die Hände der Landgeistlichen, der Schullehrer, der Eltern und der Jugend kommen könne. Da wir nun später noch mehrfach die Gelegenheit hatten, die treffliche Wirkung dieser sinnreichen Parabeln auf die verschiedensten Zuhörer, ja selbst auf ziemlich verkehrte Gemüther zu bemerken, so erinnerten wir uns wieder des Wunsches jener deutschen Freunde, und veranstalteten die vorliegende Uebersetzung, der wir von ganzem Herzen den Segen erflehen, den diese Arbeit des frommen Vaters Bonaventura in andern Ländern so reichlich gebracht hat.

1.

Der unfolgsame Waisenknabe.

Ein König von Persien, welcher keinen Kronprinzen hatte, fand auf der Gasse einen kleinen bettelnden Waisenknaben, von gar schönem Aussehen, und ließ ihn nach Hofe führen, in der Absicht, ihn an Kindesstatt aufzunehmen. Als nun das Kind als Königs-Sohn gekleidet war, kam er Allen ganz entzückend vor, und wurde die Freude des Hofes. Der König starb, und nach seinem Tode fand man in seinem Testamente die Verordnung, das Kind soll bis in sein fünfzehntes Jahr auf's Sorgfältigste erzogen werden; und wenn es den Bemühungen, die man an dasselbe verwende, entsprechen, und sich tugendhaft und des Thrones würdig zeigen würde, so nehme er es an Kindesstatt an, und gebe ihm sein Königreich; wenn es hingegen die Erziehung, die es empfange, nicht benutze, und sich den Lastern ergebe, so solle man es wieder entkleiden, fortjagen, und in die Bergwerke verdammen.

Man vollzog das Testament. Man gab dem Kinde Hofmeister, Lehrer, Aufseher, und man unterließ nichts, was zu seiner Belehrung, Bildung und Vervollkommnung beitragen konnte. Während seiner Kindheit zeigte er immer nur Hang zum Bösen, und Abneigung gegen Alles, was ihm nützlich seyn konnte. Er brauste gegen seine Lehrer auf, er trat die

Bücher mit Füßen, oder warf sie zum Fenster hinaus; er zerbrach Alles, was man ihm zu seinem Unterricht in die Hände gab. Nachdem er größer geworden, zeigte man ihm das Testament des Königs; alle Tage hielt man ihm einerseits den Scepter und die Krone, die ihm bestimmt waren, und andrerseits die Schande und Strafe, zu denen er verdammt würde, vor. Allein diese Vorstellungen machten keinen Eindruck auf ihn. Wie er noch größer wurde, beschäftigte er sich nur damit, Kartenhaüser und Schlösser von Lehm zu bauen. Warfen ihm seine Lehrer seine kindischen Gebaüde um, so weinte, zürnte, drohte er, und statt dasjenige, was man ihm angewiesen hatte, zu studiren, kehrte er immer, sobald er allein war, wieder zu den nämlichen Kindereien zurück, und wollte nichts lernen. Nichts desto weniger lernte er, man weiß nicht wie, die rohesten und unanständigsten Worte vorbringen; umsonst verwies man es ihm, er besserte sich nicht. Je älter er wurde, desto mehr zeigte er neue Mängel, und fiel in die größten Laster. Der Zorn, die Grausamkeit, der Geiz, Uebermaß im Essen und Trinken waren nicht die Einzigen, die man an ihm bemerkte. Seine Reden waren wie seine Neigungen, er lobte nichts als schlechte Handlungen, er liebte nichts als Ausschweifung und Schwelgerei.

So übel beschaffen, gelangte er endlich in das Alter von fünfzehn Jahren. Der Rath versammelte sich, und er erschien; man las ihm das Testament des Königs vor, und einstimmig wurde er der Regierung unwürdig erklärt und verurtheilt, entkleidet,

um für seine übrigen Tage in die Bergwerke gesandt zu werden. Nachdem er sein Urtheil gehört, da schien er zum erstenmal gerührt und reumüthig. Er erblaßte, zitterte, vergoß Thränen, seufzte, bat um Gnade; allein der Richterspruch wurde vollzogen.

Das Schicksal dieses Kindes flößt mir doch Mitleiden ein. Das war wohl ein sehr unglücklicher Tag für ihn. Welch ein Fall! welch ein unwiederbringlicher Verlust! Aber auch sein Betragen ist sehr empörend, sehr hassenswerth, ganz unerträglich. Der Unglückliche! wußte er denn nicht, was er zu hoffen oder zu fürchten hatte?

Ach! weißt du es selbst nicht? bist nicht du jenes Kind, durch deine Annahme an Kindes Statt bestimmt, ewig zu herrschen, wenn du dich des Thrones, der dir versprochen ist, würdig beträgst; und bedroht mit ewiger Strafe, wenn du ein Leben führst, das deiner Aufnahme unwürdig ist? Wie jenes wardst du aus dem Schooße des Elendes und der Noth herausgezogen; du wurdest in dem Taufwasser von der Erbsünde abgewaschen, und bekleidet mit dem Gewande der Unschuld! Wie schön warst du dazumal in den Augen des himmlischen Hofes! Allein bald hast du dieses Gewand befleckt, und du hast alle deine Schönheit verloren!

Vergleiche dein Leben mit dem jenes Kindes, und du wirst es eben so nichtswürdig und noch schlechter finden, als das seinige; indessen bist du unterrichtet, du weißt, um was es zu thun ist! Wenn Gott in seiner Barmherzigkeit, die bisweilen jene

unwürdigen Gegenstände, woran sich dein Herz hängte, weggenommen, so hast du dich, statt in dich zu gehen, und ihm anzuhängen, noch verhärtet, nur das Irdische zu lieben. Und doch rückt der Tag immer näher, wo es entschieden werden soll, ob du des Himmels oder der Erde werth bist, jener Tag, an dem Thränen und Nachreue unnütz seyn werden.

2.

Der unverständige Sklave.

Ein sehr reicher Mann, Namens Arist, gewann einen seiner Sklaven, Namens Afrenes, lieb. Er hatte ihn von den Feldarbeiten weggenommen, um ihn zu Hausgeschäften zu brauchen, in der Absicht, ihn bald frei zu lassen. Wirklich rief er ihn eines Tages zu sich, und sagte zu ihm: „Afrenes, ich habe dir einen Auftrag zu geben, und dich einige Stunden von hier wegzuschicken. Wenn du meinen Auftrag gut verrichtest, so will ich dir bei deiner Rückkehr die Freiheit schenken, und dazu will ich dir noch eine Belohnung geben, wofür du Ursache haben wirst, mit mir zufrieden zu seyn. Mein Auftrag an dich," fuhr er fort, „ist dieser: Du kennst den Herrn Eusebius, und weißt, wo er wohnt; bringe ihm diese dreißig Talente Silber, die ich ihm schuldig bin! Laß dir einen Empfangschein von ihm geben, und bring mir ihn her! Das ist Alles, was ich von dir verlange. Du weißt wohl, daß, wenn du bei dem Denkmal der Hebe vorbeigegangen bist, du zwei

Wege antreffen wirst, von denen der eine rechts, der andere links geht. Gehe rechts, dieser Weg wird dich zu Eusebius führen. Würdest du aber den Weg zur Linken einschlagen, so würdest du endlich zu Kapistes kommen. Nun verbiete ich dir, zu diesem zu gehen. Er ist ein böser Mann, der behauptet, daß Alles ihm angehöre, und der sich deines Geldes bemächtigen würde. Hüte dich in diesem Punkte; denn wenn dir dieß Unglück begegnete, so würde sich alle meine Liebe gegen dich in Haß verwandeln, und statt der Freiheit und der Wohlthaten, die ich dir verheiße, würde ich dich fesseln lassen, und zu den härtesten Feldarbeiten zurücksenden, wovon du nicht mehr loskämest!"

„Mein Herr," antwortete Afrenes, „ich habe nicht nöthig, daß mich Furcht oder Hoffnung antreibe, deinen Willen zu thun; meine Pflicht, und der Wunsch, dir zu gefallen, werden immer die einzigen Beweggründe meiner Handlungen seyn!" Indem er dieß sagte, nahm er das Geld, und reisete ab. Da er nun auf dem Wege war, begann er auszurufen: „O glückliche Freiheit, um die ich so viel geseufzt habe! endlich erscheinst du mir, und der morgige Tag wird mich frei sehen. O glücklicher Tag für mich!" Darauf fing er an, bei sich zu vernünfteln, und sagte: „wenn ich frei seyn werde, so will ich mit dem kleinen Vermögen, das ich habe, und den übrigen Geschenken, die mir mein Herr machen wird, schon noch etwas zu Stande bringen. Doch," setzte er hinzu, „wenn ich nur zehn Talente mehr hätte,

so würde ich wohl meine Geschäfte noch besser machen. Ich bin aber wohl närrisch," fuhr er fort, „ich wünsche zehn Talente, und trage dreißig bei mir. Was hindert mich, von diesen dreißig Talenten zehn zu nehmen? Wer wird es erfahren? Der Herr Eusebius wird an zwanzig genug haben." Nach diesen Worten öffnet er den Sack, und nimmt zehn Talente heraus, die er beiseite legt, und setzt seinen Weg und sein Selbstgespräch wieder fort.

„So soll ich nun," sagte er zu sich, „diese zwanzig Talente dem Herrn Eusebius bringen? Ich kenne diesen Herrn gar wohl; er ist hart und geizig; ich dürfte wetten, daß er mir für meine große Mühe keinen großen Lohn geben wird. O so steht es mit dem Herrn Kapistes nicht; ich bin gewiß, daß, wenn ich zu ihm gehe, er mich nicht fortlassen wird, ohne mich seinen Wein kosten zu lassen!" Wie er dieß sagte, ging unser Reisende bei dem Denkmal der Hebe vorbei, und die zwei Wege lagen vor ihm. „Da ist ja nun," sagte er, „der streitige Punkt! Nach welcher Seite soll ich gehen? Nach alle dem," fuhr er fort, „kann ich ja allerdings zuerst zu Kapistes gehen, und von da kann ich nachher, wenn ich ein wenig ausgeruht habe, immer noch zu Eusebius kommen. Und darauf schlug er den Weg zur Linken ein. Sobald ihn Kapistes von weitem sah, rief er ihm zu: „Ach, bist es du, mein lieber Afrenes, bringst du Geld?" „Ja, mein Herr!" „Wieviel?" „Zwanzig Talente." „Das ist wohl wenig, aber es liegt nichts daran; komm immer herein,

und trink eins bis zum Mittagessen!" — Aber, mein Herr, sagte Afrenes, ich bringe dieß Geld nicht für Sie her. „Für wen denn?" Für Eusebius. „Gut" erwiderte Kapistes, „Eusebius bedarf das nicht. Dieß Geld gehört mir, und ich habe es vonnöthen; gib es mir nur, mein Kind, und dann wollen wir miteinander zu Mittag speisen." — Ich muß aber, antwortete Afrenes, meinem Herrn einen Empfangschein zurückbringen. — „Nun ja," erwiderte Kapistes, „ich will dir einen geben; deinem Herrn gilt dieß gleich." Afrenes, der nicht lesen konnte, der den Werth eines Scheines nicht kannte, und der übrigens Hunger hatte, ließ sich überreden, gab das Geld hin, und empfing den Schein. Nach diesem setzte man sich an die Tafel, man aß zu Mittag, man vertrieb sich die Zeit, man spielte, bis es Zeit war nach Haus zu kehren.

Afrenes ging nur Schritt für Schritt, ein wenig unruhig über das, was er gethan, und ohne zu wissen, welches Ende alles das nehmen werde. Als ihn sein Herr sah, sagte er zu ihm: „Du kömmst ziemlich spät zurück." „Mein Herr," antwortete Afrenes, „das geschieht deßwegen, weil man mich zum Mittagessen eingeladen hat!" — „Befindet sich Eusebius wohl?" „Ja, mein Herr, wenigstens habe ich ihn nicht krank gesehen." „Hast du ihm das Geld gegeben?" „Ja, mein Herr!" „Hast du seinen Empfangschein?" „Ja, mein Herr, hier ist er!" Arist öffnet den Zettel, und sieht sogleich Kapistes Unterschrift. „Wie," schrie er auf, „Kapistes hat dir die-

sen Zettel gegeben? Diesem also hast du das Geld gebracht?" Afrenes gerieth in Verwirrung und blieb stumm. Nachdem Arist den Schein durchgelesen, sagte er: „Ei wie? du hast nur zwanzig Talente hingetragen? Wo sind die übrigen zehn?" Afrenes warf sich nun, da er Alles aufgedeckt sah, seinem Herrn zu Füßen, und sagte zu ihm: „Herr, ich bin ein Elender, der nur deinen Zorn verdient hat! Ich habe von allem dem, was du mir befohlen hast, nichts gethan, sondern im Gegentheil Alles, was du mir verboten hast! Strafe mich, ich habe es verdient!" Arist sagte zu ihm: „Du hast mir dein Wort nicht gehalten; so will ich dir das meinige halten." Sogleich ließ er ihm an seine Füße Fesseln legen, und ihn auf sein Landgut bringen, um dort die härtesten Arbeiten zu verrichten; auch wollte er ihn nicht mehr sehen, und nicht mehr von ihm reden hören.

Kann man sich ein thörichteres Betragen als das dieses Sklaven denken? Nehmen wir die vorzüglichsten Züge desselben wieder vor uns, und sehen wir, ob sie nicht auch einigermaßen auf uns passen!

I. Sein Undank. Rufe dir hier alle jene Wohlthaten, die du von Gott erhalten hast, in's Gedächtniß zurück! Er hat dich aus dem Nichts hervorgezogen, und zum Menschen erschaffen. Hernach hat Er dich, aus einer besondern Güte, aus der Masse des Verderbens herausgezogen, und dich in sein Haus, in seine Kirche versetzt, um einige Zeit deine Treue in seinem Dienste zu prüfen, und dich bald hernach

in den Himmel aufzunehmen, wo du ewige Freiheit, ewige Glückseligkeit, ewiges Leben genießen sollst. Das ist das Ziel und Ende, wozu er dich erschaffen hat. Kannst du ein edleres und glücklicheres wünschen? Um dir zu verhelfen, daß du dieses Ziel erreichest, hat er die Welt erschaffen, und seine Kirche gestiftet. Und dafür, daß er dir einen Leib und eine Seele gegeben, und dir den Gebrauch aller Geschöpfe überlassen hat, verlangt er von dir nur ein Einziges, und verbietet dir nur ein Einziges. Was er von dir verlangt, ist dieses, daß, wenn du zu den Jahren der Vernunft gekommen im Stande bist, das Gute vom Bösen zu unterscheiden, du die Bahn der Gerechtigkeit, der Frömmigkeit, der Andacht betretest, und auf den Wegen seiner Gebote wandelst, so daß du seine Wohlthaten nur zu seinem Dienste und deinem Heile verwendest, indem du Alles auf seine Ehre beziehst. Und einzig verbietet er dir zu betreten die Pfade des Bösen; er verbietet dir, dem Satan und der Welt die Talente zu opfern, die er dir nur dafür verliehen hat, daß du sie seinem Dienste weihest; er verbietet dir, etwas von den Gütern, die er dir anvertraut hat, zu entwenden, und sie deiner Eigenliebe, deinem Geize, deinem Hochmuthe, deinen Leidenschaften dienen zu lassen. Untersuche nun, was du bis dahin gethan hast!

II. Sein Ungehorsam. Es ist wichtig, zu bemerken, wie er dahin geräth.

1) Er rechnet auf die seinem Gehorsame verheißene Belohnung, und denkt gar nicht darauf, zu

gehorchen. Er sinnt nur auf seine Freiheit, und gar nicht auf das Mittel, sie zu erlangen. Eben so sagen Alle, sie wollen selig werden, Niemand will verdammt werden; indessen denkt man gar nicht an das einzige Mittel, selig zu werden, und der Verdammung zu entgehen, welches darin besteht, daß man den Geboten Gottes gehorche.

2) Er gibt vor, daß er gehorche, und doch unterhält er sich nur mit Gedanken, die ihn vom Gehorsame abziehen. Wie darfst du vorgeben, Gottes Gesetz zu halten, wenn du nur hörest, nur liesest, nur dem nachstrebst, nur das liebest, was demselben entgegengesetzt ist; wenn du in deinem Verstande, in deinem Gedächtnisse, in deiner Einbildung, in deinem Herzen nur solche Gedanken, Anschläge, Neigungen nährest, die mit demselben im Widerspruche sind?

3) Er nimmt sich vor zu gehorchen und ungehorsam zu seyn miteinander; anfangs das zu thun, was man ihm verbot, und hernach dasjenige, was man ihm befahl. Sieh da die große Klippe! Man will damit anfangen, daß man der Welt dient, und hernach erst will man Gott dienen; aber gar zu oft stirbt man, so daß man Gott gar nicht, und nur der Welt allein gedient hat.

III. Seine Verwegenheit. Diese zeigt sich in drei Dingen:

1) darin, daß er sich schmeichelt, sein Herr werde nicht vernehmen, was er thue und wohin er gehe. Können wohl Freidenker sich überreden, daß Gott

um ihre Handlungen und ihre Lästerungen nichts wisse, oder daß er, wenn er sie weiß, sie nicht bestrafe? Wie dürfen aber wir, die wir glauben, daß Gott Alles sieht, in seiner Gegenwart und vor seinen Augen sündigen? Ach, wie viele Herzen hat schon dieß Wort: Niemand wird darum wissen, dreist gemacht, zu sündigen! So hält man also unter den Menschen Gott für Niemand.

2) Darin, daß er mit dem Empfangscheine des Feindes seines Herrn zufrieden ist. Und wir, sind wir nicht auch zufrieden, wenn wir nur den Beifall der Welt haben? Sind wir nicht zufrieden, wenn wir nur die Außenseite und den Schein gerettet haben? Wenn uns die Welt bei unsern Unordnungen und solchen Handlungen, die Gottes Gesetz am meisten entgegengesetzt sind, Beifall gibt, verlangen wir dann mehr? Wünschen wir uns nicht Glück dazu? Bleiben wir nicht ruhig dabei?

3) Darin, daß er diesen Empfangschein seinem Herrn zu bringen wagt. Das ist die aüßerste Verwegenheit. Und doch ahmen wir ihn eben in diesem Punkte ganz genau nach. Wir rücken unaufhörlich und wider unsern Willen dem göttlichen Richterstuhle immer näher, und doch getrauen wir uns, vor dieser furchtbaren Majestät zu erscheinen mit einem Gewissen, das mit allen unsern Vergehungen beladen ist, mit einem Gewissen, worin Alles genau und ausführlich geschrieben ist, was wir gethan, geredet, gedacht, uns eingebildet, geliebt und gewünscht haben.

Drei Dinge machen uns aber noch schuldbarer als diesen Sklaven:

1) Er konnte nicht lesen, und das war nicht seine Schuld; da wir hingegen in unserm Gewissen lesen, und das, was es enthält, untersuchen können; sagst du aber, du könnest darin nicht lesen, so antworte ich, daß dieß deine Schuld ist, weil du dich niemals darin geübt, und daran gewöhnt hast. Du vermeidest es im Gegentheil, deine Augen darauf zu werfen, um dir die Mühe nicht zu geben, in dich zu gehen, und dich einen Augenblick zu sammeln; als ob es nicht besser für dich wäre, diese Mühe zu übernehmen, um Alles, was dir entgegen ist, auszutilgen und hinwegzuthun, als es ohne Untersuchung vor den Richterstuhl Gottes zu tragen, um ewig dafür gestraft zu werden.

2) Er kannte den Werth eines Scheines nicht, und wußte nicht, daß dieser Alles, was er verheimlichen wollte, aufdecken würde. Was aber dich betrifft, gesetzt auch, daß du in deinem Gewissen nicht lesen könntest, so weißt du wenigstens doch wohl, daß es alles Böse, was du gethan hast, und was es dir vor Gottes Richterstuhle vorwerfen wird, enthält. Du bist also sehr verwegen und sehr unsinnig, wenn du es in diesem Zustande dahin trägst.

3) Er konnte den Schein nicht verbessern, und nach dem Fehler, den er begangen hatte, gab es für ihn kein Mittel mehr; aber für uns gibt es noch eines, und du wärest wohl thöricht, wenn du es nicht benütztest.

Dieß Mittel heißt:

1) Lerne in deinem Gewissen lesen, durchblättere genau dieses Register deines Lebens, damit du wohl wissest, was es enthalte. Tilge Alles, was sich wider dich darin befindet, durch deine Thränen aus, und schaffe es durch eine gute Beicht daraus fort!

2) Wenn sich auch ungeachtet deiner Mühe und Anstrengung irgend eine Stelle fände, die du nicht wohl entziffern kannst, so überlasse dich Gottes Barmherzigkeit, bemühe dich, dasselbe in den Flammen der göttlichen Liebe zu verbrennen, laß dasselbe dich gründlich demüthigen, ohne dich darüber zu verwirren und zu beunruhigen; diene deinem Herrn mit Vertrauen und Liebe, aber zugleich auch mit Furcht und Zittern, und erinnere dich dabei, daß dein Herr dein Vater ist, daß Er nur ein gerades Herz und einen guten Willen verlangt; daß er es nicht gern hat, wenn man ihm in Unruhe dient, daß die Aengstlichkeit nebstdem ihn beleidigt und das Vertrauen ihn ehrt.

3) Hüte dich in's Künftige wohl davor, etwas in dein Gewissen hineinzulassen, welches dasselbe beschwert, und wider dich zeugen kann; und wenn auch so etwas aus Nachlässigkeit von dir sich hineinschliche, so untersuche es sogleich, und tilge es durch eine reumüthige Buße und Beicht aus. Auf diese Weise wirst du dein Gewissen in gutem Zustande erhalten; du wirst es mit Zuversicht Gott vorhalten; es wird der Beweis deiner Treue seyn; Gott wird

dir die dem treuen Diener verheißene Belohnung verleihen, und du wirst sie die ganze Ewigkeit durch genießen!

3.

Das Manna in der Wüste.

Das Manna, welches Gott den Israeliten in der Wüste gab, ist ein sehr natürliches Bild der Güter dieser Welt.

1) Das Manna war unbekannt. Als die Israeliten zum erstenmal die Felder mit solchen Körnern bedeckt sahen, erstaunten sie darüber sehr, und sie fragten einander: Was ist das? Von dieser Frage, die im Hebräischen Man hu? lautet, entstand der Name dieses Kornes: Manna. So könnte man ebenfalls wohl alle Güter der Welt mit Was ist das? benennen. O Jugend, die du die Augen zu öffnen, und die Gegenstände auf Erden zu unterscheiden beginnst, schätze sie nicht nach dem Eindrucke, die sie auf deine Sinne machen! Du siehst auf der Welt Reichthümer, Ehren, Freuden; bevor du nun dein Herz diesen Gegenständen preis gibst, lerne sie kennen, und frage: Was ist das? Stelle diese Frage an deine Eltern, an einen weisen Lehrer! Frage dieß vorzüglich den Vater des Lichtes, damit du dich über die Natur und den Gebrauch dieser Güter nicht taúschest, du wirst die meisten Menschen diesen Gütern nachlaufen, und unaufhörlich nach

ihrem Besitze und ihrer Vermehrung bemüht sehen. Du wirst wieder Andere sehen, die diese Güter verachten, die sie fürchten, die sie verlassen. Siehst du dieß, so frage dich ferner: Was ist das? Woher kommt das, daß man so verschieden urtheilt und handelt?

2) Das Manna war ein weißes, durchsichtiges, und wie Krystall glänzendes Korn. Auch die Güter dieser Welt haben diese Eigenschaft. Sie sind glänzend und blendend. Laß dich aber durch ihren Schimmer nicht verführen, und, bevor du sie suchst und brauchst, frage immer: Was ist das?

3) Das Manna kam vom Himmel. Auch die Güter der Welt kommen von Gott. Gott hat die Erde erschaffen. Nach seiner Anordnung bringt sie so viele verschiedene Dinge, so viele Früchte, so viele Metalle, so viele Reichthümer hervor. Gott hat die Stände unter den Menschen geordnet; er macht die Könige, die Potentaten, die Großen, die berühmten Männer, und das, was ihnen die Herrlichkeit verschafft, die sie umgibt; er macht aber auch den Armen und Dürftigen, den Unwissenden und Talentlosen, und was sie in ihrer Niedrigkeit und Verachtung unterstützt. Gott ist endlich der Schöpfer aller Freuden, die auf Erden sind; Er hat deinem Leibe die Sinne und deiner Seele die nothwendigen Eigenschaften, sie genießen zu können, verliehen. Diese erste Wahrheit führt dich zu einer zweiten: Gott hatte bei Erschaffung dieser Güter seine Absichten, denen du entsprechen mußt, und er wird von dir

Rechenschaft darüber abfordern, wie du diese Güter benützt hast; er wird dich darüber zu Rede stellen, ob du bei'm Gebrauche dieser Güter seinen Gesetzen dich gefügt, oder ob du sie verachtet hast. Wenn es also unter diesen Gütern einige gibt, deren Gebrauch er dir, um dich zu prüfen, untersagt hat, so mußt du dich derselben enthalten; wenn es solche gibt, deren Gebrauch er geordnet hat, so mußt du die Vorschriften, die er deßhalb gegeben, beobachten, und dich in den Schranken der Mäßigkeit, Gerechtigkeit, Liebe, die er dir vorgeschrieben, halten, und nicht so leben, als ob du beim Erwerb, beim Besitze, beim Genusse dieser Güter keinen Herrn hättest, und als ob dir Alles erlaubt wäre.

4) Das Manna war ein sehr kleines Korn, wodurch die Geringheit der Güter, der Größen und Freuden dieser Welt wohl ausgedrückt wird. Urtheile darüber nicht nach dem Geraüsche, das die Weltleute machen; beurtheile sie vielmehr nach dem Vergnügen, das diese daraus ziehen. Frage sie, prüfe sie in der Nähe, und du wirst unter allen denen, die diese Güter mit dem feinsten Geschmacke und im Ueberfluß genießen, keinen finden, der mißvergnügt ist!

5) Das Manna war ein vorübergehendes Gut, d. h. es mußte den Hebräern nur während ihrer Reise durch die Wüste, und bis sie in das verheißene Land würden eingegangen seyn, zur Nahrung dienen; nachher aber sollte es für sie kein Manna mehr geben. So sind auch die Güter dieser Welt uns gegeben, um uns in der Wüste, und auf der Pilgerschaft dieses

ses Lebens zu erhalten; aber nach dem Tode, der unser Eintritt in die Ewigkeit ist, gibt es andere Güter, eine andere Herrlichkeit, andere Freuden. Dann werden die Güter dieser Welt nichts mehr für uns seyn, und den Unsinnigen, die ihr Herz daran geheftet haben, wie den Weisen, die sie verachtet, und nur nach dem Willen Gottes benutzt haben, weggenommen werden.

6) Das Maß des Manna's war für einen Jeden abgemessen. Ein jeder von ihnen mußte täglich einen Gomor einsammeln. Diejenigen, welche zu hastig mehr sammelten, hatten damit nichts gewonnen; denn, wenn sie nach Hause kamen, fanden sie von dem, was sie gesammelt hatten, nicht mehr, als das vorgeschriebene Maß. Das Maß der Güter dieser Welt ist ebenfalls für Jeden angeordnet, und dieses Maß ist das Bedürfniß eines Jeden nach seinem Stande. Wenn Alle dieses Maß, das ihnen die Vorsehung anweist, beobachteten, so wären noch für alle Leute Güter übrig, und es gäbe keinen Nothdürftigen. Was nützt es aber dem Geizigen, Schätze zu haüfen? wird seine Eßlust dadurch vermehrt? Nein, oft sehr vermindert. Was nützt es dem Ehrsüchtigen, daß er in seiner Person so viele Ehrenstellen vereinigt? wird er um so zufriedener und geehrter? Nein, vielmehr wird er oft nur desto unruhiger und verachteter. Was nützt es dem Wollüstigen, so viele Freuden zu sammeln, und sich ihnen zu überlassen? Ist er um so glücklicher, und genießt er eine desto bessere Gesundheit? Im Gegentheil wird er oft nur

um so kränker, und unfähiger, die unschuldigen und mäßigen Freuden, die er genießen könnte, zu kosten.

7) Das Manna erforderte Wachsamkeit und Arbeit. Man mußte es vor Sonnenaufgang sammeln; man mußte es mahlen, kneten, backen, und Brod daraus machen. Die Armuth, welche die Trägheit verursacht, verdient kein Mitleiden. Arbeitet, hoffet auf Gott, und es wird euch nie an Brod mangeln!

8) Das Manna war verweslich, und zwar so, daß diejenigen, welche von einem Tage zum andern davon aufbehalten wollten, es den folgenden Tag ganz verdorben und voll Würmer fanden; ein treffendes Bild, wie wenig man sich auf die Güter der Welt verlassen kann. Die Würmer, die Diebe, die schlechten Geschäfte, die Ungerechtigkeit der Menschen, die Rauhigkeit der Luft, das Ungestüme der Jahreszeiten, tausend unvorhergesehene Zufälle rauben uns alle Tage Güter, auf die wir schier mit völliger Sicherheit zählen konnten.

9) Das Manna war bei gewissen Gelegenheiten unverweslich. Am Freitage sammelte man dessen zwei Gomor, von denen das Eine sich, ohne zu verderben, bis auf den Samstag aufbehalten ließ, weil man es nur gesammelt hatte, um das Gesetz der heiligen Ruhe oder des Sabbaths zu beobachten. Moyses nahm einen Gomor Manna, den er in die Arche stellte, um es in das verheißene Land zu bringen, damit es für die Hebräer ein Denkmal der Erbarmungen Gottes gegen sie würde, und damit das Andenken an diese Wohlthaten sie unaufhörlich zur

Liebe, zum Vertrauen u. a. erwecke; und dieser Gomor mit Manna verdarb nie. Das verheißene Land und die Sabbathsruhe waren ein Vorbild des Himmels und der Ewigkeit. Die Art, wie man die Güter dieser Welt für den Himmel, für Gott, für das Heil und die Unterstützung des Nächsten anwendet, verändert die Natur und die Eigenschaft derselben. So verweslich sie waren, so macht jene Anwendung sie unverweslich; so vorübergehend und vergänglich sie waren, so macht dieselbe sie fortdauernd; so zeitlich sie waren, so macht dieselbe sie ewig. Glücklich, wer es versteht, dieses wunderbare und göttliche Geheimniß in Ausübung zu bringen!

10) Endlich hatte auch das Manna verschiedenen Geschmack, je nachdem diejenigen, die es aßen, beschaffen waren; so daß es für die Einen geschmacklos und widerlich, und für die Andern lieblich und angenehm war. Eben so werden auch die Güter dieser Welt, je nachdem man in diesem Leben Gebrauch von ihnen macht, in der Ewigkeit den Einen unerträglichen Ekel und Bitterkeit, und den Andern unaussprechliche Freuden verschaffen.

4.

Der Nachtwandler.

Der König von Corea schickte zwei Beamten seines Hofes, ihm Perlen zu fischen. Diese Perlen wollte er zu einem prächtigen Halsbande brauchen,

das er seinem Vater, nämlich dem Kaiser von China, reichen mußte, (denn so nennen die Könige, welche Tribut leisten müssen, diesen Kaiser), und so sandte er denn einen seiner Beamten an die östliche Küste von Corea, und den andern an die westliche. Er empfahl ihnen fleißig so viele Perlen zu sammeln, als sie könnten, und daß beide den nämlichen Tag, den er ihnen bestimmte, wieder zurückkommen sollen. Mindao war derjenige, den er an die östliche Küste sandte. Dieser verrichtete seinen Auftrag sorgfältig und mit Erfolg. Alle Nächte kam er mit einer Lampe an die Küste, um zu fischen, und den Tag über ruhte er. Der andere aber, Namens Yanki, den man an die westliche Küste geschickt hatte, brachte die Tage mit Belustigungen zu, und die Nächte mit Schlafen. Doch kam er alle Nächte an die Küste; allein, da er ein Nachtwandler war, kam er schlafend dahin, ohne zu wissen, was er that; und statt Perlen zu fischen, sammelte er Kieselsteine, womit er den Korb, den er immer mittrug, anfüllte. Die übrigen Fischer, die ihm in geringer Ferne zusahen, hätten nach seinem Gange und seinen Bewegungen geschworen, daß er Perlen fische, und damit beladen zurückkehre; und doch hatte er nur Kiesel gesammelt, und kehrte nur mit Steinen beladen zurück. Wann er heimgekommen war, leerte er seinen Korb, ohne zu erwachen, in eine Kiste, die er sonst dazu bestimmt hatte, seine Perlen hinein zu legen. Darauf legte er sich zu Bette, wo er zu schlafen fortfuhr, bis es hoch am Tage war. Indessen traümte er diesen letz-

ten Theil seines Schlafes die schönsten Dinge von der Welt. Es kam ihm vor, als ob er an der Küste wäre, Perlen im Ueberfluß sammelte, Körbe damit anfüllte, und sie in seine Kiste leerte. Früh beim Erwachen war er so voll von seinem Traume, daß er nicht daran zweifelte, es sey Wirklichkeit; und andererseits war er mit seinen Freuden so beschäftigt, daß er sich gar nicht Zeit nahm, in seine Kiste zu schauen, um zu sehen, was sie enthalte. So brachte er die ganze ihm vom Könige vorgeschriebene Zeit zu. Der Tag kam an, da er abreisen mußte. Sogar an diesem Tage noch mit tausend andern Gegenständen beschäftigt, packte er seine Kiste auf, ohne sie vorher zu öffnen, und kam den nämlichen Tag, wie Mindao, an den Hof zurück. Die zwei Kisten wurden dem Könige überreicht. Man öffnete die des Mindao, worin man sehr schöne Perlen, und in großer Anzahl fand. Der König war damit so zufrieden, daß er sogleich Mindao zum Statthalter einer Provinz ernannte, und ihm einen ansehnlichen Jahresgehalt anwies. Yanki hoffte eine ähnliche Belohnung; aber wie erstaunte er, als man beim Eröffnen seiner Kiste nur Steine statt Perlen antraf! Yanki konnte seinen Augen kaum trauen. Aber der König, der dieß für einen Schimpf ansah, wurde darüber so aufgebracht, daß er ihn verdammte, mit den Steinen, die man ihm überreicht hatte, todt geworfen zu werden.

Yanki wollte sich entschuldigen; der König wollte ihn aber nicht anhören, und zog sich ganz erzürnt

zurück. Yanki redete nichts desto weniger mit dem Reichskanzler, und suchte sich damit zu entschuldigen, daß er das Unglück habe, Nachtwandler zu seyn und dieß sey ja offenbar die Ursache seines Unglücks. Aber der Kanzler antwortete ihm, weil er doch gewußt habe, daß er Nachtwandler sey, so hätte er seine Maßregeln treffen, und sich aufwecken lassen sollen; wenigstens hätte er den Tag über untersuchen sollen, was er zu Nachts gethan; vor seiner Abreise, oder wenigstens bevor er sich am Hofe eingefunden und vor dem König erschienen wäre, hätte er sehen sollen, was sich in der Kiste befinde, und sich nicht so verwegen dem Unwillen und Zorne des Königs aussetzen sollen. Yanki gestand seinen Fehler. Er bat nur noch, daß man ihn noch einmal an die Küste zurücksenden wolle, indem er seinen Fehler zu verbessern versprach. „O“ sagte der Kanzler, „der König setzt die Ehre seiner Verordnungen nicht zum Zweitenmale dem Ungehorsame seiner Beamten aus.“ Nachdem er dieß gesagt, ward Yanki zum Tode geführt.

Der Sinn dieses Gleichnisses ist nicht schwer zu finden. Wir sind alle in dieser Welt, um Perlen zu sammeln, d. h. um Tugenden und gute Werke zu üben. Jesus Christus, unser König, sendet uns hieher, und gibt uns Anlässe und Mittel dazu. Ihm müssen unsere Verdienste dargebracht, durch ihn müssen sie Gott, seinem Vater, aufgeopfert werden. Man kann, mit der Leuchte des Glaubens, solche auch auf der östlichen Küste, und im Glücke sam-

meln; aber die westliche Küste, der Weg der Trübsale und Leiden, ist ohne Widerspruch der Reichste derjenige, der den größten Ueberfluß hat.

Ach, wie viele Nachtwandler schlafen auf dieser Welt da unten, und traümen, und sammeln statt Perlen, die werth wären, ihrem Vater überreicht zu werden, nur Kiesel, fähig, ihn zu beleidigen, geeignet, das Feuer seines Zorns anzüzünden, und ihre eigene Strafe herbeizuziehen. Heißt denn das nicht Steine statt Perlen sammeln, wenn man sich nur mit irdischen Gütern beschäftigt, und die himmlischen Güter vernachlässigt? Was ist denn ein Mensch, der sich etwas auf seine Rechtschaffenheit ohne Religion zu gute thut, der gute Werke verrichtet ohne den wahren Glauben? Ein Nachtwandler, der schläft und traümt. Was ist ferner ein Mensch, der ohne Geduld und Gelassenheit leidet, der ohne Andacht in der Kirche ist, und ohne Andacht seine Gebete hersagt; der ohne rechte Absicht die Pflichten seines Standes erfüllt; der nur aus natürlichem Geschmacke, aus Gewohnheit oder aus menschlichen Beweggründen handelt? Ein Nachtwandler, der nicht weiß, was er thut, der nur das Äußere der Tugend hat, der nur die Handlungen und Bewegungen derselben nachahmt, ohne das Verdienst derselben zu haben; der, mit Einem Worte, statt der Perlen nur Kiesel sammelt, und statt der Belohnung nur Züchtigung befürchten muß.

Nachtwandler, erwachet! Denket an das, was ihr thut! Oeffnet die Augen und sehet, was ihr

sammelt! Stellet euch doch nicht eurem Könige dar, und erscheint nicht vor seinem Gerichte, ohne zu wissen, was ihr dahin bringet, ohne genau geprüft zu haben, was sich in euerm Gewissen befindet, bevor es seinen Augen dargebracht und geöffnet wird. Jetzt noch, während dieses Lebens, könnt ihr die Steine daraus wegthun, und Perlen dafür hineinlegen durch Reue, Buße, Beicht, Sacramente, und gute Werke. Aber einmal, wenn ihr eure Bahn werdet durchlaufen haben, erwartet dann nicht mehr, daß man euch noch ein zweites Leben zugestehen werde, um die Fehler des Ersten zu verbessern. Thut jetzt, was ihr dann wünscht gethan zu haben; denn alsdann wird euch nichts mehr übrig bleiben, als die Strafe oder der Lohn für das, was ihr bis dahin werdet gethan haben!

5.

Der Astronom bei den Lappländern.

Ein Astronom begab sich, auf Befehl seines Königs, nach den nördlichen Ländern, um das Vorübergehen des Gestirns der Venus an der Sonnenscheibe zu beobachten. Da er nun in Lappland angekommen, fand er, daß die kleinen Menschen, welche in diesem Lande wohnen, ihre Winterwohnungen noch nicht verlassen hatten. Diese Wohnungen waren tiefe, unterirdische Höhlen, welche keine andere Oeffnung hatten, als die Thüre, wodurch man hineinging. In diesen Höhlen unterhielt man ein schrecklich großes

immerwährendes Feuer. Man schleppte ganze Baüme, die noch völlig grün waren, mit all ihren Zweigen und Blättern hinein. Man verbrannte sie hier, und der Rauch davon war so dick, daß man, während man sich wärmte, einander nicht sah. Eines Abends, als heiteres Wetter war, und bevor die Lappländer in ihre Löcher herabgestiegen waren, erklärte ihnen der Astronom, der schon seine Beobachtungen gemacht hatte, den Lauf der Gestirne, nannte ihnen die Sterne, und zeigte ihnen die Planeten. Die Lappländer lachten aus vollem Halse, als sie ihn so reden hörten, und die Instrumente, deren er sich bediente, betrachteten. Die einen nahmen einen Quadranten (ein astronomisches Instrument) in die Hand, und wußten nichts damit anzufangen. Die Andern schauten durch ein Fernrohr, und sahen nichts. Die Namen Cartesius, Newton, Kopernikus machten sie zum Ersticken lachen. Endlich fing der Angesehenste von der Schaar an, und sagte zum Astronom: „Dein König und deine Nation müssen in der That den Kopf verloren haben, daß du uns mit solchen Hirngespinsten unterhalten willst.“ Der Astronom, der sich dadurch beleidigt fühlte, antwortete ihm: „Darüber ist sich nicht zu verwundern, daß ihr, die ihr nur in der Finsterniß lebt, die ihr nur in Höhlen wohnet, die ihr nichts sehet, als was sich in euern Löchern befindet, und nicht einmal wisset, was die Erde hervorbringt, euch auf die Erscheinungen am Himmel nicht verstehet, und über die spottet, welche sie beobachten und euch davon reden.“ Als dieß die Lappländer hörten, er-

hoben sie ein furchtbares Geschrei, und vielleicht hätten sie sich noch gar an ihm vergriffen, wenn der kluge Astronom sich nicht schnell fortgemacht hätte. Er reiste bald darauf in sein Vaterland zurück, wo er einen genauen Bericht seiner Beobachtungen, und eine ausführliche Schilderung seiner Abenteuer herausgab. Jetzt genießt er, im Schooße seiner Familie, die Wohlthaten seines Königs und die Hochschätzung seiner Mitbürger.

Ich bemerke nun an diesen Lappländern drei Dinge:

1) Ihre Finsterniß. In Hinsicht auf die Dinge unsers Heils sind wir Alle auf dieser Welt hier, wie in einem Hause voll Rauch. Das Verderbniß unserer Sinne und die Lebhaftigkeit unserer Leidenschaften lassen in und um uns Wirbelwinde eines dicken Dunstes aufsteigen, welche die reinsten Lichter unsers Geistes verdunkeln, und die edelsten Empfindungen unsers Herzens ersticken. Wir sehen weder dasjenige, was in uns ist, noch dasjenige, was außer uns ist. Wir kennen nicht, was in, noch was außer dieser Welt sich befindet, weder die Größe dessen, welches ewig ist, noch die Kleinheit dessen, was zeitlich ist. Wir schenken den irdischen und vergänglichen Dingen die Achtung und Hochschätzung, welche die himmlischen und unsterblichen Dinge verdienen, und wir bezeigen diesen die Verachtung, welche jene verdienen. Dieser Irrthum macht, daß die Menschen dasjenige gut nennen, was böse ist, und böse dasjenige, was gut ist. Sie halten die Finsternisse für Licht,

den Weg für das Ziel, den Ort ihrer Verbannung für den ihres Vaterlandes.

Ergreifen wir doch, bevor der Tod uns aus einem so schädlichen Irrthum zu ziehen kömmt, die Leuchte des Glaubens, die uns, wie der heil. Apostel Petrus sagt, in diesem Orte der Finsterniß leuchten wird! Hören wir die an, welche, von diesem himmlischen Lichte geleitet, uns die wichtigen Heilswahrheiten, daß die ewigen Güter und Uebel einzig unserer Betrachtungen werth seyen, und daß die vorübergehenden Güter und Uebel der Erde nicht verdienen, daß wir uns damit beschäftigen, als in sofern sie sich auf die Güter und Uebel der Ewigkeit beziehen.

2) Ihre Spöttereien. Wann ich sehe, wie Gottlose die Religion angreifen, Irrglaübige wider die Kirche streiten, Ausgelassene sich über die Frömmigkeit lustig machen; so kömmt mir vor, ich sey in den nördlichen Ländern, und höre die Lappländer über die Astronomie urtheilen.

3) Ihren Zorn. Die Welt hat zu jeder Zeit der wahren Christen und aller deren, die sich wollten belehren lassen, gespottet. Oft hat sie dieselben verfolgt, bisweilen sogar um's Leben gebracht. Aber diese sind triumphirend im himmlischen Vaterlande, wo sie die ewigen Güter des ewigen Königs in der Gesellschaft seliger Unsterblicher genießen. Verleihe uns der Herr, eines Tags bei ihnen zu seyn!

6.

Der Vipernfänger.

Ein Mann vom Lande war sehr geschickt, Vipern zu fangen, die er nachher einem Apotheker der benachbarten Stadt überschickte, um sie bei der Bereitung des Theriaks zu gebrauchen. Einen Nachmittag war seine Jagd so glücklich, daß er bis an hundert und fünfzig Vipern fing. Abends nach seiner Zurückkunft befand er sich so müde, daß er nicht zu Nacht essen wollte; er ging in seine Kammer und legte sich sogleich schlafen. Er trug, nach seiner Gewohnheit, seine Vipern noch ganz lebendig in seine Kammer, und that sie in ein Gefäß, welches er zwar bedeckte, das aber nicht genau schloß. In der Nacht, während er schlief, brachen die Vipern aus ihrem Gefängnisse, und schlichen Alle, weil sie die Wärme suchten, nach seinem Bette, schlüpften unter die Tücher, an seinen Leib, und umwickelten ihn auf allen Seiten, ohne ihm etwas Leids zuzufügen, außer daß er erwachte; aber er ward nichts gewahr. So wie er gewöhnlich die bloßen Arme auf die Bettdecke gelegt, schlief, erstaunte er in der Frühe, als er schon bei hellem Tage erwachte, sehr, seine Arme mit Vipern umschlungen zu sehen. „Ach," sagte er, „ich bin des Todes! die Vipern sind entkommen." Er hatte die Klugheit, sich nicht zu rühren, und merkte, daß sie sich um seinen Hals, um seine Beine und Schenkel, und um seinen ganzen Leib gewunden hat-

ten. Welch ein Zustand! Doch verlor er den Kopf nicht. Er empfahl sich Gott; und ohne sich im Geringsten zu bewegen, rief er seiner Magd. Als diese die Kammerthür geöffnet hatte, flüsterte er ihr zu: „Trete nicht herein, sondern gehe hinunter, nimm den großen Kessel, fülle ihn bis zur Hälfte mit Milch, wärme diese Milch, doch so, daß sie nur lau werde. Dann bringe mir diesen Kessel, und stelle ihn, so stille, und mit so wenig Geraüsch als du kannst, mitten in meine Kammer. Schließe die Thüre nicht! Geh', mache geschwind! verliere keinen Augenblick!" Da der Kessel in der Kammer war, fingen die Vipern, sobald sie die Milch rochen, an, ihren Fang im Stich zu lassen. Er sah, wie sie sich von seinen Armen loswickelten und sich zurückzogen. Er fühlte die Viper vom Halse fortziehen. Er fühlte, daß seine Beine und Schenkel, und endlich auch sein ganzer Leib frei wurden. Welche Freude! Doch blieb er in seiner Fassung; er eilte nicht, und ließ allen Vipern Zeit, fortzuziehen. Alle schlichen fort, und warfen sich in den Kessel, so daß nicht Eine mehr im Bette zurück blieb. Jetzt stand unser Mann auf, und da er die Vipern in die Milch beinahe versenkt, und davon eingeschläfert und wie berauscht sah, zog er sie nacheinander mit seinen Zangen heraus, und schnitt ihnen den Kopf ab. Sogleich warf er sich auf die Kniee, und dankte Gott von ganzem Herzen, daß er ihn aus einer so großen Gefahr errettet habe. Darauf ging er hinunter, und erzählte, was ihm eben begegnet war. Alle hörten ihn mit Schrecken zu,

und er selbst entsetzte sich, während er erzählte. Aber nun schickte er seine Vipern zu dem Apotheker, und ließ ihm sagen, er habe keine mehr von ihm zu erwarten. Wirklich entsagte er auch seinem Gewerbe, und faßte einen solchen Abscheu vor den Vipern, daß er nicht nur keine mehr ansehen, sondern nicht einmal davon reden oder daran denken mochte.

Eine so furchtbare Geschichte verdient wohl, daß wir noch einmal auf sie zurückkommen, und sie nach allen ihren Theilen untersuchen.

1) Den Zustand des Menschen in seinem Bette. Wenn ich ihn betrachte, wie sein ganzer Leib mit Vipern umwunden ist, so schaudere ich, und dieser einzige Gedanke macht mich zittern. Welch' eine Lage! Kann es wohl eine schrecklichere geben? Ja! die einer Seele, die sich in einer Todsünde befindet, ist tausendmal schrecklicher. Wenn ich einen Sünder betrachte, er mag dann ruhig in seinem Bette schlafen, oder frei den Tag durch handeln, und wenn ich denke, daß tausend Todsünden und tausend böse Geister, die schlimmer sind als Vipern, seine Seele besitzen, und sich derselben bemeistert haben, daß sein ganzer Leib und alle Sinne seines Leibes nicht bloß davon umrungen, sondern damit angefüllt, und davon durchdrungen sind, so empfinde ich darüber Schauer und Entsetzen. Den Unglücklichen schreckt sein Zustand nicht; er ist gleichsam eingeschlafen. Aber der Mensch, von dem wir reden, fühlt ebenfalls keinen Schrecken, und schläft auch. Ist deß-

wegen der Zustand des Einen und des Andern weniger furchtbar?

2) Die Gefahr dieses Menschen während seines Schlafes. Wenn sich dieser Mensch während seines Schlafes, wie gewöhnlich geschieht, nur ein wenig bewegt hätte; wenn er, indem er sich umgewendet, eines dieser Thiere gedrückt hätte; wenn er diese Schlangen durch einen Hauch, durch einen Seufzer, durch ein Wort erschreckt hätte, so wäre er verloren gewesen. Und wenn dieser Sünder in dem Zustande, worin er sich befindet, plötzlich auf das Todbett käme, wenn ihm einer jener Unfälle, wovon man täglich reden hört, begegnete, wie stünde es mit ihm, oder wie steht es mit Allen, denen diese Unfälle begegnet sind? Wenn sie im Zustande einer Todsünde sich befanden, so sind sie dann auf ewig verloren. Es ist wohl ein grausamer Tod, wenn man an den Bissen von hundert und fünfzig Vipern stirbt; was ist aber dieß, nach allem dem, in Vergleich mit der Hölle, wo man auf ewig die Beute der bösen Geister, seiner Sünden, seiner Gewissensbisse, seiner Verzweiflung und der ewigen Flammen ist.

3) Den Schrecken dieses Menschen bei seinem Erwachen. Sünder, du wirst nicht immer schlafen! Du wirst einst im Tode und vor dem Gerichte Gottes erwachen! Und wie wirst du dann erschrecken, wenn du dich als einen Feind Gottes, als einen Aufrührer gegen Gott, den gefallenen Engeln ähnlich, als einen Menschen der Sünde siehst, der zu nichts mehr gut ist, als für die Hölle, wo er jetzt

soll hinabgestürzt werden, um ewig da zu verbleiben. Ach, warte doch nicht mit dem Erwachen, bis dieser Augenblick ankommt; dann wäre es zu spät für dich! Erwache jetzt, da du noch die Vipern, die bereit sind, dich zu verzehren, und die du darin verbirgst und unterhältst, von deinem Herzen wegthun kannst!

Du hast die Gefahr dieses Menschen gesehen, und du kannst nicht laügnen, daß die Deinige noch größer sey. Betrachte nun, wie er sich daraus zieht, damit auch du dich, wie er, daraus ziehen mögest:

1) Seine Klugheit. Er verlor den Kopf nicht, und erdachte sich das einzige Mittel, das ihm gelingen konnte, und ihm auch wirklich gelang. Eben so verliere auch du den Muth nicht, wenn du den schrecklichen Zustand deiner Seele betrachtest; überlaß dich nicht der Verzweiflung; sage nicht wie Kain: Meine Sünde ist größer, als daß sie mir vergeben werden könnte. Wärest du auch ein noch tausendmal größerer Sünder, so würde doch Gottes Barmherzigkeit, da sie unendlich ist, deine Sünden noch unendlich überwiegen. Du hast nicht nöthig, das Mittel, das dich von deinen Sünden erlöst, zu suchen, und dir auszudenken! Dieß Mittel ist schon völlig gefunden, und Gottes Barmherzigkeit legt es dir ganz bereit dar. Es ist dieß das Blut Jesu Christi, worin du alle deine Sünden durch eine gute Beichte abwaschen mußt. Aengstige dich nicht über diesem Worte! Bleibe ruhig! Sieh' dieß Geschäft nicht für unmöglich oder für zu schwierig an!

an! Gott verlangt nichts Unmögliches von dir, und wird dir helfen, das zu thun, was von dir abhängt. Beichte anfangs die Sünden, deren du dich erinnerst! Nimm dir hernach Zeit, auch die andern aufzusuchen, und laß auf solche Weise alle Vipern wegziehen. Fürchte nichts! sie werden alle fortgehen!

2) Seine Freude, als er sich befreit sah. Sie war ohne Zweifel groß; aber sie ist nichts im Vergleich mit derjenigen, die ein Sünder empfindet, der sich bekehrt hat, und nun von Gott wieder zu Gnaden ist aufgenommen worden. Wer vermag aber die Freude dieses Sünders zu fassen, wenn er einst, auf immer von allen seinen Feinden befreit, eingeladen wird, in die Freude des Herrn selbst einzugehen! O, wie wird er sich dann Glück wünschen, daß er sich von seinen Sünden losgemacht, denselben entsagt, sie gebeichtet, verabscheut und gebüßt hat!

3) Seinen Entschluß. Er schneidet allen Vipern, ohne einer einzigen zu schonen, den Kopf ab. Er entsagt auf immer einem Gewerbe, das ihn bald zu Grunde gerichtet hätte. Endlich faßt er vor dem, das ihn in eine so große Gefahr gebracht hat, einen ewigen Abscheu. Du verstehst, was dieß Alles sagen will! Uebe es nun aus! Fliehe die Sünde, so wie du beim Anblicke einer Viper oder sonst einer giftigen Schlange fliehen würdest!

7.
Der Balken im Wasser.

Zwei Bauern waren vom Lande in die Stadt gekommen, um hier zwei Wagen mit Holz, die sie hergeführt hatten, zu verkaufen. Nachdem sie ihren Handel geschlossen, gingen sie am Gestade des Flusses spazieren. Da sahen sie einen Balken im Wasser liegen, und einen jungen Menschen hinter ihm her waten, der den Balken mit einer Hand gegen das Ufer schob. „Von was für Holz mag denn dieser Balken nur seyn?“ sagten da die Bauern zu einander, „er ist ja so leicht, daß ein Kind ihn schiebet, wohin es will?“ Als der Meister Zimmermann, der auf das Landen des Balkens wartete, die zwei Bauern so reden hörte, ging er zu ihnen, und sagte: „Meine Freunde, wenn ihr wissen wollet, von was für Holz dieser Balken ist, und wie leicht er ist, so laßt uns miteinander einen Handel treffen! Wenn ihr alle beide, sobald der Knabe den Balken an's Gestade gebracht hat, ihn aus dem Wasser ziehet, und mir ihn auf's Trockene leget, so will ich euch sechs Gulden geben; wenn ihr aber alle beide das nicht zu Stande bringet, so müßt ihr eure Ochsen anspannen, um mir ihn herauszuziehen, und mir dann noch drei Gulden geben, damit wir dafür miteinander zu Mittag speisen.“ Der Vorschlag schien vortheilhaft. „Wenn der Balken,“ sagte einer der Bauern, „so leicht ist, daß dieser Knabe allein ihn herführen kann, so wäre es wohl ein seltsamer Han-

del, wenn wir beide ihn nicht herauszuziehen vermöchten!" Die Bedingung ward angenommen, und man legte das Geld beiderseits in die Hände der Wirthin, die am Flusse mit Waschen beschäftigt war, und sich über die Einfalt dieser guten Gesellen verwunderte. Da nun der Balken an der bezeichneten Stelle angekommen, schickten sich die zwei Bauern, der eine auf dieser, der andere auf der andern Seite an, denselben aus dem Wasser zu ziehen; aber alle ihre Anstrengung war unnütz, und nachdem sie lange Zeit gearbeitet hatten, bekannten sie sich für überwunden. Sie mußten die Ochsen anspannen, und das Mittagessen bezahlen.

Unser Herr nennt im Evangelium die leichten Sünden, die man an Andern sieht, Strohhalme, Splitter; und die schweren Sünden, die man an sich selbst hat, und nicht sieht, nennt er Balken. Ein Balken, der auf dem Wasser schwimmt, scheint weder nach seiner Größe, noch nach seinem Gewichte das, was er ist. Was seine Größe betrifft, so ist die Hälfte seines Umfangs unter dem Wasser verborgen, und was seine Schwere betrifft, so kann ihn ein Kind umwenden, und lenken, wohin es will. Wenn man ihn aber aus dem Wasser ziehen will, und wenn er herausgezogen ist, dann sieht man erst wie groß er ist, und man erfährt, wie schwer er ist.

Die gegenwärtige Zeit ist ein großes Meer, worauf wir schwimmen, und mit uns auch die Sünden, womit wir beladen sind. Diese Sünden scheinen nicht die Hälfte von dem, was sie sind. Wir

verbergen einen Theil derselben vor den Augen der Menschen unter einer taüschenden Außenseite; ja wir verbergen viele sogar uns selbst, indem wir sie uns verhehlen, sie entschuldigen, sie vergessen. Nebstdem kommt uns dasjenige, was wir davon wahrnehmen, sehr leicht vor, weil diese Sünden so zu sagen auf dem Wasser der falschen Grundsätze der Welt, und auf dem Strome schlechter Beispiele, die sie gutheißen, fortschwimmen. Wenn man sie aber einstens aus diesem Wasser wird herausziehen müssen, um sie dem Richterstuhle Gottes darzustellen, dann werden sie als das erscheinen, was sie sind, von furchtbarer Größe und Schwere. Wann jene schändlichen Handlungen, jene geheimen Betrügereien, jene künstlichen Verlaümdungen, jene schlechten Absichten werden aus dem Wasser gezogen werden; wenn sie nicht gegen die Weltsitte, sondern gegen das Gesetz des Evangeliums, nicht gegen die Verdorbenheit der Menschen, sondern gegen Gottes Heiligkeit werden gehalten werden; dann, ja dann wird man die ungeheure Größe derselben sehen, das unermeßliche Gewicht derselben empfinden. Tilgen wir sie also durch eine wahre Buße aus, bevor wir diese Welt verlassen, damit wir dann nicht belastet sind, wenn wir vor Gott erscheinen müssen!

Die Sünde scheint leicht, wenn wir sie begehen; sie kommt uns aber schwer und ungeheuer groß vor, wenn wir sie nur in den Beichtstuhl tragen müssen. Wie wird sie dann erst seyn, wenn wir sie vor Gottes Richterstuhl werden tragen müssen?

8.

Empedokles auf dem Berge Aetna.

Der Aetna, welcher heute der Berg Gibel heißt, ist ein Berg in Sicilien, der immerfort Feuer und Flammenwirbel ausspeit. Er ist ein wahres Bild der Hölle, und zugleich auch ein Bild des unreinen Feuers, das zur Hölle führt. Ich vergleiche also diesen brennenden Berg so vielen weltlichen Gesellschaften, so vielen ärgerlichen Bällen, so vielen ausgelassenen Schauspielen, welche, gleichsam eben so viele Aetna's, immer mit Flammen umgeben sind, und den Brand in die Herzen werfen. Wie viele einzelne Aetna's gibt es außer diesem noch, herumwandelnde Aetna's, verborgene Aetna's, deren Hitze nicht weniger gefährlich ist! Man kann alle diese Feuer nicht zu sehr fürchten, noch zu weit sich von ihnen entfernen. Wer sich ihnen nähert, will in denselben zu Grunde gehen. Wer die Sünde fürchtet, muß die Gelegenheit fliehen.

Empedokles, ein berühmter Philosoph des Alterthums, mehr noch bekannt durch seinen Tod als durch sein Leben und seine Schriften, war neugierig, das Feuer des Berges Aetna in der Nähe zu sehen. Er wollte mit eigenen Augen erfahren, was dieses Feuer sey, wie es aus dem Berge herauskomme, und was es für Spuren zurücklasse. Er wollte die Höhe des Berges wissen, die Natur des Bodens kennen lernen, den Bau jener Stätte untersuchen, und sich ver-

sichern, ob denn auch Alles, was man davon sagte, wahr sey. Endlich wollte er, daß er davon nicht bloß nach dem Berichte Anderer, sondern nach seinen eigenen Beobachtungen vernünftig reden könne.

Mehr als einmal versuchten ihn seine Schüler von einer so gefährlichen und so verwegenen Unternehmung abzubringen. Man stellte ihm vor, daß alle diejenigen, die es versucht hätten, dabei umgekommen seyen; daß man sich begnügen müsse, von diesem Berge nur so viel zu wissen, als man aus der Ferne ohne Gefahr davon entdecken könne, daß man übrigens nur nach Vermuthungen, nicht aus Erfahrung davon denken und reden müsse. Man stellte ihm vor, daß der Gipfel ganz verkalkt seyn müsse, und daß, wenn man glaube, den Fuß auf festen Grund zu setzen, man Gefahr laufe, auf einen Abgrund von Asche zu treten, und darin zu versinken. Man stellte ihm endlich vor, daß, da das Feuer nicht immer an der nämlichen Stelle des Berges ausbreche, der Ausbruch sogar unter den Füßen des Beobachters geschehen, ihn lebendig verbrennen, und in Asche verwandeln könne, bevor er auf den Grund des Schlundes würde herabgestiegen seyn.

Empedokles antwortete auf alles dieß, man ängstige sich nur zu viel, die Furcht vergrößere die Gefahr, die bei Weitem nicht so groß sey, als man sage; ein Philosoph müsse sich nicht so in Furcht setzen lassen, wie ein gemeiner Mensch: daß diejenigen, die vor ihm den Berg bestiegen hatten, umgekommen seyen, rühre daher, daß sie nicht als Philo-

sophen und mit der nöthigen Vorsicht dahin gegangen seyen; was ihn betreffe, so habe er gute Maßregeln getroffen, und laufe keine Gefahr; er werde Alles sehen und untersuchen, gesund und unversehrt zurückkommen, und ihnen Neuigkeiten überbringen.

Der Philosoph sagte nicht, was dieß für gute Maßregeln seyen, die er getroffen habe; sie hätten zu lächerlich geschienen. Sie beschränkten sich auf zwei, nämlich darauf, daß er seinen Stock immer bei sich trug, um, bevor er den Fuß aufsetzte, den Boden zu untersuchen, hernach, daß er mit bloßen Füßen heraufstieg, um zu spüren, ob der Boden schon warm sey, oder doch es zu werden anfange, damit er sich noch vor dem Ausbruche zurückziehen könne.

An einem schönen Morgen nimmt also Empedokles, ohne Jemanden etwas zu sagen, seinen Stock und geht an den Berg, läßt seine Sandalen unten, und klimmt nackten Fußes auf den Gipfel. Zur nämlichen Zeit waren von ungefähr zwei seiner Schüler auf einen nahen Berg gegangen, um frische Luft zu schöpfen, und erstaunten sehr, einen Mann auf dem Berge Aetna spazieren zu sehen. Sie dachten sogleich, es sey ihr Lehrer, und zitterten vor der Gefahr, in der er sich befand. Was war aber zu thun? Man konnte ihn nicht mehr zurückziehen; sie begnügten sich also, ihn mit den Augen zu beobachten, was aus ihm werden würde.

Sobald Empedokles auf der Höhe des Berges angekommen, ward er entzückt über die Neuheit des

Anblicks. Er sah da tausend neue und für die Augen eines Liebhabers merkwürdige Erscheinungen, die aber den Augen eines jeden Andern nur Abscheu erregt haben würden. Er sah alte verkalkte Felsen, er sah Aschenhügel, er sah Pfühle von geschmolzenem und stinkendem Schwefel, er sah Höhlungen und Risse, und unter diesen solche, wodurch sich wirklich die Flamme zu einer außerordentlichen Höhe erschwang.

Empedokles spazierte rings um diesen furchtbaren Vulkan mit einer mehr als philosophischen Unerschrockenheit. Vermittelst seines Stockes vermied er mehr als Einen Abgrund, und mehr als einmal erinnerte ihn die Hitze unter seinen Füßen, den Platz zu verändern. Er hatte sogar einigemal den Trost zu sehen, daß er sich eben zur rechten Zeit zurückgezogen habe, indem das Feuer von der Stelle, die er eben verlassen, mit Geprassel auffuhr. Schon wünschte er sich zu seiner Geschicklichkeit Glück, und schickte sich an, herabzusteigen. Er dachte bei sich, wie rühmlich es für ihn sey, diesen berühmten Berg, ohne Furcht und Unfall, besucht zu haben, den vor ihm noch kein Sterblicher, ohne dabei sein Leben einzubüßen, hätte besteigen können, und bei Erzählung alles Wunderbaren, das er enthält, sagen zu können: „Ich bin darauf gewesen, ich habe ihn gesehen.“ Während er sich nun mit solchen Gedanken beschäftigte, und noch einen Blick auf die Gegenstände warf, die auf ihn am meisten Eindruck gemacht, und die er zu beschreiben sich vorgenommen, war er auf die War-

nung seiner Füße nicht aufmerksam genug, oder vielleicht warnten ihn seine Füße nicht frühe genug; denn unter ihm stieg ein Flammenwirbel auf, der seinen Stock halb verbrannt weit weg warf. Ob Empedokles selbst verbrannt ist, oder verschlungen worden? Vielleicht das Eine und das Andere. Alles, was man davon weiß, ist, daß er dort blieb, und nicht mehr zum Vorschein kam.

Seine Schüler, Zeugen dieses unglücklichen Ereignisses, liefen sogleich an die Stelle, wo sie den Stock herunterfallen gesehen hatten, und erkannten gar wohl, daß es der ihres Lehrers sey. Sie gingen darauf um den Berg herum, um zu sehen, ob sie nicht einige von seinen hin und her zerstreuten Gliedern fänden; sie fanden aber nichts als seine Sandalen, die sie mit dem Stocke in dem Tempel der Klugheit niederlegten, um diejenigen, die sie sähen, daran zu erinnern, daß die wahre Klugheit in Vermeidung der Gefahr bestehe, und daß es nicht mehr Zeit ist zu Vorsichts-Maßregeln, wenn die Gefahr unvermeidlich ist.

9.

Frommer Betrug eines Kapuziners.

Ein sehr liebenswürdiger und sehr reicher junger Mensch liebte ein junges Frauenzimmer, welches ebenfalls jene zwei Vorzüge mit einander verband. Alles war schon für die Hochzeit bereit, und man

erwartete nur noch die Ankunft eines Verwandten, um sie zu feiern. Unterdessen hatte der junge Mann auf einige Tage eine kleine Reise zu machen; vor seiner Abreise aber machte er seiner Geliebten ein Geschenk mit seinem Porträt in einer reichen goldenen Dose. Das Frauenzimmer nahm sich ihrerseits ebenfalls vor, ihrem Geliebten noch vor seiner Rückkehr ihr Porträt zu schicken; sie wollte aber, daß dieß Porträt von einer Meister-Hand sey. Sie wandte sich daher an einen Pater Kapuziner, der sich in Miniaturgemälden dieser Art hervorthat. Der Kapuziner weigerte sich, dieß zu thun, und sagte, daß, wenn er auch einiges Talent besitze, er es doch nicht an solche Arbeiten verwenden möge. Indessen ließ sich der Pater, dem das Projekt, das er nachher ausführte, schon im Kopfe herumging, auf die dringenden Bitten überreden, und übernahm den Auftrag.

Er malte anfangs nur den Kopf des Frauenzimmers, und übersandte ihn ihr, um sie um ihren Geschmack zu befragen, und zu wissen, ob sie zufrieden sey. Es war der schönste Kopf, den man je sehen kann. Das Frauenzimmer war darüber voll Freude außer sich; sie zeigte ihn ihren Freundinnen, sie zeigte ihn allen Leuten; und Alle, die ihn sahen, gestanden, daß sie nie etwas so Schönes und so wohl Getroffenes gesehen hätten. Sie schickte ihm dem Pater mit einem schönen Geschenke, mit tausend Lobsprüchen und tausend Danksagungen zurück, und bat ihn, eine so schöne Arbeit wohl zu vollenden, und sobald als möglich ihr zu übersenden.

Der Pater vollendete sie auch wirklich. Was that er aber? Statt unter einen so schönen Kopf einen schönen Körper zu malen, malte er ein wohlgetroffenes, aber eben deßwegen sehr scheußliches Skelet, und überschickte es dem Frauenzimmer. Sie machte das Gepäcke eilends auf; als sie aber jenes Scheusal unten am Kopfe sah, gerieth sie in heftigen Zorn. Sie beklagte sich darüber bei ihrer Familie und allen Leuten, als über einen Schimpf, der eine auffallende Rache verdiene.

Indessen gefiel sie sich darin, den Kopf oft anzusehen; da sie ihn aber nicht sehen konnte, ohne zugleich jenes Schrecken-Bild anzuschauen, so gerieth sie in neue Wuth wider den Pater. Nichts desto weniger, je öfter sie dahin zurückkehrte, um so mehr machte sie sich mit dem Skelet vertraut. „Ach," sagte sie, „nach Allem ist's denn nicht dasjenige, was ich eines Tages werden muß? Das ist kein Streich, den mir dieser gute Pater spielen wollte, sondern vielmehr eine Lektion, die er mir geben wollte; benutzen wir sie!" Während dem sie so bei sich dachte, laütete es bei den Karmeliten in den Segen; sie ging dahin. Das Skelet kam ihr wieder zu Sinn; sie weinte, sie wankte; endlich entschloß sie sich, folgsam der Gnaden-Stimme, muthig, und ging zu jenen Klosterfrauen hinein, wo sie das Ordenskleid nahm. Von da sandte sie ihrem Liebhaber ihr Porträt, schrieb ihm die Betrachtungen, die sie darüber angestellt, und den Entschluß, den sie

gefaßt hatte, und ermahnte ihn, seinerseits das Nämliche zu thun.

Der Liebhaber sprüht, bei dieser Neuigkeit, Feuer und Flamme, verläßt jedes andere Geschäft, kömmt in aller Eile zurück, laüft zu den Karmeliten, und verlangt mit seiner Geliebten zu sprechen. Sie ließ ihm aber sagen, sie habe nicht Zeit, in das Rede-Zimmer herabzukommen, er habe ihr Portät und ihren Brief, das Eine könne er betrachten, den Andern lesen, und darüber seine Betrachtungen machen. Noch wüthender über diese Antwort, laüft er zu den Kapuzinern uud fragt nach dem Pater, der das Porträt gemalt hat; aber er war nicht mehr da. Er hatte den Sturm vorausgesehen, und sich in ein anderes Kloster zurückgezogen. Er verlangte den Pater Guardian zu sprechen, der, nachdem er sein erstes Feuer ausgehalten, ihn zur Buße ermahnte, und inzwischen ihm zu verstehen gab, daß alles dieß eine Fügung der göttlichen Vorsehung sey, die ihn von der Welt losschälen wolle, auf daß er sich Gott allein übergebe.

Der junge Mensch, müde der Beschwerden, der Langweile, des Verdrusses, geht in sich; er will einige Ruhe nehmen; allein die Verwirrung und Unruhe seiner Seele erlauben es ihm nicht. Er zieht den Brief aus seiner Tasche, er zieht das Porträt hervor; und, so wie er bald das Eine, bald das Andere ansieht, seufzt er und vergießt Thränen. Endlich, nach einigen Augenblicken des Stillschwei-

gens, sagte er zu sich: „Ich bin wohl närrisch, daß „ich den Moder liebe, während dem ich Gott lie„ben kann; daß ich mich an die Erde hefte, während „dem ich den Himmel gewinnen kann! Wohlan, „wohlan, lassen wir uns nicht von einem Weibe „überwinden, wenigstens laßt uns den Muth haben, „sie nachzuahmen!" Auf diese Worte steht er auf, geht, sich dem Pater Guardian zu Füßen zu werfen, macht ihm seinen Entschluß zu wissen, und bittet ihn um das Ordenskleid.

Nachdem er dieß erhalten, schrieb er an die Karmelitin, um ihr seine Veränderung zu melden, und sich ihrem Gebete zu empfehlen. Von dieser Zeit an sahen sie einander und schrieben auch einander nicht mehr; aber nach einem ziemlich langen Leben, dessen Eifer niemals erlosch, starben alle Beide am nämlichen Tage im Geruche der Heiligkeit.

Welche Freude jetzt für sie in der Ewigkeit! Wenn wir daran Theil nehmen wollen, so laßt uns auch, wie sie, über unser Wichtigstes nachdenken, und wir bringen unsere Betrachtungen in Ausübung! Sie müssen uns eben nicht in ein Kloster oder in eine Einöde führen; aber der Gedanke an den Tod, wohl überlegt, wird uns mitten in unsern Projekten aufhalten, und uns von unsern Unternehmungen, wobei wir am öftesten nur unsere Eitelkeit, unsere Leidenschaften, und unsern zeitlichen Vortheil zu Rathe ziehen, abkehren.

10.
Was ist das gegenwärtige Leben?

Man fragte einst einen Philosophen, was das gegenwärtige Leben sey, und er antwortete: „Es ist die Reise, die ein Verbrecher, nachdem man ihm sein Urtheil verlesen, von seinem Kerker bis an die Gerichtsstätte macht."

In der That sind wir Alle vom Mutter-Schooße aus zum Tod Verdammte, und wir gehen daraus nur hervor, um uns an unsere Todes-Stätte zu begeben. Zwar verbindet man uns die Augen nicht, wie den Verbrechern; allein, was auf das Nämliche herauskömmt, man verbirgt uns die Todesstätte. Wir rücken diesem Orte immer näher, aber ohne zu wissen, wo er ist, und ohne zu wissen, ob wir demselben nahe oder ferne sind. Alles, was wir wissen, ist dieß, daß wir uns ihm alle Tage nähern, daß wir ihm heute näher sind, als gestern, daß wir einst dahin werden gekommen seyn, ohne es zu wissen, und daß wir uns vielleicht schon wirklich da befinden, oder nur noch einen Schritt dahin zu thun haben.

Etwas, das wir noch nicht wissen, ist die Todesart, wozu wir verdammt sind, welche in dem Urtheilsspruche nicht ausgedrückt ist; und die uns Gott im Dunkel seiner Vorsehung noch verborgen hält. Wird sie sanft, wird sie grausam seyn? Wird sie schnell und plötzlich, oder lang und von Dauer seyn? Werden wir noch einen Augenblick haben, uns zu

erkennen, und unsere Geschäfte in Ordnung zu bringen, oder werden wir ihn nicht mehr haben? Das wissen wir nicht.

Wirklich zum Erstaunen ist, daß wir, beladen mit dem Todes-Urtheile während dieser Reise, die wir aus dem Kerker an die Richtstätte thun, noch sündigen, lachen, Possen treiben, Projekte machen!

So geschieht es aber auch haüfig, daß Viele mitten unter ihren Freuden und Unternehmungen sich am Ziele finden, das sie noch weit entfernt glaubten, nämlich, daß sie, ohne vorbereitet zu seyn, plötzlich auf dem Richtplatze stehen und die Strafe des Todes erleiden müssen, an die sie nicht gedachten.

11.

Das Orakel von Delphos.

Wenn die alten Philosophen irgend einer wichtigen Lehre Eingang verschaffen wollten, so gaben sie dieselbe für einen Orakel- oder Göttersprüch aus, wenn gleich die finstern Mächte, welche in den Orakeln wirkten, keineswegs solchen bessern Lehren geneigt waren.

Man sagt, daß Zeno, da er ein tugendhaftes Leben führen wollte, das Orakel von Delphos um ein Mittel, beständig in Uebung der Tugend zu leben, befragte, und daß ihm das Orakel darauf geantwortet habe: Frage die Todten!

Wirklich gibt es für einen Christen kein wirksameres und leichteres Mittel, sein Leben zu bessern und im Guten zu verharren, als der Gedanke an den Tod, und die darauf folgende Ewigkeit. Wenn wir unsere Voreltern, unsere verstorbenen Eltern und Freunde, diejenigen, die wir haben sterben gesehen, oder die wir selbst zum Grabe begleitet haben, befragen wollten, wie unser Wandel beschaffen seyn soll, was würden sie uns sagen? Wie heilig wäre unser Leben, wie süß unser Tod, wenn wir die Lehren, die uns die Todten gäben, anhören wollten!

Je nützlicher der Gedanke an den Tod ist, um unser Leben gut einzurichten, desto lieber lebt der Mensch, der von Natur jeder Ordnung feind ist, in Vergessenheit des Todes. Da man aber, obschon man den Tod vergißt, doch weiß, daß der Tod uns nicht vergißt, so waren die weisesten Völker und einzelnen Personen aus den Heiden und Christen immer darauf bedacht, einen so heilsamen Gedanken auf verschiedene Weise sich in's Gedächtniß zu rufen.

Ehemals bot in China am Vorabende der Krönung des Kaisers ein jeder Bildhauer der Stadt Peking diesem ein Stück Marmor dar, damit er dasjenige wähle, aus dem er sein Grabmal ausgehauen haben wolle, weil es Sitte war, schon vom Tage seiner Krönung an daran zu arbeiten. Der Bildhauer, der den Marmor überreicht hatte, den der König auswählte, war auch derjenge, der den Auftrag hatte, das Werk zu bearbeiten, und jene Stadt bezahlte ihn auch dafür zum Voraus.

Diese

Diese Ueberreichung der Marmorblöcke geschah in Ceremonie und mit großem Gepränge, und war für das Volk und besonders für den Kaiser eine wichtige Lehre. Nimm sie für dich selbst, und denke, daß rings um dich die ganze Natur unaufhörlich daran arbeitet, dir ein Grab zu graben.

Bei der Ceremonie der Krönung der Abyssinischen Könige überreichte man ihnen ein Gefäß voll Erde und einen Todten-Kopf, um sie daran zu erinnern, was sie eines Tages werden würden, und daß die Krone sie von dem allen Menschen gemeinen Loose nicht werde sichern können.

Noch heutzutage trägt bei der Thronbesteigung des Papstes ein Geistlicher einen Büschel Flachs an einem Rohr-Stabe, und indem er den Büschel an ein Wachslicht hält, verbrennt er es unter den Augen des Papstes, und sagt dazu: „Heiliger Vater, so vergeht die Herrlichkeit der Welt.“

Philipp, König von Mazedonien, und Vater Alexanders des Großen, hatte Einem seiner Edelknaben befohlen, ihm alle Morgen dreimal zu sagen: „König! Erinnere dich, daß du Mensch bist!“ Dieß Wort allein sagt genug.

Der Kaiser Maximilian I. hatte seinen Sarg vier Jahre vor seinem Tode machen lassen. Er hatte ihn immer in seinem Zimmer, und wann er reiste, ließ er ihn allzeit mitführen. Er fand an ihm einen guten Rathgeber, und nachdem er während seines Lebens seinem Rathe gefolgt hatte, sah er unerschro-

cken den Augenblick herannahen, da er bald in denselben sollte eingeschlossen werden.

Die Karlhaüser begrüßen einander mit den Worten: „Gedenke an den Tod!“ weil es nichts Wirksameres gibt, uns auf den mühsamen Wegen der Tugend standhaft zu machen, als diese Erinnerung, indem sie uns vor Augen stellt, daß unsere Buße bald zu Ende gehen, daß eine ewige Glückseligkeit darauf folgen, und sie uns von einem ewigen Unglücke retten werde.

Der heil. Bernhard pflegte oft im Tage zu sagen: „Wenn du heute sterben müßtest, würdest du dieß thun?“ Und wenn er irgend eine gute Handlung, oder ein Werk, das ihm seine Pflicht auflegte, anfing, so fragte er sich selbst: „Wenn du nach dieser Handlung sterben müßtest, wie würdest du sie verrichten? Und so erhielt er sich, durch die Erinnerung an den Tod, im beständigen Eifer.

12.
Das Beichtkind des Papstes.

Ein Mann von hohem Stande, aber ein großer Sünder, faßte endlich den Entschluß, sich zu bekehren. Er kam daher nach Rom, und wollte den Trost haben, beim Papste selbst zu beichten. Der Papst hörte ihn an, und wurde erbaut von der Genauigkeit seines Bekenntnisses, von seiner lebendigen Reue,

und seinen großmüthigen Entschlüssen. Als er ihm aber eine Buße auflegen wollte, konnte der Büßer keine annehmen, keine fand sich nach seinem Geschmacke. Fasten! Dazu hatte er die Kräfte nicht. Lesen, beten! Dazu hatte er keine Zeit. Bußwerke verrichten! Das verstand er nicht. Sich in die Einsamkeit zurückziehen, eine Wallfahrt vornehmen! Er hatte Geschäfte. Wachen, auf hartem Boden schlafen! Seine Gesundheit erlaubte ihm das nicht. Und hernach noch ein anderer allgemeiner Grund, den er nicht sagte, er war ein Mann von Stande! Was hatte also ein Mann von seinem Stande zu thun? Der Papst gab ihm einen goldenen Ring, worauf die Worte geschrieben waren: Memento mori! Gedenke, daß du sterben mußt! Er legte ihm zur Buße auf, diesen Ring am Finger zu tragen, und die zwei Worte, welche darauf geschrieben waren, täglich wenigstens einmal zu lesen.

Der Edelmann gab sich sehr zufrieden hinweg, und wünschte sich zu einer so leichten Buße Glück. Aber diese zog alle übrigen nach sich. Der Gedanke an den Tod drang so stark und so glücklich in sein Inneres, daß er ihm aufdeckte, wie es um ihn, einen sterblichen Menschen, beschaffen sey, und daß er zu sich selbst sagte: „Ach, weil ich denn doch sterben muß, was habe ich anders zu thun in der „Welt, als mich zu einem guten Tode vorzubereiten? „Wozu soll ich denn so sehr meiner Gesundheit schonen, die der Tod zerstören muß? Warum soll ich „eines Körpers, und eines Fleisches schonen, die in

„der Erde vermodern sollen?“ Auf diese Betrachtungen kam ihm jede Art von Buße leicht vor. Er übernahm sie alle, und verharrte darin bis an seinen Tod, der kostbar vor Gott, erbauend vor den Menschen, und voll Trostes für ihn war.

Ach, wenn wir dieß Wort: Ich muß sterben, wohl erwägten! Wenn wir doch die richtigen und heilsamen Folgen, die sich aus diesem Worte: Weil ich sterben muß! ergeben, daraus zögen! Wenn wir doch auf die Weisung, die uns dieß Wort: Muß ich denn nicht sterben? an die Hand gibt, ernstlich aufmerksam wären!

Uebrigens sollen dich diese furchtbaren Worte nicht erschrecken. Nimm nur deine Maßregeln, und die Sache selbst wird dich gar nicht erschrecken!

13.

Der Lebens-Faden.

Unsere Ewigkeit hängt von unserm Tode ab; unser Tod hängt von unserm Leben ab, und unser Leben hängt nur an einem Faden. Dieser Faden ist sehr schwach, leicht zu zerreißen, abzuschneiden, zu verbrennen. Dieser Faden endet zur Zeit, da man es am wenigsten erwartet, bisweilen zur Zeit, da man ihn am stärksten glaubt, und selbst oft durch die Mittel, die man anwendet, ihn zu verstärken, wie wir an dem traurigen Ende des Don Karlos, Königs von Navarra, sehen können. Ihr wißt vielleicht diese Geschichte; aber selbst wer sie schon kennt,

hört sie immer mit Schrecken und Erstaunen von Neuem.

Dieser König, durch seine Ausschweifungen erkrankt, fragte seine Aerzte um Rath, und diese verordneten ihm, sich den Leib in ein mit Weingeist getränktes Leintuch einwickeln zu lassen, und vierundzwanzig Stunden in diesem Leintuch wohl eingemacht zu verbleiben. Die Person, welcher der König diesen Auftrag gab, wollte, nachdem sie das Leintuch an dem Leibe des Königs vollends zusammengenäht hatte, ihre Scheere nehmen, um den Faden abzuschneiden; da sie aber dieselbe nicht sogleich fand, hatte sie die Unvorsichtigkeit, den Faden an dem Lichte, das ihr leuchtete, abzubrennen. Dieser Faden, der ebenfalls mit Weingeist getränkt war, fing Feuer, und das Feuer theilte sich dem Leintuche mit, welches augenblicklich in hellen Flammen loderte. Welch Geschrei im ganzen Palaste! Welches bange Hin- und Herlaufen! Was that man nicht, um das Feuer zu löschen und den König zu retten! Aber Alles war umsonst. Der König verbrannte lebendig, bevor man ihm zu Hilfe kommen konnte. Welch ein Tod! Welch ein Leben! Welch eine Ewigkeit!

14.
Sonderbarer Geschmack eines Königs der Bulgaren.

Bogoris, ein König der Bulgaren, liebte alle furchtbar und Schrecken erregende Eindrücke. Es

gefiel ihm an den schauerlichsten Orten, und er hatte eine besondere Freude, auf der Jagd die wildesten Thiere zu verfolgen. Die Tapeten, die Gemålde, die Bildhauerarbeiten seines Palastes stellten nur furchtbare Gegenstände vor. Da er nun vernommen, daß ein Mönch in seiner Gegend, Hieronymus mit Namen, ein vortrefflicher Maler sey, besuchte er ihn, und bat ihn, ihm ein Gemälde nach seinem Geschmacke, d. h. das furchtbarste, das er sich vorstellen könne, zu verfertigen. Der Pater Hieronymus gewährte ihm seine Bitte, und malte ihm das letzte Gericht. Der göttliche Richter, sitzend auf einer Wolke, umgeben von seinen Engeln, erschien darauf in einer majestätischen und zürnenden Gestalt, die einen erhabenen und mahnenden Eindruck machte. Zur Rechten erblickte man die Gerechten strahlend von Herrlichkeit; zur Linken aber die Sünder, blaß, niedergeschlagen, voll Angst und Furcht, in Erwartung des letzten Richter-Spruches. Unten auf dem Gemälde waren die Teufel mit häßlichen und furchtbaren Gestalten abgebildet. Sie schienen wüthend und drohend, und waren mit Straf-Werkzeugen aller Art versehen. Noch tiefer aber erschien ein Abgrund, aus dem furchtbare Flammen-Wirbel hervorbrachen.

Der heidnische König ward beim ersten Anblicke dieses Gemäldes entzůckt, und gestand, daß er noch niemals so etwas Schönes und Furchtbares gesehen habe. Da er aber nicht wußte, was das Bild vorstelle, so führte er den Mönch mit sich nach Hause, damit er es ihm erklåre. Der Pater Hieronymus

erklärte ihm nun Alles mit so viel Nachdruck und Salbung, daß der Fürst, noch erschrockener über die Erklärung als über das Gemälde, das Christenthum annahm, und sein ganzes Leben so durchdrungen von Gottes Gerichten zubrachte, daß, wenn er etwas unternahm, oder wenn man irgend ein Geschäft im Rath überlegte, er zu sagen gewohnt war: „Erinnern wir uns, daß dasjenige, was wir jetzt thun wollen, im göttlichen Gerichte wird untersucht werden!“

15.

Der unglaübige Edelmann.

Während der Pater Hieronymus, wie wir in dem vorigen Gleichnisse erzählt haben, dem Könige und dem ganzen Hofe die Wahrheiten der christlichen Religion, und besonders jene vom jüngsten Gerichte erklärte, war auch ein dem König verwandter Höfling, ein geistreicher, aber höchst ausschweifender Mensch zugegen, der in den Gesellschaften fortwährend dem, was der Pater sagte, widersprach, und, vorzüglich wider das letzte Gericht, seine Einwürfe und verwirrende Fragen vorbrachte, auf welche die neuen Glaubens-Schüler nicht antworten konnten.

Der König wollte, daß der Edelmann seine Einwürfe dem Pater Hieronymus selbst, in Gegenwart des ganzen Hofes vortragen und der Pater darauf antworten solle. Nachdem nun in dieser erlauchten Gesellschaft der Edelmann lange Zeit mit Feuer und

Leichtigkeit, aber ohne einige Ordnung, geredet hatte, wiederholte der Pater dessen Rede und zeigte, wie es drei Hauptpunkte seyen, die der Edelmann bestreite, nämlich die Auferstehung der Leiber, das allgemeine Offenbarwerden aller Gewissen, und die Beschämung der Sünder; und, indem er sich nun an seinen Gegner wandte, antwortete er auf dessen Einwürfe folgendermaßen:

1) Ueber die Auferstehung der Todten. „Alles, was Sie da wider die Auferstehung der Leiber gesagt haben, mein Herr, hat keinen Grund für denjenigen, der von der Macht Gottes eine richtige Vorstellung hat, und dieselbe, wie Sie es selbst glauben, für unendlich hält. Derjenige, der Allem, was athmet, das Leben gegeben hat, kann es ihm nehmen und wieder zurückstellen, wie es ihm gefällt; und für ihn ist das Eine nicht schwerer als das Andere. So zerstreut auch die Asche der Todten seyn mag, so ist sie doch nicht außer der Hand Gottes; Er wird sie wieder zu finden, zu sondern, zu vereinigen wissen.

Das, was Sie mir einwerfen, um die Unmöglichkeit zu beweisen, daß ein jeder von uns mit seinem nämlichen Leibe wieder auferstehen könne, hat eben so wenig Gewicht für denjenigen, der das Gefühl seiner eigenen Schwäche und seiner Unwissenheit mit dem Gedanken an Gottes Allwissenheit verbindet. Denn es ist bemitleidenswerth, daß wir, die wir von den Dingen der gegenwärtigen Welt, die wir sehen, nichts verstehen, doch Alles in der

künftigen Welt, die wir nicht sehen, und die wir nur durch den Glauben kennen, verstehen wollen.

Sie sagen, mein Herr, daß der nämliche Stoff nach und nach mehrern todten Körpern angehört habe, und Sie fragen, wem er zur Zeit der Auferstehung angehören werde? Und wissen Sie denn, mein Herr, ob der nämliche Stoff nach und nach mehrern lebendigen Körpern angehört habe? Und verhindert dieß, daß ein jeder lebende Mensch seinen eigenen Leib habe, und nur in seinem nämlichen Leibe fortbestehe? Sie sagen selbst, Sie hätten vor vier Jahren eine Krankheit gehabt, die Sie ganz ausmergelte, und Sie hätten nicht die Hälfte gewogen von dem, was Sie jetzt wägen. Sie sind wieder dick und fett geworden, und Sie wägen jetzt mehr, als Sie vor Ihrer Krankheit gewogen haben. Haben Sie deßhalb Ihren Leib gegen einen andern vertauscht? Haben Sie nicht mehr den nämlichen Leib? Haben Sie einen andern?

Ein Kind, dessen Leib nur einen Schuh hoch war, und gleich nach seiner Taufe in diesem Zustande starb, müßte, wie Sie sagen, nur einen Schuh hoch wieder auferstehen, um in seinem eigenen Körper wieder aufzustehen. Aber, mein Herr, Sie haben nun eine Höhe von sechs Fuß; waren Sie nicht auch ein Kind, nur einen Fuß, nur einen halben Fuß hoch, und noch kleiner? Haben Sie deßwegen Ihren Leib vertauscht, und haben Sie nicht mehr Ihren eigenen Leib, den nämlichen Leib, den Sie hatten, als Sie auf die Welt kamen? Ei, mein

Herr, das sind Geheimnisse der gegenwärtigen Welt, die wir nicht begreifen; warum wollen wir denn die Geheimnisse der künftigen Welt begreifen? Glauben wir auf das Wort Gottes, und verlassen wir uns auf die Weisheit und Macht des Urhebers dieser und der andern Welt?

Sie fragen hernach, welcher Raum diese unermeßliche Menge auferstandener Leiber werde fassen können? Herr, Derjenige, der die Kinder Adams vertheilt und auf der Oberfläche der Erde zerstreut hat, damit sie darauf leben, und ihren Unterhalt davon ziehen, wird ihnen wohl einen Platz anzuweisen wissen, wenn Er kommen wird, sie zu richten. Sie hatten für das Erstere nicht zu sorgen, und Sie haben sich auch darum nicht bekümmert; auch die Sorge für das Zweite ist Ihnen nicht aufgeladen; beunruhigen Sie sich also deßhalb auch nicht!

Sie fragen endlich, ob wir in der andern Welt noch die nämliche Gesichtsbildung beibehalten werden, die wir hier haben? Herr, alle diese Fragen sind unnütz. Derjenige, welcher in dieser Welt die Ordnung und Mannigfaltigkeit, die wir darin bewundern, zu bringen wußte, wird wohl auch in der andern Alles, was Seiner Ehre, der Seligkeit Seiner Freunde und der Strafe Seiner Feinde angemessen seyn wird, zu veranstalten wissen. Die Schätze Seiner Weisheit sind nicht erschöpft. Verlassen wir uns gänzlich auf Ihn, und beschäftigen wir uns nur mit der Sorge, in Seiner Liebe zu leben und zu sterben!

2) Ueber das Offenbarwerden aller Gewissen. Ich gehe, mein Herr, zum zweiten Punkte, den Sie angegriffen haben, nämlich zum Offenbarwerden der Gewissen über; und ich komme mit Ihnen darin überein, daß jeder Mensch, damit diese Offenbarung vollständig sey, klar und im Einzelnen erkenne, was alle übrigen Menschen und einen Jeden von ihnen betrifft. Er muß ihre Lagen, ihre Verhältnisse, ihre natürlichen Talente, ihre übernatürlichen Gnaden, und hernach ihre Handlungen, ihre Gedanken, ihre Wünsche, ihre Absichten, ihre Worte, ihre Schriften, und die Folgen, die alles dieses gehabt hat, erkennen. Er muß ferner die Wege Gottes hinsichtlich der Menschen im Allgemeinen, und das mannigfaltige Wachen der Vorsehung über Jeden in's Besondere kennen. Dieses und noch viel Anderes, in's Einzelne betrachtet, ist, ich gestehe es, ein Unermeßliches; dennoch, mein Herr, macht es keinen unendlichen Gegenstand aus, und erfordert also zu seiner Kenntniß auch kein unendliches Licht! Nun aber kann ja Gott einem jeden erschaffenen vernünftigen Wesen jeden Grad von Licht ertheilen, wie es Ihm gefällt, wenn nur dieser Grad nicht unendlich ist. Sie kommen oft darauf zurück, dieß sey unbegreiflich. Das gebe ich zu, mein Herr; aber auch hierin, wie im Uebrigen, können wir uns mit dem helfen, was schon auf Erden vorgeht. Wenn Einer in einem Kerker wäre erzogen worden, und die Gegenstände, die sich in seinem Gefängnisse befinden, nur bei dem schwachen Licht einer kleinen Lampe gesehen

hätte, so würde er sich nicht überzeugen, daß es in der Welt noch ein Licht gebe, das zu gleicher Zeit mehr als hundert tausend Meilen Land beleuchte; und wenn man ihn versicherte, daß dem also sey, und zwar so, daß Alle, die diesen unermeßlichen Boden bewohnen, alle Gegenstände deutlich und ohne Mühe sähen, so wäre Alles, was er thun könnte, daß er es glaubte, ohne es zu begreifen. Es ist aber wirklich so und wir sehen es. Nun ist der Unterschied zwischen dem Lichte einer Lampe und jenem der Sonne weniger groß, als der Unterschied zwischen dem Lichte, das Gott jetzt den Menschen mittheilt, und jenem, das Er ihnen am jüngsten Tage ertheilen wird. Sie können also ohne Anstand glauben, daß an diesem jüngsten Tage Alles werde offenbar und sichtbar werden. Und Sie dürfen sich nicht schmeicheln, daß an diesem großen Tage irgend Eine Ihrer Handlungen oder Ihrer Gedanken einem einzigen Menschen werde unbekannt bleiben. Nicht die Wahrheit dieser Glaubenslehre ist unglaublich, sondern die Folgen dieser Wahrheit sind schrecklich; nach Allem aber können wir sie noch uns zu Gunsten wenden.

Jetzt antworte ich auf die Frage, die Sie an mich gestellt haben, ob am jüngsten Tage, ob im Himmel, ob in der Hölle man sich wieder erkennen werde. Was den jüngsten Tag betrifft, so ist es ganz klar, daß man sich wieder erkennen wird. Denn es ist unmöglich, daß die Offenbarwerdung so klar und so vollständig sey, wie wir gesagt haben, ohne

daß man sich wieder erkenne, ohne daß man sehr deutlich nicht nur diejenigen, mit denen man wird gelebt haben, sondern auch Alle, die uns werden vorausgegangen, und die uns werden gefolgt seyn, erkenne. Warum sollte ihnen nun aber dieses Licht, das Gott für diesen Tag den Menschen mittheilen wird, dieses zur Rechtfertigung der Vorsehung, zur Verherrlichung der Heiligen und Beschämung der Sünder so nothwendige Licht benommen werden? Nein, es wird ewig fortwähren. So wird man sich in der Hölle zu seinem Unglücke erkennen, und man wird sich im Himmel erkennen zu seinem Glücke; und das Eine und Andere zur Ehre Gottes die ganze Ewigkeit hindurch.

3) Ueber die Beschämung der Sünder. Jetzt, mein Herr, bleibt mir nur noch ein Wort zu sagen übrig über Ihre Behauptung, daß, weil die Zahl der Sünder am jüngsten Tage weit größer seyn werde, als jene der Gerechten, die Erstern sich ihrer Verbrechen wegen nicht zu schämen hätten. Sie setzen hinzu, in dieser Welt rühmten sich oft die Ausgelassenen ihrer Schwelgereien, und zwar sogar in Gegenwart der Gerechten. Ohne hier die Schande zu untersuchen, welche von diesem Augenblicke an die Sünder empfinden können, worüber noch Vieles zu sagen wäre, so antworte ich nur mit drei Worten, daß dasjenige, was auf dieser Welt bisweilen die Sünder frech und ausgelassen macht, nur ihre Blindheit, die Abwesenheit des Richters und die Entferntheit der Strafe ist; wann sie aber die Schwere

der Sünde, den gegenwärtigen Richter und die Hölle, bereit, sie zu verschlingen, sehen werden; dann, Herr, wird wohl ihre Beschämung groß seyn; und so wie die Furcht aller Uebrigen die Furcht, die ein Jeder für sich selbst empfindet, nicht vermindern wird; so wird auch die Beschämung, die alle Sünder überhaupt treffen wird, nicht verhindern, daß ein Jeder besonders wird beschämt werden!

Bevor ich ende, antworte ich noch auf eine Frage, die Sie über diesen Gegenstand an mich stellen. Sie fragen, ob die Sünden der Heiligen auch an Tag kommen werden. Ja, zu ihrer Ehre, nicht zu ihrer Beschämung! Ja, Herr, sie werden an Tag kommen, ausgetilgt durch das Blut Jesu Christi und abgewaschen durch die Buß-Thränen! Sünden, die so wieder gut gemacht sind, werden kein Flecken, sondern ein Schmuck seyn, der den Glanz der Heiligen erhöhen, der Jesum Christum verherrlichen, und die Beschämung der Sünder vollenden wird, weil, obschon diese die nämlichen Mittel, ihre Sünden zu tilgen, an der Hand hatten, sie dieselben doch nicht brauchen wollten. Und so wie das, daß wir Davids Ehebruch, die Verlaügnung des heil. Petrus, die Verirrungen des heil. Augustin wissen, die Hochschätzung, die wir gegen diese großen Heiligen hegen, in Nichts vermindert, so wird auch der Blick auf die Sünden der Auserwählten weder ihrer Ehre noch ihrer Glückseligkeit schaden.

Als der Pater Hieronymus zu reden aufgehört, dankte ihm der König und der ganze Hof für die

tröstliche Belehrung, die er ihnen gegeben hatte. Der Edelmann aber zog sich, den Verdruß im Herzen, zurück, verblieb, sey es aus Vorurtheil oder aus Eitelkeit, auf seinem Unglauben, und war der einzige am ganzen Hofe, der die Taufe nicht empfing, ein schreckliches Gericht Gottes, eine traurige Folge der Verdorbenheit des Herzens und einer tollkühnen Neugierde, die Geheimnisse ergründen will, die man nur glauben und anbeten sollte.

16.

Bekehrte Eitelkeit.

Ein junger Edelmann, der keine Brüder, und schon im frühen Alter seinen Vater verloren hatte, lebte mit seiner Mutter und zwei Schwestern auf seinem Schlosse. Während dem sich die Mutter und die Töchter mit Werken der Andacht und christlichen Liebe beschäftigten, beschäftigte sich der junge Mann nur mit der weichlichsten Sorgfalt für seinen Körper. Ganze Tage brachte er, ohne Langweile, am Putztische zu. Er sorgte in seinem Hause für Nichts, als sich frisiren, pudern, parfümiren zu lassen. Seine Mutter bot ihm oft an, ihm eine Offiziersstelle zu kaufen; aber wie hätte er in den Krieg gehen wollen, er, der aus Furcht, es möchte beim Durchstreifen des Waldes irgend eine Hecke ihm seinen Haarschmuck zerzausen, nicht einmal auf die Jagd gehen wollte? Diese Liebe zu seinem Körper hatte doch

für ihn das Gute, daß sie ihn von aller Art Ausschweifungen zurückhielt; denn er befürchtete, das geringste Uebermaß worin immer möchte seiner Gesundheit schaden oder seine lebhafte Gesichtsfarbe verderben. Eine so besondere Lebensart zog ihm oft Vorwürfe und Spöttereien zu; aber unser junge Mann tröstete sich mit seinem Spiegel und bewunderte darin sein gutes Aussehen, seine frische Gesichtsfarbe und Gesundheit, worin er all sein Glück und all seinen Ruhm setzte.

Eines Tages ging Pater Basilius, der Obere eines benachbarten Klosters, ein Mann von vielem Geiste, von großer Abtödtung und strengem Bußleben, bei dem Schlosse vorbei, wo man ihn zum Mittagessen zurückbleiben nöthigte. Man bat ihn, er möchte doch, während der Mahlzeit, versuchen, dem jungen Manne männlichere und christlichere Gesinnungen einzuflößen. Schon war der Nachtisch aufgetragen, und man hatte noch nichts davon gesprochen. Darauf nahm die Aelteste der jungen Frauenzimmer die Sache vor, und sagte: „Nicht „wahr, mein Pater, es ist doch für einen Mann, „und noch gar für einen Edelmann nicht recht anständig, sich nur mit der Sorge für seinen Körper „zu beschäftigen?" „Mein Fraülein!" erwiderte der Pater, „der Leib ist ein großer Theil des Men„schen. Vermittelst des Leibes lebt der Mensch auf „dieser Welt, ist den andern Menschen sichtbar, „und tritt mit ihnen in Umgang. Vermittelst des „Leibes empfängt der Mensch die lebhaftesten „Empfin-

„Empfindungen der Freude und des Schmerzens, „theilt sich allen Körpern der Welt mit, wirkt auf „sie, und empfängt ihren Eindruck. Von allen Kör„pern, die Gott erschaffen hat, ist ohne Widerspruch „der menschliche Leib der schönste und wunderbarste, „ohne sogar die Sterne am Firmament auszuneh„men. Ein wohlgebauter, in allen seinen Gliedern „wohl proportionirter, gesunder, behender und star„ker Leib; eine edle und majestätische und zugleich „sanfte und einnehmende Physiognomie; ein Gesicht, „dessen Theile alle ihre eigene Lieblichkeit haben, „dessen Züge großartig und regelmäßig sind; all die„ses bedeckt mit einer feinen und schöngefärbten „Haut; — ich wiederhole, auf der Welt gibt es „nichts so schönes; Alle müssen denjenigen, der solche „Vorzüge hat, bewundern, und Jedermann muß „Freude darüber haben, sie zu besitzen. Ich denke „also, der Leib, dieser wesentliche Theil des Men„schen, verdiene wohl alle unsere Sorgfalt und alle „unsere Aufmerksamkeit."

Während dieser Rede triumphirte der junge Mann; die Frauenzimmer aber hielten sich, nach diesem Anfange, für verrathen, und dieser Gedanke machte sie etwas unwillig über den Pater. Diejenige, welche die Frage vorgebracht hatte, sagte ihm: „Wirklich, mein Pater, Sie tragen uns da eine „schöne Moral vor, und wir hatten nicht Ursache, „eine solche von Ihnen zu erwarten." „Aber," erwiderte die Jüngste etwas feurig, „ich finde Sie, „mein Pater, hier im Widerspruche mit Sich selbst.

„Denn welche Sorge verwenden denn Sie für Ih=
„ren Körper, da Sie Andere ermahnen, für densel=
„ben zu sorgen? Sie bekleiden ihn mit einem Buß=
„kleide von rauhem Tuche, Sie lassen ihn mit blo=
„ßen Füßen und im Kothe mitten im Winter her=
„umwandern; Sie überhaüfen ihn mit Arbeit; Sie
„schwächen ihn mit Fasten; Sie schlagen ihn mit
„vielen Streichen; Sie gönnen ihm Tag und Nacht
„keine Ruhe: ist das die Sorgfalt, die Sie für Ih=
„ren Kørper hegen?“ „Ja, mein Fraülein,“ ant=
wortete der Pater, „da ist ein Unterschied; das ge=
„schieht deßwegen, weil ich nach der Auferstehung
„einen andern Leib erwarte.“ „Erwarten wir denn
„nicht Alle,“ sagte darauf der junge Mann, „die
„Auferstehung?“ „O, wenn das ist,“ versetzte der
Pater, „so geben Sie Acht, daß Sie sich hierin
„nicht taüschen! Man kann nicht hier sein Glück
„auf seinen Körper bauen, und doch noch einen bes=
„sern nach der Auferstehung erwarten. Nur dadurch,
„daß man den gegenwärtigen Leib der Buße unter=
„wirft, daß man ihn der Gerechtigkeit Gottes zum
„Opfer bringt, daß man ihn für Gott dienen, ar=
„beiten und leiden läßt, versichert man sich, daß er
„uns nach der Auferstehung tausendmal glänzender
„und schöner werde zurückgestellt werden, als der=
„jenige, den ich Ihnen beschrieben habe, und nebst
„dem noch, unfähig alles Leidens und unsterblich
„und um so herrlicher in der andern Welt, je
„mehr er auf dieser ist gedemüthigt und abgetödtet
„worden.“

„Als ich jung war,“ fuhr der Pater fort, „liebte „ich meinen Leib sehr, ich dachte nur an ihn. Man „sagte mir, ich sey artig; und ich glaubte es. Ich „hatte es gern, daß man mir das sagte, und ich „liebte diejenigen, die mir es sagten. Im Alter von „fünfzehn Jahren bekam ich die Blattern. Diese „Krankheit machte mir viel Kummer, brachte mich „aber doch zur Besinnung. Ach, mein Gott, sagte „ich zu mir selbsten, alle Liebe, die ich zu meinem „Körper hege, und alle Sorgfalt, die ich auf ihn „verwende, konnten ihn also nicht vor einem so häß- „lichen Uebel bewahren, der mich nun bald entstal- „ten und unkennbar machen wird! So wird es „wohl mit allen Veränderungen seyn, welche die An- „dern erfahren; und ich muß sie auch selbst erfahren. „Ich fing darauf an, alle Alter durchzugehen, und „bemerkte, daß ein jedes Alter dem Leibe einige Ver- „änderung bringt, und ihm Etwas von seinem Glanze „und seiner Schönheit benimmt, ohne daß Jemand „diesem reißenden Laufe der Natur, der uns wider „unsern Willen in's Alter und zum Tode fortreißt, „und uns oft den Tod noch vor dem Alter finden „läßt, einen Damm entgegensetzen könnte. Dieser „Gedanke preßte mir Thränen aus den Augen, und „ich schlief ein. Während des Schlafes kam mir „vor, es sage mir Einer in's Ohr: Weine nicht, „mein Kind! Brauche deinen Leib auf eine heilige „Weise dieß Leben durch, verwende ihn, ohne sein „zu schonen, zum Dienste Gottes, und zur Erfüllung „aller Pflichten deines Standes! Leide, ohne dich

„darüber zu beunruhigen, alle Veränderungen, die „dir zufallen können, alle Krankheiten, alle Schwach„heiten, die er erfahren wird, die Verdrießlichkeiten „des Alters, und die Schmerzen des Todes! Bän„dige ihn du selbst durch strenge Buße, und am Tage „der Auferstehung wird dir ihn Gott vollkommen „und glänzend, unveränderlich, alles Leidens un„fähig und unsterblich zurückgeben; und du wirst „dich seiner die ganze Ewigkeit durch am Orte der „Herrlichkeit freuen!"

Nach diesem nahm Pater Basilius seinen Stab und ging fort. Als er abgereist war, ging der junge Mann, statt, wie er sonst gewohnt war, in sein Zimmer hinaufzugehen, in den Garten, wo er lange Zeit spazierte, und über das, was er gehört hatte, nachdachte. Darauf kehrte er in den Saal zurück, wo er seine zwei Schwestern mit Arbeit beschäftigt sah. „Nun meine Schwestern," sagte er im Hineingehen, „was sagt ihr von der Rede des „Paters Basilius? „Eben von dem," sagte die Aeltere, „unterhalten wir uns, meine Schwester und ich. „Aber was sagst du dazu, mein Bruder?" „Ich „sage, der Pater hat Recht; und ich habe nicht Un„recht. Ihr sagtet mir bisher immer, man müsse „den Körper verachten, und gar nicht schätzen. Nun „seht ihr im Gegentheil, daß, wie der Pater sagt, „der Leib ein wesentlicher Theil von uns selbst ist, „und alle unsere Sorgfalt und Aufmerksamkeit ver„dient. Das ist wahr, daß ich mich taüschte. Ich „bedachte nicht, daß dieser Leib hier, auf dieser

„Welt, nur ein Leib zum Gebrauch ist, so daß, wenn „wir ihn gut benutzen, wir dafür in der andern „Welt nebst andern Eigenschaften, um mich so aus„zudrücken, einen festtäglichen, einen vornehmern Leib „erhalten. Es verhält sich damit beinahe so wie mit „den verschiedenen Kleidern, die ihr traget. Ihr „habt Haus-Gewande, die ihr gar nicht schonet, „und die nur abzutragen sind; und ihr habt meh„rere und glänzende Gewande, die ihr sorgfältig „für die Festtage und großen Gesellschaften aufbe„wahret.“ „Mein Bruder,“ sagte die Jüngere, „du hast den Gedanken des Paters Basilius wohl „gefaßt. Wohl wird das einst ein großes Fest seyn, „nämlich: das der Auferstehung, und da wird sich „eine glänzende Gesellschaft einfinden. Gott ver„leihe uns die Gnade, daß wir mit Ehren dabei „erscheinen!“ „Meine Schwester,“ sagte der Bruder, „das wird von dem Gebrauche abhängen, den „wir hier unten von unserm Leibe machen; wir kön„nen damit Gott ein lebendiges, angenehmes Opfer „darbringen. Dazu ist er uns gegeben. Benutzen „wir ihn!“

Sie benutzten ihn Alle. Der Bruder trat in Kriegsdienste, wobei er alle Mittwoche und Freitage fastete. Er kam in einer Schlacht um, und man fand einen Bußgürtel unter seiner Uniform. Seine jüngere Schwester wurde in einem Kloster, wohin sie sich zurückzog, ein Beispiel von Demuth und Buße. Die ältere Schwester blieb bei ihrer Mutter, und beide übten sich in den Werken der Andacht, welche

die strengste Regel vorschreibt. Alle starben im Rufe der Heiligkeit, und voll der Hoffnung auf eine herrliche Auferstehung.

17.

Der belehrte Dichter.

Ein Dichter ging eines Tages in die Karthaus, um einen Karthaüser, seinen Verwandten, zu besuchen. Nachdem sie von verschiedenen Dingen miteinander geredet, sagte er zu ihm: „Ich habe eben „ein Gedicht beendigt, das mir, wie ich glaube, ei„nige Ehre in der Welt bringen wird. Ich habe „alle Sorgfalt darauf verwendet, und ich will noch „zwei Jahre damit zubringen, es vollends auszufei„len, und in den Stand zu setzen, daß es an's „Licht treten darf. Es ist besser," fuhr er fort, „daß man es noch ein wenig verschiebe, um sich „des Beifalls des Publikums zu versichern." „Ich „glaube," sagte der Karthaüser, „daß Sie wohl „noch die Herausgabe auf zwei andere Jahre ver„schieben würden, wenn man Sie versicherte, daß „Ihr Gedicht, sobald es erschiene, von ganz Paris, „vom ganzen Hofe, und von ganz Frankreich werde „gelesen und bewundert werden." „Gewiß," sagte der Dichter, „und ich glaubte, diese vier Jahre wohl „dazu zu verwenden." „Aber," fuhr der Karthaüser fort, „wenn man Sie versicherte, daß, wenn „Sie noch vier andere Jahre dazu nähmen, Ihr

„Gedicht von ganz Europa würde gesucht, in alle „Sprachen übersetzt, und überall bewundert werden, „würden Sie nicht gerne diese Zeit abwarten?“ „Sehr gerne,“ antwortete der Dichter; „ein so „großer Ruhm verdiente wohl, um den Preis von „acht Jahren Arbeit erkauft zu werden.“ „Aber,“ fuhr der Pater weiter fort, „wenn dadurch, daß Sie „es noch ferner auf acht Jahre verschöben, Sie ver„sichert würden, daß die Hochschätzung, welche Eu„ropa gegen Ihr Werk hegte, sich sogar in der „Nachwelt behaupten und zunehmen, und bis an „das Ende der Welt wachsen würde, würden Sie „wohl einwilligen, noch diese acht Jahre zu war„ten?“ „Ohne Anstand,“ erwiderte der Dichter. „Indessen,“ sagte der Pater, „macht dieß sechzehn „Jahre aus; und hoffen Sie wohl in dem Alter, „worin Sie sich befinden, noch über sechzehn Jahre „zu leben, um jenen Ruhm genießen zu können?“ „Nein,“ versetzte der Dichter, „was liegt aber da„ran? Der Ruhm, welcher nur das Menschenalter „durchdauert, ist Nichts; nur derjenige, den man „hinterläßt, verdient das volle Maß unseres Bestre„bens.“ „Sie würden also wohl,“ sagte der Karthäuser, „Ihr ganzes Leben hindurch für einen gro„ßen Ruhm arbeiten, der Ihnen doch erst nach Ih„rem Tode würde?“ „Ohne Zweifel,“ antwortete der Dichter, „und so denkt jeder gebildete, jeder den„kende Mensch.“ „Und wenn das ist, mein lieber „Vetter,“ erwiderte der Pater, „was verhindert „Sie, diesen großen Ruhm zu erlangen, und noch

„einen weit größern, der nach dem Tode auf Sie „wartet, einen Ruhm, den Sie nicht hinter sich zu„rücklassen, und den Sie ewig genießen werden? „Sie haben dafür nur Ihre noch übrigen Tage gut „anzuwenden und zwar nicht um Ihr Gedicht zu „verbessern, sondern um Ihre Sitten zu bessern und „eifrig Gott zu dienen. Und was Ihnen für Ihr „Gedicht, so fein es auch ausgebessert ist, Niemand „versprechen kann, das versprechen Ihnen für die „Verbesserung Ihrer Sitten und Ihrer Treue im „Dienste Gottes, der Glaube und die Religion.“ „O!“ schrie der Dichter auf, „ich bildete mir wohl „ein, Sie wollen mich dahin führen; aber von dem „ist jetzt die Rede nicht. Ihr andern Karthaüser, „ihr habt nur traurige und finstere Ideen. Wir be„finden uns auf dieser Welt, und daher müssen wir „auch nur von dem Ruhme dieses Lebens reden; „denn, was den Ruhm im andern Leben betrifft, so „sehen wir diesen ja gar nicht.“

„Aber“ erwiderte der Karthaüser, „werden Sie „denn den Ruhm dieses Lebens sehen, wenn Sie „nicht mehr seyn werden? Und weil Sie denn doch „dieses Leben verlassen, und in ein anderes eintre„ten müssen, ist's denn nicht klüger, sich einen Ruhm „zu verschaffen, der Ihnen folgen wird, und den „Sie genießen werden, als einen Ruhm, der Sie „überleben wird, und den Sie gar nicht genießen „werden? Was ist aber dieser Ruhm, den Ihnen „dieses Gedicht verschaffen kann? Was ist aller „Ruhm der Welt im Vergleich mit Jenem, den

„Ihnen ein heiliges Leben verschaffen kann? Der „Erstere ist sehr ungewiß, und Niemand würde „Ihnen dafür gut zu stehen wagen; da Ihnen hin„gegen der Zweite durch Gottes Wort, durch die „Religion, durch den Glauben zugesichert ist. Der „Erstere wird immer sehr klein und sehr beschränkt „seyn. Gesetzt sogar, daß Ihr Name in ganz Frank„reich, in ganz Europa, bei der ganzen Nachwelt „berühmt werden würde; wie viele Menschen gäbe „es aber doch noch unter allen diesen Völkern, die „nichts davon erführen! da der Zweite hingegen „allgemein seyn wird, so zwar, daß am jüngsten „Tage nicht nur alle Diejenigen, die gegenwär„tig Frankreich, Europa, Asien, Afrika und Amerika „bewohnen, nicht nur diejenigen, die nach Dieser „bis an das Ende der Welt leben werden, sondern „auch sogar alle Diejenigen, die vom Anfang der „Welt her dort gelebt haben, Alle, Alle, ohne Aus„nahme eines Einzigen, Sie kennen lernen, Sie „schätzen, Sie loben, Sie bewundern, Sie hochach„ten werden. Endlich wird der Ruhm Ihres Gedich„tes immer von kurzer und vergänglicher Dauer „seyn, und kann höchstens bis an's Ende der Welt „währen. Nach diesem wird keine Rede seyn von „Poesie, noch von Allem, das uns hier unten be„schäftigt; und alle Ehre der Welt wird verschwin„den; nur der wahre Ruhm wird noch bleiben, der „gründliche Ruhm, der von Gott kömmt, dessen Ur„theil, auf Wahrheit und Gerechtigkeit gegründet, „den Beifall aller vernünftigen Wesen nach sich

„ziehen wird; und dieser Ruhm wird ewig bleiben. „Sind nun der Wunsch und die Hoffnung nach die„sem Ruhme so finstere und traurige Ideen? Gibt „es tröstlichere, glänzendere, erfreulichere? Was „sagen Sie hierüber?“— „Ich sage, mein Vetter,“ erwiderte der Dichter, „das ist wohl eine sehr schöne „Predigt; aber etwas lang.“

„Nun,“ sagte der Karthaûser, „lassen wir alles „dieß, und kommen wir wieder auf unser Gedicht „zurück. Sie zählen also darauf, dasselbe in zwei „Jahren herauszugeben? — „Ja, wenn mich Gott „erhält.“ — „Wenn Sie aber einmal werden die „letzte Hand daran gelegt haben, und es erscheinen „wird, zählen Sie darauf, daß sich keine Kritiken „und Rügen finden werden?“— „O, wenn es auch „deren geben wird! — Und wie viele denn? — „Ein gutes Werk ist niemals ohne Kritik; ja oft „setzen sich ihm noch Ränke und Neider entgegen; „aber ich fürchte sie nicht, und greift man mich an, „so werde ich mich vertheidigen.“ „Mag es seyn,“ sagte der Karthaûser, „wenn Ihnen indessen ein Mit„tel zu Gebot stünde, sich über alle diese Kritik so „weit zu erheben, daß diejenigen, die Sie am mei„sten beneideten, nicht den Mund aufzuthun wagten, „vielmehr gezwungen wären, Ihrem Lobe beizustim„men; würden Sie dieses Mittel nicht begierig er„greifen, wenn auch die Herausgabe Ihres Werkes „dadurch um einige Jahre verzögert würde.“ „Wo „wollen Sie mich,“ sagte der Dichter, „wieder mit „Ihren Berechnungen hinführen?“ „Zum wahren

„Ruhme,“ erwiderte der Pater, „zu jenem Ruhme, „den Ihnen Niemand anstreiten wird, den Ihnen „die ganze Welt zugestehen wird, und der, am jüng„sten Tage und die ganze Ewigkeit durch alle ihre „Feinde nöthigen wird, Sie zu loben, zu gestehen, „daß Sie wohl gethan haben, und zu verzweifeln, „daß sie nicht auch so wie Sie gethan haben.“ „Ich gestehe gern,“ sagte der Dichter, „daß dieß „das Beste wäre, daß der Ruhm, den wir auf die„ser Welt suchen, und ihn zu erlangen uns erschö„pfen, im Grunde nur Schein, nur ein Hingespinst „ist, das uns verführt. Was wollen Sie aber? „Man ist Mensch, und lebt mit den Menschen; man „ist thöricht mit den Thoren.“ „Und was verhin„dert Sie denn,“ versetzte der Pater, „weise mit „den Weisen zu seyn? Wie viele gibt es, für die „der Ruhm dieser Welt Nichts ist, und die sich nur „mit der Sorge beschäftigen, den ewigen Ruhm zu „verdienen! Sie leben mit den Menschen; aber nach „einem Augenblicke werden Sie und alle Menschen, „die mit Ihnen leben, in einer andern Welt seyn „mit allen Denjenigen, die uns vorgegangen sind, „und mit allen Denjenigen, die uns folgen werden; „und endlich, am jüngsten Tage, werden wir Alle „vor dem Richterstuhle Jesu Christi erscheinen. „Warum ahmen Sie diejenigen nicht nach, die vom „Geiste dieser Wahrheit ergriffen, sich nur bemühen, „den wahren Ruhm der andern Welt, welcher „gründlich, allgemein und ewig seyn wird, zu „erlangen?“

„Mein Vetter,“ sagte der Dichter, „wenn ich „erst zwanzig Jahre alt wäre, so würde ich Kar„thaûser werden.“ „Es ist nicht um das zu thun, „daß Sie Karthaûser werden,“ versetzte darauf der Pater, „sondern um dieß ist es zu thun, daß Sie „ein guter Christ, ein eifriger Christ werden.“ „Und „was muß ich zu dem Ende thun?“ fragte der Dichter. „Sie müssen,“ sagte der Pater, „Ihr Gewis„sen in Ordnung bringen, eine gute Beicht ablegen, „sich auf's Gebet, auf gute Werke, auf den Em„pfang der heiligen Sakramente verlegen, den klein„lichen Ruhm einer vergänglichen Welt vergessen, „und nur darauf denken, am letzten Gerichtstage mit „Ehre und Ruhm zu erscheinen.“ — „Und mein „Gedicht, was machen wir mit dem?“ — „In's „Feuer müssen Sie es werfen und nicht mehr daran „denken.“ „Mein Gedicht! worauf ich so viele „Mühe gewendet, für welche ich mir so süßen Lohn „zu ernten schmeichelte! — ja, es sey das erste „Opfer, welches ich in Erkenntniß der armseligen „Eitelkeit, der ich bis dahin gefröhnet, einem höhe„ren Bestreben darbringen will. Was Sie mir sa„gen ist Wahrheit, Sie haben mich überzeugt, und „ich versichere Sie, daß ich es, wenn ich es hier „hätte, auf der Stelle vor Ihnen verbrennen würde; „aber ich gehe nun nach Haus, und das soll bei „meiner Heimkunft das Erste seyn, was ich thun „werde.“ „Ich traue nicht,“ erwiderte der Karthaüser, „senden Sie es vielmehr hieher, und be„suchen Sie mich morgen wieder; dann wollen wir

„es miteinander verbrennen.“ „Den Augenblick,“ sagte der Dichter, „sollen Sie es erhalten; es ist „mir, man habe mir einen Berg von den Schultern „genommen, seitdem ich den Entschluß gefaßt habe, „mich Gott zu ergeben, und nur an mein Heil zu „denken. Leben Sie wohl, bis morgen!“

Der Dichter hielt Wort; noch diesen Abend schickte er sein Gedicht hin, kam den folgenden Tag, es zu verbrennen, und sich in seinen guten Vorsätzen zu befestigen, und beschäftigte sich seitdem nur mit Werken der Frömmigkeit. Seine Buße war streng; aber sie dauerte nicht lange; er starb sechs Monate nachher, voll Hoffnung und Trost, und Dank gegen Gott, daß Er ihn noch zu rechter Zeit eines Bessern belehrt, um Ihm seinen Irrthum abbitten zu können. Er wurde bei den Karthaüsern begraben, wie er es gewünscht hatte.

18.

Schöner Traum eines Mönchs.

Ein Mönch hatte einen Traum, der ihn sehr ermüdete. Nicht nur ward er während seines Schlafes davon beunruhigt; sondern er gerieth auch bei seinem Erwachen darüber in Verwirrung. Da sich nun dieser Traum seinem Gedächtnisse tief eingeprägt hatte, so bildete er sich ein, er bedeute Etwas, und suchte sich ihn zu erklären; aber er mochte seinen Kopf auf die Folter setzen, wie er wollte, so fand

er nichts, was ihn befriedigte. Um sich aus seiner Verlegenheit zu ziehen, ging er zu seinem Abte, warf sich ihm zu Füßen, und bat ihn um seinen Segen. Nachdem er darauf die Erlaubniß zu reden und sich niederzusetzen erhalten, erzählte er seinen Traum mit folgenden Worten:

„Mein Vater, ich habe diese Nacht getraümt, „der König rufe mich an den Hof. Ob diese Neuig- „keit mir Freude gemacht habe, oder nicht, kann ich „Euch nicht sagen. Nur erinnere ich mich, daß ich „mich sorgfältig bereitete, mit Anstand vor dem Kö- „nige zu erscheinen. Ich ließ mir also einen schö- „nen Rock und einen schönen Mantel machen; ich „zog weiße Strümpfe an, und nahm eine neue Ka- „putze über mich. So war ich, wie mir schien, „ziemlich gut. Sogleich führte man mich in einen „großen Saal voll Herren und Damen. Kaum war „ich einen Augenblick hier, so ward ich gewahr, daß „ich keine Kaputze mehr habe, was mich in die „größte Verwunderung und Verlegenheit versetzte. „Bald darauf sah ich, daß meine Füße und Schen- „kel bloß waren. Ich konnte nicht begreifen, wie „ich in diesem Zustande an den Hof gekommen, und „wagte es nicht weder zu bleiben, noch fortzugehen. „Endlich sah ich an meinem Leibe statt der Kleider „nur Lumpen, die mich schlecht bedeckten. Meine „Verwirrung und Scham nahm jeden Augenblick „zu, und ich wußte nicht mehr, wohin. Ihr könnet „Euch vorstellen, wie ich mich, mitten in einer sol- „chen Gesellschaft, schämte. Aber die Marter, die

„eine solche Schande verursachte, könnet Ihr Euch „nicht denken, und ich sie nicht ausdrücken; und ich „sah kein anderes Mittel, als mich einer noch grö„ßern Scham auszusetzen, nämlich: indem ich in die„sem Aufzuge den Saal, die Zimmer, die Vorhöfe „des Palastes, die Gassen der Stadt und die Gänge „des Klosters durchlaufe, nach dem Kloster zu fliehen, „und mich in meine Zelle zu verschließen. So sehr „mir auch vor diesem Vorhaben schauderte, so ent„schloß ich mich doch dazu; da kam man eben, die „Ankunft des Königs zu melden, und daß er sogleich „in den Saal treten werde: Auf diese Nachricht „stieß ich vor Schrecken einen lauten Schrei aus, „worüber ich erwachte. Ich befand mich in meinem „Bette ganz außer Athem, aber voll Freude zu sehen, „daß Alles, was mich so sehr ermüdet hatte, nichts „weiter als ein Traum war. Indessen, mein Vater, „bedeutet ein Traum, der so zusammenhängend und „von so vielen Umständen begleitet ist, Etwas. Ich „suchte die Erklärung davon in mir selbst; da ich sie „aber nicht finden konnte, und übrigens völlig auf „Eure Einsichten vertraue, so komme ich, Euch „darum zu bitten.“

„Mein Sohn,“ antwortete der Abt, „du täu„schest dich nicht, wenn du glaubst, daß dieser Traum „Etwas bedeute. Denn wenn schon Träume im All„gemeinen meistens nur Spiele der Einbildungskraft, „und als solche unerklärbar sind, so können wir aus „dem Deinigen doch eine sehr nützliche und gründ„liche Lehre ziehen.“

„Wir werden Alle an den Hof des Königs der „Könige berufen, und wir Alle müssen einst vor ihm „erscheinen. Diese Wahrheit vorausgesetzt, kannst „du aus deinem Traume drei sehr wichtige Lehren „ziehen.“

„Die Erste betrifft die Sorgfalt, uns auf die„sen großen Tag vorzubereiten. Wenn du so be„schäftigt warest mit der Sorge, dich in geziemen„den Stand zu setzen, vor einem irdischen Könige zu „erscheinen, welche Sorgfalt sollst Du, nicht jetzt, da „Du weißt, daß Du bald vor dem Könige des Him„mels erscheinen mußt, darauf verwenden, Deine See„le zu reinigen, sie mit allen Tugenden auszuschmü„cken, und mit guten Werken aller Art zu bereichern!“

„Die Zweite betrifft die Beschämung, welche die„jenigen, die diese Sorgfalt nicht verwendet haben, „erfahren werden. Welche Schande für einen Reli„giosen, ja für eine jede christliche Seele, am jüng„sten Tage vor Jesus Christus, vor dem ganzen „himmlischen Hofe, allen Engeln und Heiligen, vor „der ganzen Welt, in einem so unanständigen, nack„ten Zustande erscheinen zu müssen! Was wird das „für eine Schande seyn, bedeckt mit Wunden und „Geschwüren, d. i. mit Sünden und Lastern, in ei„nem schauerlichen und verabscheuenswerthen Zu„stande erscheinen zu müssen.“

„Die Dritte betrifft die Demuth, die alle unsere „Handlungen begleiten, und der Grund aller unserer „Tugenden seyn muß. Du hieltest dich, da du an „den Hof gingest, für schön angezogen; und als Du

„dort

„dort warst, sahest Du dich nackt. Wie sehr haben „wir zu befürchten, daß das Gute, welches an uns „erscheint, bei dem Strahle des göttlichen Lichtes „verschwinden, daß unsere scheinbaren Reichthümer „auf eine wirkliche Armuth herauskommen, und daß „unser eingebildete Ruhm in eine ewige Schande „sich verwandeln werde! Dieser Gedanke soll uns „aber nicht muthlos machen, sondern nur, indem er „unsere Wachsamkeit aufregt, uns in der Demuth „erhalten."

Der Mönch ging voll Trostes zurück. Der Eifer und die Demuth, die er sein ganzes übriges Leben an den Tag legte, zeigten, daß er die Lehre des Abtes wohl benutzt hatte. Benutzen wir sie ebenfalls; denn sie geht uns eben so wohl an, als den Mönch!

19.

Die Liebesbriefchen.

Flora war ein junges Mädchen, das bei seiner ältern Schwester lebte; beide besaßen ein beträchtliches Vermögen, das ihnen ihre Eltern sterbend hinterlassen hatten. Während nun Flora die Besorgung ihres Vermögens und des Hauswesens völlig ihrer ältern Schwester überließ, ergab sie sich nur der Eitelkeit und der Eroberungssucht solcher Herzen, die dieser Weihrauch streuten. Sie setzte ihre Ehre darein, eine große Anzahl Verehrer um sich zu sehen, die, angezogen von den Reizen ihrer Person, von

dem Einnehmenden ihres Geistes, von ihrem fröhlichen Wesen, ihr fleißig Aufwartung machten. Außer den Visiten antwortete sie alle Tage sehr genau auf Liebesbriefe, Verse, Billete. Sie hielt ihre Liebhaber zum Besten, und diese sie. Sie sagte einem jeden von ihnen, er sey ihr Begünstigter, ihr Einziggeliebter; nie werde sie einem Andern ihre Hand geben; und ein Jeder schwor ihr, daß er vor Liebe zu ihr brenne, obschon er keinen Funken ernster Neigung gegen sie empfand. Da sie bei ihnen nichts Anders als ihre Eitelkeit zu befriedigen suchte, und dieselben immer genau in den Schranken der Achtung und des Anstandes hielt, so suchten auch diese bei ihr nichts Anderes, als sich zu unterhalten und die Zeit zu verkürzen. Nichts desto weniger verursachte ein so müßiges und eitles Leben viel Aergerniß, veranlaßte schlimme Urtheile und war verkehrt vor den Menschen, und sündig vor Gott. Flora fühlte es selbst; sie hatte Gewissensbisse darüber, und bisweilen machte ihr all dieses Zeug Langeweile. Sie entdeckte ihrer Schwester ihren Ueberdruß; und diese benutzte diese ihre Offenheit, sie zu einem ordentlichern und christlichern Leben zu ermahnen, wovon sie selbst ihr das Beispiel gab. In diesen Augenblicken hätte man Flora für ganz umgeändert gehalten; sie glaubte es selbst zu seyn, und machte mit ihrer Schwester die schönsten Plane für ein neues Leben. Aber ein Liebesbriefchen, das sie empfing, und das zu beantworten sie fortlief, zernichtete wieder alle ihre Besserungsprojekte, und warf sie wieder neuerdings in eine Zer-

streuung und in Beschäftigungen, von denen sie sich nicht losmachen zu können glaubte.

Eines Tages kamen ihre Schwester und einige Freundinnen, und baten sie, mit ihnen in die Predigt zu gehen. Diese Einladung setzte sie in Verlegenheit; denn sie war gerade damit beschäftigt, auf ein Liebesbriefchen zu antworten. Doch da sie es fast beendigt hatte, und gegen ihre Freundinnen nicht ungefällig seyn wollte, so folgte sie ihnen und nahm sich vor, den Brief nach der Predigt zu vollenden und fortzuschicken. Der Stoff der Predigt war das Evangelium vom Lazarus und reichen Prasser. Der Prediger schilderte darin lebhaft die Höllenstrafen, und jenes verzehrende, ewige Feuer, womit der reiche Prasser für seine Hartherzigkeit gegen die Armen, und für das wollüstige und sinnliche Leben, das er geführt hatte, bestraft wurde. Alles dieß paßte auf die junge Flora sehr wohl; und ihre Schwester hoffte einigen guten Erfolg davon; da aber Flora immer noch mit ihrem Briefe beschäftigt war, so kam ihr die Predigt, so schön und rührend sie war, nur zu lang vor, und sie wurde nur wenig davon gerührt. Sobald sie aus der Kirche nach Haus gekommen war, lief sie schnell, ihren Brief zu vollenden; da sie aber, ihn zu versiegeln, eilte, fiel ein großer Tropfen geschmolzenes Siegellack gerade auf ihre Hand, worüber sie ein schreckliches Geschrei erhob. Im ersten Feuer ihrer Ungeduld warf sie Siegellack und Brief in die Flammen. Ihre Schwester lief auf den Lärm herbei, und sobald Flora sie

sah, rief jene ihr zu: „Ach, meine Schwester, was ist doch das höllische Feuer, wenn ein Tropfen Siegellack, der auf meine Hand fällt, mir so lebhafte Schmerzen verursacht? Keine Briefchen, keine Liebhaber mehr! ich entsage ihnen auf immer.“ Ihre Schwester hatte Mühe, sich des Lachens zu enthalten; während sie aber ein wenig Balsam auf die gebrannte Stelle band, fuhr Flora zu predigen fort. „Nein, meine Schwester,“ sagte sie, „das ist nichts, wenn man von dem höllischen Feuer nur reden hört; dieß furchtbare Element muß einen berühren, man muß es empfinden, um sich eine so schreckliche Marter vorstellen zu können. Ach, wie würden die Menschen vor der Sünde erschrecken, wenn sie von dem Feuer, das sie einst ewig peinigen soll, nur eine kleine Probe machten!“

Während sie so redete, brachte ein Bedienter ein Billet. „Geht zurück,“ schrie sie ihm zu, „und „bringt das Billet wieder Euerm Herrn! Sagt ihm, „daß ich keine Briefe und keine Besuche mehr an„nehme; er soll sich die Mühe ersparen, mich zu „besuchen und mich zu sehen; er soll, statt hieher „zu kommen, in die Predigt gehen, und sie benutzen, „so wie ich zu thun entschlossen bin.“ Es brauchte nichts mehr. Sobald Flora's Liebhaber ihre Sinnesänderung vernommen, wandten sie sich anderwärts, und beunruhigten sie nicht ferner. Sie aber führte alle ihre übrigen Tage ein eben so frommes und erbauliches Leben, als es vorher zerstreut und ärgerlich gewesen war. Sie starb zwölf Jahre nach-

her in den Armen ihrer Schwester, voll Tugenden und Trostes. Wie würde sie gestorben seyn, hätte sie ihr Leben nicht geändert?

20.

Die Vorsichtsmaßregeln.

Man fragte einst einen Philosophen, welches die größte und schätzbarste aller Künste sey. „Das ist," antwortete er, „die Kunst zu herrschen, Völker, Provinzen, Städte und Familien zu regieren, die Kunst, seine körperliche Gesundheit zu erhalten, und die Leidenschaften der Seele zu mäßigen; man könnte noch die Kunst, sein Heil zu wirken, die Kunst, die Sünde und Hölle zu vermeiden, die Kunst, sich die Tugenden zu erwerben und den Himmel zu erlangen, hinzusetzen."

In den Weltgeschäften ist man noch so ziemlich darauf bedacht, seine Maßregeln zu nehmen; nur im Geschäfte des Heils läßt man das außer Acht.

Wenn ein Reisender auf seinem Wege eine gefährliche Stelle antrifft, so wandert er mit Vorsicht, und gibt auf alle seine Schritte Acht. Wenn du über eine blumichte Wiese gehen müßtest, von der du wüßtest, daß sie voll heimlicher Gruben und bedeckter Abgründe sey, worein du leicht fallen, und woraus du dir unmöglich wieder heraushelfen könntest, wenn du einmal hineingefallen wärest, würdest du

wohl, frage ich, ohne Furcht, ohne zu achten, wo du deine Füße hinsetzest, auf diesem Felde fortwandern? Gesetzt aber, du hättest, während du so mit Andern wandertest, schon Mehrere links und rechts herabfallen, und auf immer verschwinden gesehen, würdest du dich nicht darüber entsetzen, und deine Aufmerksamkeit verdoppeln? Und wenn noch gar Einer von den Mitgehenden, obschon der Sache so kundig, wie du, doch lieber die Gefahr verachten, als die Mühe, sie zu vermeiden, über sich nehmen wollte, wenn du ihn frech hin und her wandern, springen, lachen, Possen treiben sähest, würdest du nicht glauben, er sey verrückt? Möchtest du sein Betragen zum Muster des Deinigen nehmen? Ach! Dein Nachbar ist von der Erde verschwunden, und in seine Ewigkeit hinübergegangen; dein Bruder liegt in seinem Grabe, sein Urtheil ist über ihn gesprochen, und er wird nicht mehr zum Vorschein kommen. Und du zitterst nicht, und siehst dich gar nicht vor? Sieh doch, wie die Gerechten zittern und auf sich Acht geben! „Doch, sagst du, wie viele Andere wandeln, ohne etwas zu besorgen?" Nimmst du also diese zu Mustern?

Wenn man weiß, daß eine Straße von Raübern und Mördern unsicher ist, so geht man dieselbe nicht; oder wenn man dazu genöthigt ist, so bereist man dieselbe nicht, ohne wohl bewaffnet zu seyn, und eine gute Begleitung zu haben; und bei jedem Schritte, beim geringsten Geraüsche ist man auf seiner Hut; du hingegen wirfst dich in die gefährlichsten Gelegenheiten ohne Noth, ohne Furcht, ohne

Waffen und ohne Vertheidigung: was Wunder, daß du darin zu Grunde gehest?

Geht eine ansteckende Krankheit aus, so verwahrt man sich dagegen mit Heilmitteln und Gegengiften. Hört man, daß in einem benachbarten Lande die Pest regiere, so bewacht man die Grenzen, um nichts Ansteckendes hineinzulassen; und du triffst, mitten in einer verdorbenen Luft, gar keine Maßregel; du thust gar nicht Buße, du fastest nicht, tödtest dich nicht ab, betest nicht; wenn schon von einer ansteckenden Luft umgeben, bewachest du doch deine Sinne nicht; du lässest Gegenstände aller Art in sie eindringen, du nimmst Bücher, Lieder, Gemälde und was immer das feinste Gift enthält, in dein Haus auf; wie sollte man nach allem Dem nicht zu Grunde gehen?

Befürchtet man entweder Mangel oder Hungersnoth, so nimmt man seine Maßregeln, man schafft sich Vorrath an; und wenn das nicht hinreicht, so verläßt man sein Land, um anderswo seinen Unterhalt zu suchen, und nicht Hungers zu sterben. Schaffe also auch du dir überflüßigen Vorrath an im Gebete und in den heiligen Sakramenten; und ist es nothwendig, so trenne dich von dieser Welt, um dir die Nahrung des himmlischen Brodes zu verschaffen, an dem die Welt nicht mehr Theil nimmt.

Bricht in einem Stadtviertel Feuer aus, so zittern alle Nachbarn, und machen Anstalten dagegen. Nun verzehrt schon wirklich das Feuer der Hölle

Mehrere deines Gleichen; es nähert sich dir; es ist im Begriff, dich zu ergreifen; und du zitterst nicht! Und du triffst gar keine Maßregel!

Wenn ein wildes und unbekanntes Thier das Land verheert und die Menschen verschlingt, so zittert Jeder für sich, und bleibt auf seiner Hut. Nun geht der Satan wie ein brüllender Löwe umher, und sucht, wen er verschlinge; alle Tage ergreift er Einen, und führt ihn zur Hölle. Vielleicht bist du schon in seiner Gewalt, und du lässest dich ohne Hülferufen und Widerstand fortschleppen.

Schreitet man auf einem Brette über einen reißenden Bach, oder auf Steinen über eine Pfütze, so achtet man sehr bedächtlich, wo man den Fuß hinsetze. Wandle also mit Furcht auf dem graden Wege der Gebote Gottes; und was den Glauben betrifft, so stütze dich auf den festen und unerschütterlichen Fels der Kirche!

21.

Der König von Cosmia.

Die Stadt Cosmia war die Hauptstadt eines großen Reiches desselben Namens. Nicht ferne davon lag die Insel Conien. Allein zwischen den Coniern und Cosmiern war eine solche Feindschaft, daß, obschon die Conier ursprünglich eine Colonie von Cosmiern waren, doch diese zwei Völker weder Umgang noch Gemeinschaft mit einander hatten. Ja,

wenn es geschah, daß irgend ein Cosmier, vom Sturme verschlagen, an dieser Insel anlandete, so bemächtigte man sich seiner sogleich, und verbannte ihn in das Felsen= oder Schlangenthal, ein Land, das diesen Namen führte, weil hier nichts als Felsen, Wälder, wilde Thiere, und eine schreckliche Menge Schlangen jeder Art waren. Die Bewohner dieses unglücklichen Landes nährten sich nur von wilden und bittern Früchten, hatten nur Höhlen zur Wohnung, und führten einen noch grausamern Krieg mit einander, als die wilden Thiere und Schlangen gegen sie. So schrecklich aber dieß Land, und so unglücklich seine Bewohner waren, eben so herrlich war das Uebrige der Insel, wo die Einwohner in Ueberfluß, Reichthum, Frieden, Einigkeit und Freuden aller Art lebten; und dieser Theil der Insel, der durch eine Kette unübersteiglicher Berge von Andern getrennt war, hieß das glückliche Thal, nicht bloß deßwegen, weil das Land glücklich war, sondern auch, weil man keinen Fremdling hier zuließ, der nicht mit großen Glücksgütern und glänzenden Reichthümern an dieser Insel anlandete.

In der Stadt Cosmia war der sonderbare Gebrauch oder das Gesetz, daß alle Jahre der Senat einen neuen König wählte, und den alten entthronte. Man wählte den neuen König unter den Fremdlingen, damit er vom Gesetze des Senats nichts wisse; und auch dem Volke selbst war es unbekannt. Der König verfügte während der kurzen Zeit seiner Regierung nach seinem Gefallen über das Volk und die

Schätze des Reiches. Aber am Ende des Jahres, wann er es am wenigsten erwartete, nahm man ihm Alles; man verband ihm die Augen, man schiffte ihn ein, und führte ihn in einem Kahne in den einzigen Meerhafen, von woher man in Eonien anlanden konnte. Hier bemächtigte man sich seiner sogleich, und nachdem man ihn an seiner Kleidung für einen Cosmier erkannt hatte, und ihn übrigens arm und von Allem entblößt fand, ward er ohne Verzug in das Schlangenthal geschickt, um seine übrigen Tage daselbst elend zu verleben.

In einem Jahre ereignete sich, daß man einen Fremdling, Namens Eumenes, zum Könige erkor. Dieser war nicht nur ein sehr gerechter und tugendhafter Mann; sondern besaß auch vielen Geist und eine ausnehmende Klugheit. Sobald er auf dem Throne sicher war, fing er an, über die Weise, wie er darauf gelangt war, nachzudenken. Vorzüglich verwunderte er sich darüber, daß er niemals von seinem Vorfahrer reden hörte, Niemanden von dessen nachgebliebener Familie sah, und nicht wußte, wie er gestorben, ja nicht einmal ob er gestorben, und was aus ihm geworden sey. Er fragte allem Diesem oft nach; aber, statt ihm darauf zu antworten, redete man ihm von seiner Größe und Macht. Diese Schmeicheleien befriedigten ihn nicht, und bestärkten ihn nur noch mehr in dem Gedanken, daß dahinter irgend ein Geheimniß stecken müsse. Da er aber aus diesem Verdacht nicht in's Klare kommen konnte, verlegte er sich wenigstens darauf, sein Reich gut

zu regieren, die Gerechtigkeit darin herrschen zu lassen, Künste und Handel emporzubringen, das Volk zu unterstützen, um es gut und glücklich zu machen. In einem Kriege, den er führen mußte, stellte er sich sogar an die Spitze seiner Truppen, trug einen herrlichen Sieg davon, und schloß einen für die Ueberwinder und Ueberwundenen vortheilhaften Frieden. Sein Name wurde berühmt, seinem Volke lieb, und geachtet im Auslande. Aber all dieser Glanz verblendete ihn nicht; er hätte ein Wort des Aufschlusses über das, was ihn beunruhigte, allen Lobeserhebungen, die man an ihm verschwendete, vorgezogen. Wenn ein König aufrichtig die Wahrheit sucht, so ist's nicht möglich, daß er sie nicht finde. Ein Senator, gerührt von Eumenes Tugenden, ward seine Verlegenheit gewahr, und entdeckte ihm in einer Privat-Unterredung, unter heiligem Geheimniß, das Gesetz des Staates. Eumenes umarmte ihn, dankte ihm, und empfahl ihm seinerseits keinem Menschen zu sagen, daß er ihm dieses anvertraut habe.

Nun dachte der König, voll Freuden über diese Entdeckung, darauf, wie er sie benutzen könne, um dem Schlangenthale zu entgehen. Bald stellte sich eine Gelegenheit ein. Ein Windstoß ließ ein Schiff mit Coniern an den Küsten Cosmias stranden. Sobald diese Neuigkeit an den Hof gelangte, sagte man dem König sogleich, diese Conier seyen Feinde des Staates, und man müsse sie als solche behandeln. Aber der König antwortete: Unglückliche könnten nicht als Feinde des Staates betrachtet

werden, und sie verdienten nur Mitleiden und Hülfe. Er befahl, daß man sie an den Hof kommen lasse, wo er sie ehrenvoll behandelte. Zum Glücke für ihn waren Mehrere dieser Eonier von den Vornehmsten aus dem Reiche Eonien. Er hielt mehrere Privat-Unterredungen mit ihnen, und nachdem er ihnen entdeckt hatte, es sey sein Vorhaben, sich in ihrem Lande niederzulassen, kam er mit ihnen über die Maßregeln überein, wie er die Schätze, über die er verfügen konnte, geheim nach Eonien könnte gelangen lassen. Als nun Alles im Reinen war, entließ er die Eonier, machte ihnen herrliche Geschenke, und übersandte dem König von Eonien eine goldene, mit Diamanten besetzte Krone, und eine andere fast gleiche der Königin Mutter. Nach ihrer Abreise dachte der König, ohne die Sorge für sein Reich zu vergessen, darauf, wie er so viele Schätze als möglich sammeln könnte, und schickte jede Woche ein damit beladenes Schiff nach Eonien.

Indessen kam das Ende seiner Regierung an, und der Senat erschien, es ihm anzukünden. Er verwunderte sich gar nicht darüber, weil er es erwartete, und seine Maßregeln genommen hatte; er ließ sich ohne Murren auskleiden; er ließ sich die Augen verbinden, einschiffen und hinführen. Die Eonischen Herren, die er so wohl behandelt hatte, erwarteten ihn im Hafen. Sie führten ihn an den Hof, wo man ihm seine Schätze zurückstellte und wo er von nun an immer die Gunst des Königs, die Freundschaft der Großen, und die Achtung des Volkes genoß.

Wenn du an Eumenes Stelle gewesen wärest, und du gewußt hättest, was er wußte, hättest du nicht eben so gehandelt, wie er? Ei, warum thust du es denn nicht? Siehst du denn nicht, daß Cosmia nichts Anders ist, als diese Welt? daß Eonien die Ewigkeit ist? das Schlangen-Thal die Hölle? und das glückliche Thal der Himmel? In gewissem Sinne bist du König auf dieser Welt, wenigstens bist du Herr deines Herzens und deiner Handlungen. Denke also nach über die Weise, wie du auf diese Welt gekommen bist, über das Ziel und Ende, weßwegen du bist hieher gesetzt worden, über das Schicksal Derjenigen, die dir vorausgegangen sind und nicht mehr zum Vorschein kommen! Was will dieß ganze Geheimniß sagen? Du weißt es wohl. Suche noch tiefer in dasselbe einzudringen, und laß dich gerne darüber belehren. Fürchte dich vor einer unglücklichen Ewigkeit; wünsche eine ewige Glückseligkeit! Mache dir Freunde im Himmel! Schicke alle deine Schätze, und was du an Tugenden und guten Werken kannst, dahin! Bemühe dich, dir die Huld des Königs, und der Königin, seiner Mutter, zu verdienen, und wenn einmal der Tod, dich auszukleiden kommen wird, so wirst du ihn mit Dank empfangen, weil du durch ihn in den Besitz eines Reiches gelangest, das ewig kein Ende nehmen wird!

22.

Der unkluge Reisende.

Ein Reisender wurde, da er durch einen Wald ging, von einer grimmigen Löwin wahrgenommen, die ihn sogleich verfolgte, um ihn zu verzehren. Sie brüllte schrecklich, so daß Wälder und Berge davon wiedertönten. Die Furcht vor ihr gab ihm Kräfte, daß er mit äußerster Schnelligkeit davon floh, und das Thier weit hinter sich ließ. Sowie er aber dieser Gefahr mit jener Geschwindigkeit, die ihm die Furcht von ihrer Nähe verliehen, entging, gerieth er in eine andere. Die Eile seiner Flucht führt ihn an den Rand eines Abgrundes. Schon ist's zu spät; der Boden weicht; bestürzt streckte er seine Arme aus, um den ersten Gegenstand, der sich ihm anböte, zu ergreifen. Und wirklich ist er bei seinem Sturze glücklich genug, einen Baumast aufzufassen, an dem er sich festhält, und der ihn verhindert, in den Abgrund hinunter zu fallen, wo er im Fallen unfehlbar zerschmettert worden wäre. In dieser, obschon mühsamen Lage wünschte er sich Glück, seinen Untergang wenigstens noch einige Augenblicke verzögert zu sehen. Er kannte aber noch nicht alle Gefahren, die ihm drohten. Da er indessen den Baum, der ihn noch oben erhielt, näher anschaut, sieht er zwei große Berg-Ratten, eine weiße und eine schwarze, unablässig geschäftig, den Fuß desselben zu benagen, so daß ihnen wenig mehr übrig blieb, ihn völlig um-

zufällen. Wie er nun auch zu unterst in den Abgrund hinabsah, erblickte er einen furchtbaren Drachen mit funkelnden Augen und aufgesperrtem Rachen, der nur den Sturz des Baumes erwartete, um die Beute, die sich ihm darbot, zu verschlingen. Jetzt wendet er seinen Blick auf die Seite der Höhle, wo der Baum seine Wurzeln hatte, und siehe da, er wird vier große Schlangenköpfe gewahr, die sich gegen ihn hinstrecken, um ihn zu beißen. „Ach Herr," schrie er da seufzend auf, „welchen Gefahren hast „du mich aufbewahrt, und welchen Ungeheuern muß „ich zur Beute dienen! Bleibt mir denn kein Mittel „übrig, von hier wegzukommen, und diesen wilden „Thieren zu entfliehen?" Nachdem er dieß gesagt, sah er, daß von einigen Blättern des Baumes ein wenig Honig herabfloß. Er sammelte einige Tropfen davon. Wie er sie an seinen Mund gebracht, fand er sie von einer wunderbaren Süßigkeit, und fühlte sich davon ganz gestärkt. Dieß war eine Erquickung, die ihm der Himmel sandte, welche er hätte benutzen sollen, alle seine Kräfte zusammenzunehmen, und vermittelst dieses Baumes oder vermittelst etwas Anderem, welches sich etwa hätte finden lassen, zu versuchen, von diesem Abgrunde wegzukommen; und dieß um so mehr, als die Löwin, deren Brüllen er nicht mehr hörte, sich in den Wald zurückbegeben hatte. Aber, wer sollte es glauben? Statt auf seine Rettung zu denken, stieg er auf den Baum, und nachdem er sich's hier etwas bequemer gemacht, beschäftigte er sich nur damit, Honig zu sammeln,

und dessen heillose Süßigkeit zu verkosten. Er unternahm sogar, sich einen Vorrath davon zu sammeln, der ihm für lange Zeit dauern sollte. Während dem er sich nun noch mit mancherlei kindischen Projekten für die Zukunft abgab, krachte der Baum, der nun genug benagt war, auf einmal, zerbrach, und nun mit dem, den er trug, in den Schlund hinunterstürzte, wo der Drache des Abgrundes, der seine Klauen ausstreckte, und seinen Rachen aufsperrte, den unvorsichtigen Reisenden für immer verschlang.

O unsinnige Menschen! Erkennet euch wenigstens in diesem Gemälde, und ändert, so lange es noch Zeit ist, euer verkehrtes Benehmen, damit ihr dem Verderben entrinnet, welches seine unausbleibliche Folge seyn mußte. Oder wollet ihr euch nimmer dem Narrenbande eines augenblicklichen Vergnügens entwinden, das euch euer ewiges Wohl vergessen, und einer ewigen Qual zur Beute werden läßt? Von dem Augenblicke euerer Geburt an verfolgt euch der Tod, wie eine wüthende Löwin. Ihr habt ihr Gebrülle gehört, und mehr als Einmal hat der Todesgedanke euch erschreckt. Diese Erde, worauf ihr reiset, ist ein Schlund, der Alles verschlingt, und in dessen Tiefe der Abgrund der Hölle und der Ewigkeit ist. Die einzige Stütze, die noch euern Fall aufhält, ist das Leben euers Leibes; aber dieser Leib ist unaufhörlich bedroht, sogar von den Bestandtheilen selber, aus denen er zusammengesetzt ist, denn indem sich diese miteinander vermischen

und

und miteinander kämpfen, verwandeln sie sich zuletzt selbst in ein Gift für ihn, welches seinen Untergang und seine Zerstörung herbeiführt.

Die Dauer dieses Leibes hat ein beschränktes Maß, das ihr nicht verlängern könnet, und dieses Maß wird immerwährend vermindert und so zu sagen benagt, von dem Tage und der Nacht bis auf den Augenblick, wo dieser gebrechliche Baum fallen, und durch seinen Fall euch selbst in den Abgrund der Ewigkeit stürzen wird.

Gibt es denn kein Mittel, ein so großes Unglück zu vermeiden? Es gibt eines, ohne Zweifel; und die einzige Sorge, die euch während dieses Lebens beschäftigen soll, ist diese, daß ihr es nicht verfehlet. Jesus Christus bietet euch sein Kreuz dar, als den Lebens-Baum, der allein euch retten kann; um diesen schlinget euch fest, und ihr werdet allen euern Feinden entgehen! Fürchtet euch vor dem Honig, das euch die Welt anbietet! Es ist zwar ein Geschenk des Himmels, aber fürchtet, daß seine Süßigkeit euer Herz berauschen, und euch die Gefahren, die euch bedrohen, vergessen lassen möge! Nehmt nur so viel davon, als nothwendig ist, euch bei Kräften zu erhalten, euch in den Stand zu setzen, Buße zu thun, Almosen zu geben, gute Werke zu verrichten, der Hölle zu entgehen und das ewige Leben zu verdienen!

23.

Das Wappen Papsts Martin V.

Papst Martin V. wählte zu seinem Wappen, das er sich auf sein Siegel stechen ließ, ein angezündetes Feuer, und wollte sich dadurch drei Dinge vorstellen:

1. Das Freuden-Feuer, das man bei seiner Krönung angezündet hatte, und das, vermöge seiner kurzen Dauer, ihn daran erinnerte, daß seine Würde, seine Herrlichkeit und sein Leben sich bald endigen würden.

2. Das Feuer des jüngsten Tages, wodurch die ganze Welt zu Grunde gehen wird, jenen allgemeinen Brand, welcher Infuln, Scepter und Kronen verzehren, und Alles in Asche verwandeln wird.

3. Das Feuer der Ewigkeit, angezündet durch den Hauch des Zorns Gottes, jenes Feuer, welches niemals auslischt, jenen brennenden Feuerofen, wo diejenigen, welche ihre Gewalt und die Güter dieses Lebens mißbraucht haben, ewig brennen werden, jenen Feuer-See, jenen Ort der Qualen, worein jeder Sünder mit dem Augenblicke seines Todes fällt.

Ach! wenn wir dieses Siegel unsern Herzen tief eingeprägt hätten, vor wie vielen Irrthümern würden wir uns bewahren! Wie viele Sünden würden wir vermeiden! Mit wie vielen guten Werken würden wir uns bereichern!

24.

Der Algebraist oder Rechnungsmeister.

Ein Philosoph, der an die algebraischen Rechnungen gewöhnt war, hatte eine Predigt über die Ewigkeit gehört, war aber damit nicht zufrieden, so wenig als mit den Rechnungen und Beispielen, die der Prediger vorgebracht hatte. Er kam nach Hause, und nachdem er in seine Zimmer sich zurückgezogen, fing er an, selbst über diesen Gegenstand nachzudenken, und warf seine Gedanken, ohne Ordnung, wie sie ihm in Sinn kamen, und wie folgt, auf das Papier.

1. Das Endliche, oder das, was ein Ende hat, verglichen mit dem Unendlichen, oder mit dem, was kein Ende hat, ist eine Nulle, ist Nichts. Hundert Millionen Jahre, verglichen mit der Ewigkeit, sind Nullen, sind Nichts.

2. Es ist mehr Verhältniß zwischen dem kleinsten Endlichen und dem größten Endlichen, als zwischen dem größten Endlichen und dem Unendlichen. Es ist mehr Verhältniß zwischen einer Stunde und hundert Millionen Jahren, als zwischen hundert Millionen Jahren und der Ewigkeit, weil das kleinste Endliche eine Quote des Größten ausmacht, da hingegen das größte Endliche keine Quote des Unendlichen ausmacht. Eine Stunde macht einen bestimmten Theil von hundert Millionen Jahren aus, weil hundert Millionen Jahre nichts Anders sind, als eine

Stunde, die sich eine gewisse endliche Zahl mal wiederholt, da hingegen hundert Millionen Jahre keinen bestimmten Theil der Ewigkeit ausmachen, und die Ewigkeit nicht hundert Millionen Jahre ist, die sich eine gewisse endliche Zahl mal wiederholen.

3. In Bezug auf das Unendliche sind das kleinste oder das größte Endliche das Nämliche; in Bezug auf die Ewigkeit sind eine Stunde oder hundert Millionen Jahre das Nämliche; die Dauer des Lebens eines Menschen, oder die Dauer der ganzen Welt sind das Nämliche, weil das Eine wie das Andere Null, das ist, Nichts ist, und das Nichts weder Mehr noch Weniger zuläßt. Alles dieß bleibt unstreitig und ausgemacht.

Ich setze nun voraus, Gott bewillige dir nur eine Viertelstunde Leben, um die glückselige Ewigkeit zu verdienen, und offenbare dir zugleich, daß eine Stunde nachher die ganze Welt ein Ende nehmen werde. Ich frage dich nun, was würdest du, bei dieser Voraussetzung, von der Welt und ihren Urtheilen halten? Wie würdest du die Leiden und die Süßigkeiten, die du während deines Lebens erfahren könntest, schätzen? Wie würdest du dich verpflichtet halten, mit der äußersten Sorgfalt alle Augenblicke für Gott, und zur Vorbereitung auf einen guten Tod anzuwenden? O wie unsinnig bist du! Ei, siehst du denn nicht, daß in Bezug auf Gott, in Bezug auf die Ewigkeit, die Voraussetzung, die ich mache, die Wirklichkeit selbst ist? Daß die Dauer deines Lebens, in Bezug auf die Ewigkeit, weniger

als eine Viertelstunde, und die ganze Dauer der ganzen Welt weniger, als eine Stunde ist. Ich mache noch eine andere Voraussetzung.

Gesetzt, du hättest hundert Jahre zu leben, und du dürftest während all dieser Zeit nicht mehr für deinen Unterhalt haben, als was du in einer Stunde aus einem Schatze, wozu man dir während dieser Stunde freien Zutritt und darüber nach deinem Gefallen zu verfügen erlauben würde, nach Hause tragen könntest; so frage ich dich: wozu würdest du diese Stunde verwenden? Zum Schlafen? Zum Spazierengehen? Dich zu unterhalten? Dir die Zeit zu vertreiben? Gewiß nicht; sondern vielmehr Reichthümer zu sammeln, und sogar dich eher mit Gold als mit Silber zu beladen. O wie unverständig sind wir! Wir sollen eine Ewigkeit fortdauern! Wir werden während dieser Ewigkeit nur die Belohnung für jene Verdienste haben, die wir während der Zeit und dem kurzen Raume unsers Lebens werden gesammelt haben; und wir wenden nicht alle diese Zeit an, Verdienste zu sammeln! Aber, wirst du mir sagen, man muß doch während des Lebens schlafen, trinken, essen, und sich einige Augenblicke Erholung geben? Das gebe ich zu. Was hindert dich aber, nach dem heil. Paulus, alles dieses aus Liebe Gottes zu thun, und, indem du es thust, Alles zu verdienen?

Man muß gestehen, daß die Leidenschaften so lebendig und die Gelegenheiten so verführerisch sind, daß es zu verwundern ist, wie es noch einen einzi-

gen Gerechten auf Erden geben kann; indessen gibt es doch deren, und dieß bewirkt Gottes Barmherzigkeit und die Gnade des Erlösers. Andererseits sind der Tod, das Gericht, die Ewigkeit so furchtbare Wahrheiten, daß es zum Erstaunen ist, wie es noch einen einzigen Sünder auf Erden gibt; und doch gibt es solche. Das ist eine Folge davon, daß man jene großen Wahrheiten vergißt. Denken wir darüber nach, wachen und beten wir, auf daß wir in der Zeit und in der Ewigkeit zur Zahl der Gerechten gezählt werden?

Das war die Predigt, die unser Philosoph sich selbsten hielt, und worüber er so zufrieden war, daß er sie täglich und mehrmal im Tage las. Er that noch mehr; er benutzte sie, und führte ein heiliges, jenen großen Wahrheiten, die er immer vor Augen hatte, angemessenes Leben.

25.

Die schöne Julie.

Ein verunglückter Edelmann hatte eine einzige Tochter, Namens Julie, die man auch ihrer seltenen Schönheit wegen die Schöne hieß. Sie vereinigte in sich alle Vollkommenheiten, sowohl des Leibes als des Geistes und des Charakters. Ihre Reize zogen ihr eine große Zahl Liebhaber zu; aber ihre Armuth verscheuchte wieder alle ihre Freier. Nur der Sohn eines reichen Bauern verlangte sie zur Ehe. Dieser

Bauer hieß Brechet; aber sein Sohn wurde gewöhnlich der Schwarze, oder der Schlechte, oder der Böse genannt. Alle diese Namen kamen ihm zu, und drückten die Eigenschaften seines Körpers und seiner Seele vollkommen aus. Er war kurz und dick, hatte dünne und einwärts gekrümmte Beine, eine hohe Brust, breite Schultern, einen zugespitzten Kopf, eine schwarze Farbe, und ein mehrfach ungestaltes Gesicht. Er hatte an der linken Wange eine lange Narbe von einer Wunde, die er bei einer Schlägerei erhalten hatte. Die Kindsblattern hatten ihm das ganze Gesicht verzehrt, das linke Aug' geraubt, sein rechtes Auge mit einer hellen Röthe umzogen, und ihm auf dieser nämlichen Seite der Stirne eine lange häßliche Kruste zurückgelassen. Der Charakter des Liebhabers entsprach einer so schönen Gestalt. Der junge Brechet war roh, grob, zornig, zanksüchtig, geizig, übermüthig, stolz, ausschweifend, eifersüchtig, ein Saufer und Schwörer. Mit Einem Worte, er hatte alle Eigenschaften, deren eine allein einen Mann hassenswerth und seine Frau unglücklich machen konnte. So war derjenige beschaffen, der die schöne Julie heirathen wollte. Als der Vater der Julie ihr den ersten Antrag zu dieser Verbindung machte, ward sie ohnmächtig, und man hatte viele Mühe, sie wieder zur Besinnung zu bringen. Darauf sagte der Vater zu ihr: „Meine „Tochter, du wirst ihn nur heirathen, wenn du „willst; ich will deiner Neigung gar nicht Gewalt „anthun, und dich wider deinen Willen verheirathen.

„Indessen mußt du doch darauf denken, dir Brod zu „verschaffen. Wir leben nur von einer geringen „Pension, die nach meinem Tode aufhören wird; „was wird hernach aus dir werden?“ „Mein Va„ter,“ sagte Julie, „ich wollte lieber vor Hunger „und Elend sterben, als mich einem solchen Unge„heuer preisgegeben sehen; vielleicht wird der Him„mel sich meiner erbarmen.“ Indem sie dieß sagte, vergoß sie einen Strom von Thränen. Ihr Vater umarmte sie, und ging fort, um die seinigen zu verbergen, und sagte beim Herausgehen zu ihr: „Be„fürchte nichts, meine Tochter, es soll keine Rede „mehr seyn von dieser Heirath.“

Unterdessen zweifelte der Böse gar nicht daran, Julien zur Ehe zu bekommen; er rühmte sich dessen überall, und allenthalben redete man davon. Diese Reden verbreiteten sich vom Volke zum Adel, vom Adel zu den Großen des Reiches, und gelangten bis an den Hof. Der Sohn des Königs, der ein vortrefflicher Prinz war, und dem man die Heirath mit einer verwandten Prinzessin angetragen, hörte Alles, was man von Julien sagte, und war neugierig, sie zu sehen. Er besuchte sie auch wirklich, und bei der ersten Unterhaltung mit ihr ward er von ihren Reizen eingenommen. Die Höflinge bemerkten dieß, und da es in diesem Lande nicht an gelaüfigen Zungen fehlt, sagte Einer zum Prinzen: „Es wäre wohl „Schade, wenn Julie, da sie so schön ist, die Feh„ler hätte, die man ihr vorwirft.“ „Was für Feh„ler?“ fragte der Prinz. „Man sagt,“ fuhr der

Höfling fort, „sie sey gar flatterhaft und zerstreut, „sie laufe immer von Haus zu Haus, und bleibe nie „daheim.“ Da die Liebe Alles entschuldigt, so antwortete der Prinz: „Ueber das verwundere ich „mich nicht; Julie hat Nichts, das sie zu Haus „festhält; sie sieht da nur Elend und Armuth; sie „geht aus, um sich zu zerstreuen, und ihre Lange„weile zu vertreiben; in einer andern Lage wird sie „sich auch anders betragen.“ Indessen dachte doch der Prinz über das, was man ihm gesagt hatte, nach, und, nachdem er zu Julie zurückgekehrt, bemerkte er, daß sie, als er ankam, nicht zu Hause war. Während man sie suchte, unterhielt er sich mit dem Vater, und eröffnete ihm sein Vorhaben, Julien zu heirathen, wenn sie die Prüfung, der er sie unterwerfen wolle, bestehen würde. Als Julie kam, sagte ihr der Prinz: „Julie, ich habe Sie eben „von Ihrem Vater zur Ehe verlangt; ich habe ihm „aber gesagt, daß ich noch vorher Ihre Liebe einer „Prüfung aussetzen wolle.“ „Herr“ erwiderte Julie, „die härteste Prüfung wird mir die ange„nehmste seyn. Ich bin bereit, Feuer und Schwert „zu trotzen, um Ihnen meine Dankbarkeit und zärt„liche Liebe zu bezeigen.“ „Es ist weder von Feuer „noch von Schwert die Rede,“ sagte der Prinz. „Ich habe Sie zweimal besucht, und jedesmal habe „ich Sie vom Hause abwesend gefunden. Das sey „nun meine Probe, der ich Ihre Liebe unterwerfe, „daß, wenn ich zum drittenmal wieder komme, ich „Sie zu Hause antreffe. Treffe ich Sie hier an,

„so heirathe ich Sie an eben diesem Tage, und führe „Sie mit mir nach Hofe; so bin ich mit dem Kö„nige, meinem Vater, übereingekommen; treffe ich „Sie nicht an, so entsage ich Ihnen den nämlichen „Tag, und heirathe dafür eine Andere.“ „Und ich,“ sagte der Vater, „verheirathe sie denselben Tag an „Brechet.“ „Um diesen Preis,“ sagte Julie, „ist mein Glück versichert; müßte ich dafür mein „ganzes Leben zu Hause zubringen, so würde ich „gern einwilligen, niemals auszugehen.“ Auf dieses reiste der Prinz fort, und Julie blieb sehr zufrieden.

Man wird sich wohl vorstellen, daß sie den folgenden Tag nicht ausging; sie ging auch den zweiten, den dritten, und den vierten nicht aus; den fünften verließ sie das Haus nur einen Augenblick, und kehrte sogleich wieder zurück; den sechsten ging sie eine halbe Stunde aus, und kam darauf wieder zurück; den siebenten ging sie eine Stunde aus, und eilte dann nach Hause. Als sie nun am achten Tage der Vater ausgehen sah, sagte er zu ihr: „Meine „Tochter, du gehst zu viel aus! Du vergissest, was „der Prinz gesagt hat, und du denkest nicht daran, „daß es für dich um Alles zu thun ist.“ „O, mein „Vater,“ antwortete Julie, „der Prinz wird heute „nicht kommen; übrigens aber, wenn er auch kommen „sollte, so sieht man aus unserm Hause von weitem „auf die Landstraße, und ich habe es den Mägden, „die oben sind, wohl empfohlen, daß, sobald die „Wagen des Prinzen sich in der Ferne sehen lassen,

„sie mir es alsobald berichten; auf diese Weise ist ja „nichts zu befürchten.“ „Meine Tochter,“ erwiderte der Vater, „am sichersten wäre es, zu Hause „zu bleiben; wer sich auf Andere verläßt, geht gar „unsicher; und in einem Geschäfte von solcher Wich„tigkeit möchte ich nichts auf's Glück ankommen „lassen.“ Julie ließ ihn reden, und ging ihres Weges fort.

Kaum war sie zur Thüre heraus, da wurden die Mägde oben im Hause die Wagen des Prinzen gewahr; da sie aber Julie den Augenblick noch gesehen hatten, so glaubten sie, daß sie nicht ausgegangen sey, und hielten sich stille. Unterdessen näherten sich die Wagen; jetzt riefen sie Julien; aber Julie antwortete nicht. Man sucht sie in der Kammer, man sucht sie im Garten; nirgends war Julie. Man laüft in des Nachbars Haus; auch da ist Julie nicht. Man laüft in ein anderes, und während dem man so hin und her laüft, langt der Prinz an, findet Julien abwesend, steigt wieder in seine Kutsche, und fährt davon. Julie kommt noch eben zur Zeit an, um die Wagen des Prinzen, die zurückkehren, von Ferne zu sehen.

O Geschrei! O Verzweiflung! Julie zerschlägt sich das Gesicht, und zerrauft sich die Haare; das Gesinde weint, der Vater verzweifelt. „Unglückliche! Ich habe es dir genug gesagt. Darf „man denn in einem Geschäfte, wie dieses, etwas „auf's Spiel setzen? Du bringst mich an den Rand „des Grabes; aber diesen Abend wirst du denjeni-

„gen, dem ich dich versprochen habe, heirathen.“ „Ja, ich will ihn heirathen,“ sagte Julie, „ich „habe es wohl verdient. Er kann mir nicht so viel „Leides zufügen, daß ich nicht noch mehr verdient „habe. Lasse ihn sogleich kommen, und ich heirathe „ihn. Er ist meiner würdig und ich seiner.“ Auf der Stelle ließ man Brechet, einen Notar und den Pfarrer kommen. Die Heirath wurde geschlossen, und Brechet führte die schöne Julie nach Hause.

O bedauernswerthes Schicksal! der Vater stirbt vier Tage nachher vor Gram; was Julie betrifft, so hatte sie Zeit genug, ihre Thorheit mit blutigen Thränen zu beweinen. Alle Leute beklagten sie, und doch konnte man nicht anders, als ihr Schuld geben. Sie verurtheilte auch sich selbst. In ihrem größten Leiden rief sie aus: „Ich habe es wohl verdient.“ Und dieß verursachte ihre größte Qual. Den Tag nach der Hochzeit sah man ihr Gesicht blutrünstig von den Schlägen, die sie von dem rohen Brechet erlitten, weil sie, wie er sagte, nicht freudig und zufrieden schien, ihn geheirathet zu haben. Julie nahm von Tag zu Tag ab, und bald war sie nicht mehr zu erkennen. Alle Tage verfluchte sie ihr Schicksal, und wünschte den Tod; aber der Tod erfolgte nicht. Und was noch trauriger war, so wurde sie bald ihrem Manne ganz gleich, eben so häßlich und scheußlich, wie er, eben so böse, so verhaßt, so verabscheut, wie er, sie waren wie böse Geister, und ihr Haus glich einer Hölle.

Christliche Seele, die du durch das Blut Jesu Christi erkauft, und in dem Wasser der heiligen Taufe bist abgewaschen worden, dich stellt die schöne Julie hier vor. Du weißt wohl, daß der Satan, dieses furchtbare und verabscheuenswerthe Ungeheuer, Ansprüche auf dich macht, und daß er sich schmeichelt, einst dein Schicksal mit dem Seinigen vereinigen zu können, und daß er behauptet, ihr alle beide hättet nur eine Bestimmung. Dieser Gedanke macht dich schaudern; das ist aber nicht Alles; man muß auch die rechten Mittel ergreifen, um zu verhindern, daß dieß nicht geschehe. Du weißt auch, daß der Sohn Gottes, der König des Himmels und der Erde, dich zu seiner Gemahlin verlangt, daß Seine Absicht ist, dich eines Tages in den Himmel zu führen, dich dort zu krönen, und dich die Freuden seiner ewigen Liebe kosten zu lassen. Du wünschest dieß sehnlich, und möchtest jetzt schon dort seyn! Das ist aber nicht genug; du mußt dich auch eines solchen Bräutigams würdig zeigen und Ihm dadurch deine Liebe an den Tag geben, daß du seine Gesetze beobachtest, und die Prüfung, der Er dich unterwerfen will, aushaltest. Diese Prüfung ist nicht gar hart; sie ist aber wesentlich nothwendig; und Er muß, wenn Er einst, sich mit dir zu vermählen, dich mit Ihm heimzuführen und zu krönen kommt, d. h. bei deinem Tode, dich zu Hause antreffen, d. i. in der Gnade, im Stande der Gnade. Ach, so setze dich sogleich in diesen Stand! Ach, verlasse ihn doch niemals! Suche Alles auf, was dich darin festhalten kann! Fliehe

Alles, was dich davon abwenden, deinen Entschluß wankend machen, und dich, wenn auch nur für einen Augenblick, von ihm ableiten kann. Es ist nicht genug, nur anzufangen, nur einige Zeit fortzufahren, man muß bis an's Ende, bis auf die Stunde, da Er ankommt, ausdauern.

Hüte dich vor Allem, auf das zu zählen, was du auf dem Todtenbette wirst thun können! Der Tod meldet sich nicht immer an; er kommt oft unvermuthet, und ohne daß man ihn kommen sieht. Wenn er auch manchmal seine Ankunft durch Krankheiten und Schwachheiten ankündigt, so wird ihn doch derjenige, für den er ankommt, nicht gewahr; und Jene, welche ihn anzukündigen den Auftrag haben, sind hierüber oft selbst getaüscht, oder noch öfters sind sie nachlässig und furchtsam, und gar oft endlich kommt ihr Ankünden zu spät. Die Zahl derjenigen, die alle Tage ohne Beicht dahinsterben, muß dich zittern machen.

Was aber euch betrifft, ihr edlen Seelen, treue Braüte Jesu Christi, die ihr schon seit langer Zeit in Seinem Hause und in Seiner Gnade bleibet, und Euch durch eine stete innere Sammlung mit Ihm vereinigt hattet, vergeßt nicht das glückliche Loos, das Euch bestimmt ist! Beschäftiget Euch mit Euern Hoffnungen! Seufzet nach dem Augenblicke, der sie in Erfüllung bringen soll, und arbeitet unablässig daran, Euch dieses großen Tages würdig zu machen!

26.

Der unglückliche Reisende.

Ein junger Mensch reiste durch einen Wald. Kaum war er einige Schritte darin fortgegangen, so wurde er von einem schrecklichen Ungeheuer angefallen, das einem Löwen glich, dessen Hals sich in sieben große Schlangenköpfe spaltete. Das Thier kam aus seiner Höhle heraus gerade auf ihn zu; seine Augen funkelten, es richtete seine sieben Köpfe in die Höhe, schoß seine sieben Zungen hervor, und die Luft ertönte von furchtbarem Gezische. Der junge Mann, welcher muthig und stark war, kam bei diesem Anblicke nicht aus der Fassung. Er hatte keine andern Waffen, als eine Axt, die er nach der Sitte seines Landes an seinem Gürtel trug. Er faßte sie, lief auf das Thier zu, und schlug ihm auf den ersten Streich vier der Köpfe ab; auf den zweiten Streich hieb er ihm abermals zwei ab, und auf den dritten hätte er ihm ohne Zweifel den letzten abgeschlagen, und, ohne den traurigen Zufall, der ihm begegnete, den Sieg davon getragen. Beim zweiten Streich nämlich fiel ihm die Axt aus der Hand, ohne daß er mehr Zeit gehabt hatte, sie wieder aufzunehmen. Denn das Thier, gereizt durch die sechs Wunden, die es empfangen hatte, warf sich wüthend auf ihn, biß, stach, zerriß ihn, und trug ihn mit sich fort. Der Unglückliche strengte sich vergeblich an; er heulte schauerlich, schrie um Hülfe,

bat, daß man ihm wenigstens seine Axt wieder verschaffen möge; aber Niemand hörte ihn. Das Thier schleppte ihn lebendig in seine Höhle, wo er ihm und seinen Jungen zum Futter diente.

Verstehst du wohl den Sinn dieses Gleichnisses? 1) Dieß Ungeheuer mit sieben Haüptern ist der böse Feind und die sieben Todsünden, die man muthig mit Waffen des Glaubens bekämpfen muß. 2) Es ist nicht genug, daß man diesem Ungeheuer sechs Köpfe abschlage; wenn du ihm Einen lässest, so bist du verloren. Was hilft's dir, von mehrern Leidenschaften frei zu seyn, wenn du noch Eine unterhältst? Am öftesten verdammt die Menschen nur Ein Laster. Untersuche, ob du, wenn du auch den höllischen Drachen bekämpft, ihm nicht noch Einen Kopf gelassen hast, welcher hinreicht, dich zu verschlingen. Unser Sieg ist eitel, wenn er nicht vollständig ist. 3) Man muß bis an's Ende aushalten, kämpfen bis zum Tode. Werde nicht müde in diesem Kampfe! Lasse die Axt deinen Händen nicht entwischen! Unterlasse nicht das Gebet, die Selbstprüfung, die heil. Sakramente, die Uebungen der Abtödtung und der Buße! Der böse Feind würde deine Nachlässigkeit benutzen, um dir tausend Wunden zu versetzen; und wenn du in diesem Zustande stirbst, so wird er dich zu sich in die Hölle schleppen, wo du ewig seine Beute und das Spiel seiner Genossen seyn wirst. Vergebens wirst du dann seufzen, vergebens um Hülfe rufen, vergebens die Zeit zurück wünschen, die du verloren, die Gnaden, welche du mißbraucht, die Mittel, welche

du

du versaumt hast; Niemand wird dich hören, Nichts wird dir zurückgestellt werden. Jetzt noch, während du es hast, mußt du es benutzen!

27.

Agrippina's Kunstgriff.

Agrippina, eine römische Dame, sah, daß ihr Sohn das Gold und Silber unvorsichtig ausgab, dasselbe verschwenderisch auf unnütze Dinge verwendete und es an den Ersten, der sich darbot, mit voller Hand vergeudete. Sie wollte ihn von einer so übel angebrachten Freigebigkeit, die nur den Sturz ihres Hauses nach sich ziehen mußte, heilen, und brauchte dazu diesen Kunstgriff. Eines Tages, da ihr Sohn eine halbe Million verschwendet hatte, ließ sie eine gleiche Summe auf einen Tisch ihres Wohnzimmers bringen. Da nun Abends der junge Mensch hineintrat, um seine Mutter zu begrüßen, und diese unermeßliche Menge Geld sah, fragte er, was das wäre: „Es ist das," antwortete sie, „was du gestern verloren hast;" und wie sie dieses gesagt hatte, ging sie hinaus und überließ ihren Sohn seinen Betrachtungen. Er dachte auch wirklich so ernsthaft darüber nach, daß er den Fehler leichtsinniger Verschwendung völlig ablegte.

Wenn man uns ebenfalls die Verluste, die wir durch unsere Nachlässigkeit allein schon in einem Tage verursachen, auf einmal unter die Augen stellte, die

Gnaden nämlich, die Verdienste, die ewigen Belohnungen, die wir aus eigener Schuld uns zu verschaffen unterlassen, so würden wir darüber erstaunen, und vielleicht würde unsere Verwunderung darüber uns antreiben, mit so vielem Guten weniger verschwenderisch zu seyn, und eine Zeit, von welcher der Erwerb so vieler unermeßlicher Güter abhängt, besser anzuwenden. Wie viele Handlungen gehen, aus Mangel einer guten Meinung, in einem Tage verloren! Wie viele Gelegenheiten, für Gott, Sanftmuth, Demuth, Geduld, Liebe, Selbstverläugnung zu üben! Ach! wenn wir sähen, was wir jeden Tag verlieren, und wie wenig es uns kostete, es nicht zu verlieren! Aber wir werden es eines Tages sehen, wenn unser Verlust unersetzlich seyn wird. Warum warten wir denn auf diesen Augenblick, und fangen nicht an, sie wieder gut zu machen, jetzt, da wir es noch können?

28.

Die Hofherren in Ungnade.

Es gibt Dinge im Leben, die einen solchen Eindruck auf den Geist machen, daß man nicht glauben kann, was sie bewirken, wenn man nicht in der nämlichen Lage ist, wie Jene, welche sie erfahren.

Philipp II., König in Spanien, sah einst, da er die heil. Messe anhörte, zwei Hofherren, welche die ganze Zeit des heil. Opfers miteinander schwatzten. Beim Herausgehen aus der Kapelle sagte der

König zu ihnen: „Höret ihr so die heil. Messe an? Laßt euch an meinem Hofe nicht mehr sehen!“ Dieß einzige Wort war für beide ein Blitzstrahl. Der Eine starb zwei Tage nachher, und der Andere wurde ein Narr. Wie wird es aber dann erst seyn, wenn man aus dem Munde des Königs der Ewigkeit hören wird: „Fort von mir, ihr Verfluchten, in's ewige Feuer!“

29.

Tigranes und Berenice.

Cyrus, ein König in Persien, gewann eine große Schlacht, worin Tigranes, König der Armenier, mit seiner Gemahlin Berenice gefangen wurde. Als nun der Sieger diese vornehmen Gefangenen sah, und einerseits die Schönheit der Berenice bewunderte, andererseits aber wußte, wie sehr sie Tigranes liebte, so sagte er dem Könige: „Was würdest du mir, Tigranes, für die Freilassung der Berenice geben?“ „Herr,“ antwortete der König, „mein Reich, mein Blut, und mein Leben würde ich dafür geben.“ „Das heißt sehr lieben,“ antwortete Cyrus, „und ich lobe deine Großmuth.“

Kurze Zeit nachher ward Friede, und der König Tigranes wieder in seine Staaten eingesetzt. Eines Tages, da er sich mit der Königin Berenice allein unterhielt, fragte er sie, was sie vom Reiche der Perser, von der Majestät des Königs Cyrus, vom Glanze seines Hofes, von der Zahl seiner Hof-

leute, von den Reichthümern seines Palastes denke. Berenice antwortete: „Entschuldige mich, Herr, ich habe nichts gesehen; ich hatte nur Augen für den„jenigen, der sein Leben für meine Befreiung aner„bot.“ „Ach, meine liebe Berenice,“ rief darauf der König aus, indem er sie umarmte, „wie würdig „bist du meiner Liebe, und wie glücklich fühlt sich meine „Liebe, daß ich ein Königreich mit dir theilen kann!“

Diese Geschichte rührt und erfreut mich schon an sich; wenn ich sie aber auf den König des Himmels und die glaübige Seele beziehe, so beschämt sie mich und beseelt mich zugleich mit neuem Muthe. Mache davon die Anwendung auf dich selbst, wenn du willst, nach folgenden vier Punkten: Erwäge —

1) Das erste Wort von Tigranes und die Großmuth seiner Liebe. Nicht nur bietet sich Jesus Christus an, für uns zu sterben, Er ist wirklich für uns gestorben, um uns nicht allein von einer zeitlichen Gefangenschaft, sondern von einer ewigen Gefangenschaft, von einer ewigen Strafe, von einem ewigen Tode zu erlösen, und uns zugleich ein ewiges Leben und ein ewiges Reich zu erwerben. Er ist gestorben, nicht für eine Gemahlin, die seiner Liebe würdig war, sondern vielmehr um sie, so häßlich sie auch war, wieder liebenswürdig, das heißt, seiner Liebe wieder würdig zu machen, da sie nur seinen Haß verdiente. O welch eine Liebe! Es kostete Tigranes wenig, jenes Wort zu sagen, welches, indem es seine Liebe B e r e n i c e beweisend, ihm selbst bei Cyrus und Allen am Hofe Ehre verschaffte; was hat es aber Jesus

Christus gekostet, uns Seine Liebe zu bezeigen! Nur Schmach und Strafe erfuhr Er, da Er uns seine Liebe erwies!

2) Den Eindruck, den auf das Herz der Berenice jenes Wort ihres königlichen Gemahls machte. Sie ward davon ganz durchdrungen, ganz entzündet, sie empfand alle Innigkeit, alle Zärtlichkeit, den ganzen Werth einer so großmüthigen Liebe, und alle Ehre, die ihr aus einer so öffentlichen Erklärung ward. O um wie vielmehr sollte dich der Anblick des Kreuzes entzünden! Welche Liebe! Welche Zärtlichkeit! Welche Großmuth! Und für dich, welches Glück und welche Ehre!

3) Die Erkenntlichkeit der Berenice. Berenice ward von diesem Worte ihres königlichen Gemahls so durchdrungen, daß sie es während der ganzen Zeit, da sie am Hofe des persischen Königs blieb, nie vergaß; immer war sie damit beschäftigt; kein anderer Gedanke kam ihr in Sinn, keine andere Neigung rührte ihr Herz, kein anderer Gegenstand machte Eindruck auf ihre Sinne. Sie wollte nichts sehen, nichts hören, um sich von einer Liebe, die ihr Glück und ihren Ruhm ausmachte, nicht abführen zu lassen. O wie demüthigt mich dieses! Glücklich jene glaübigen Seelen, die zwischen sich und der Welt eine undurchdringliche Mauer aufgeführt haben, um sich, in der Einsamkeit, einzig mit der Liebe und dem Kreuze ihres Heilandes zu beschäftigen!

4) Das Glück der Berenice in der Antwort, die sie ihrem königlichen Gemahle gibt. Wie süß,

wie ehrenvoll war es für sie, dieß Wort sagen zu können! Welch ein Glück für eine glaübige Seele, die, beim Ausgange aus dieser Welt, zum Könige des Himmels wird sagen können: „Herr, auf der „Welt, woher ich komme, habe ich nichts gesehen; „ich hatte nur Augen für denjenigen, der sein Leben „für meine Erlösung gegeben hat; nur Ihn habe ich „geliebt, nur an Ihn gedacht, nur für Ihn gehan„delt.“ Mit welcher Liebe, mit welch einer Seligkeit wird eine solche Treue vom Könige der Ewigkeit im Reiche der Liebe und der Ewigkeit belohnt werden!

30.

Schöne Anwendung einer Stelle Anakreon's.

Unter den jungen Ordensgeistlichen, die durch den Abt Serapion zu einem frommen Leben erzogen wurden, war Einer, Namens Felix, dessen Geist sehr gebildet war, und der vor seinem Klosterleben viele weltliche Dichter gelesen hatte. Die Erinnerung an das, was er gelesen, beunruhigte ihn oft in seiner Einsamkeit. Da es nun der Pater Pantimus, sein geistlicher Führer, nicht dahin bringen konnte, seinem Schüler die Reste einer weltlichen Erziehung zu benehmen, schickte er ihn vor den Abt, damit er ihn als einen Unverbesserlichen aus dem Kloster jage. Der Abt, ein kluger Mann, hatte, als er Felix ganz in Thränen sah, Mitleiden mit ihm. Er tröstete ihn, munterte ihn auf, und sagte ihm, er solle, wenn

er solche Verse nicht aus seinem Gedächtnisse vertreiben könne, wenigstens versuchen, dieselben auf einen frommen Gegenstand anzuwenden; dann werde sich die Zerstreuung in einen guten Gedanken verwandeln, und ihm nützlich werden. Felix folgte seinem Rathe einige Zeit. Aber eines Tages, als er die Verse, die ihn in den Sinn kamen, nicht geistlicher Weise auslegen konnte, ging er zum Abte, und sagte ihm: „Mein Vater! Ich bin untröstlich; seit „zwei Tagen habe ich den Kopf voll von einer „Stelle des Anakreon, die ich weder aus meinem „Gedächtnisse vertreiben, noch auf etwas Gutes an„wenden kann.“ „Wie heißt diese Stelle?“ fragte der Abt. „Der Dichter,“ erwiderte Felix, „sagt, „der Gott der Liebe habe mehrere flammende Pfeile „auf ihn abgeschossen, und er habe sie alle abzuwei„chen gewußt, ohne von ihnen getroffen zu werden; „nun habe sich aber der kleine listige Gott selbst „in einen Pfeil verwandelt, und sich seines Herzens „bemächtiget.“ Darauf setzte er hinzu: „Wie kann „ich mich vor einem so furchtbaren Gott bewahren?“

„Felix,“ antwortete der Abt, „höre mich an! „Was dir die lästige Erinnerung an diese weltlichen „Stellen wieder in den Sinn bringt, ist das, daß „du zu viel Werth auf sie legst. Siehst du denn „nicht, mein Kind, daß alle diese poetischen und „heidnischen Gedanken nur Irrthum und Lüge sind, „daß dieser Liebesgott nur eine Lüge, nur ein sinn„loses Wort ist, das ausgelassene Dichter erfunden „haben, die schändlichste aller Leidenschaften zu ent-

„schuldigen, zu verdecken, ja, wenn sie könnten, zu „beschönigen?“

„Der wahre Gott der Liebe ist der Schöpfer „des Himmels und der Erde, derjenige, der in Sei„ner Liebe dich selbst erschaffen hat, und erhält, der „für dich Mensch geworden ist, der dich um den „Preis seines Blutes erlöset hat, der sich für dich „hingegeben hat, der für dich gestorben ist. Alle „diese Wohlthaten sind eben so viele flammende „Pfeile, vor denen du dich schon lange Zeit nur zu sehr „zu verwahren gewußt hast. Aber sieh das Wunder, „das Seine Liebe erfunden hat! Du weißt, worein „dieser Gott der Liebe sich wahrhaft verwandelt hat, „um dein Herz zu durchdringen, sich dir einzuverlei„ben, und Eins mit dir zu werden. Er hat sich „nicht in einen Pfeil verwandelt, wie der heidnische „Liebesgott, um dein Herz mit einer grausamen und „entehrenden Wunde zu verwunden, um es mit tau„send quälenden Sorgen zu durchbohren, um es „durch tausend einander entgegengesetzte, niedrige, „schändliche, hoffnungslose Neigungen zu zerreißen; „Er hat sich unter zartere Gestalten verborgen, un„ter die Gestalt des Brodes und Weines, um deine „Nahrung, deine Stärke, dein Trost zu seyn, um „dich zu Ihm zu erheben, und dich Seiner göttlichen „Natur, Seiner Seligkeit und Herrlichkeit theilhaf„tig zu machen; sieh, Felix, das ist der wahre Gott „der Liebe. Kannst du noch jetzt ausrufen: Wie „soll ich mich vor einem so mächtigen und liebevol„len Gott verwahren?“

Auf diese Worte warf sich der junge Mann dem Abte zu Füßen, und, indem er sie mit seinen Thränen benetzte, rief er aus: „Ich erkenne, o gro„ßer Gott, meinen zu langen Widerstand; aber nun „gebe ich endlich diesem letzten Zuge deiner Liebe „nach!" Von dieser Zeit an dachte er nicht mehr an die weltlichen Dichter, welche nur von erdichteten Göttern, verachtungswerthen Dämonen oder schändlichen Leidenschaften singen. Die schönsten Stellen dieser ausgelassenen Gesänge, die er bewundert und göttlich genannt hatte, wurden ihm nun zuwider. Er fand von nun an nur Gefallen an den Psalmen, an den heiligen Kirchen-Hymnen, und an den geistlichen Gesängen, die den wahren Gott loben, und nur die Empfindungen jener reinen, ruhigen, freudigen Liebe einflößen, welche unser Glück und unsere Ehre jetzt schon ausmacht, und immer ausmachen wird. Die Wohlthaten Gottes, und besonders jene des allerheiligsten Altarssakraments beschäftigten ihn ganz. Wenn er vor dem heil. Sakramente war, oder auch sonst, hörte man ihn oft ausrufen: „Wie kann man sich verwahren vor einem „so großen und so guten Gott, der bis zu uns her„absteigt, der in uns eingehet und in uns bleibet?"

31.

Der König von Castilien, oder die günstige Gelegenheit.

Suintila, König von Castilien, entfernte sich auf der Jagd von seinem Gefolge, und gerieth in

einen Wald, worin er sich verirrte. Nachdem er hier lange herumgeirrt, und nun die Nacht einbrach, begegnete er zwei jungen Leuten von gutem Aussehen, die in dem Walde spazieren gingen. Sie waren die Söhne zweier Brüder, der Eine Namens Kaspar, und der Andere Castro, die ihre Wohnung in den zwei benachbarten Dörfern hatten. „Junge Leute," redete sie der König an, ohne sich „ihnen zu erkennen zu geben, „ziehet mich doch aus „der Verlegenheit. Ich verirrte mich in diesem Wal„de; helfet mir heraus, und verschaffet mir für diese „Nacht ein Logis. Morgens reise ich nach Hof, „wo ich etwas vermag; wenn ihr beide, oder „doch einer von euch mir dahin folgen wollt, so „verspreche ich euch dort Glück und Aemter." Kaspar nahm das Wort und sagte: „Herr, Sie aus „diesem Walde zu bringen, und Ihnen ein Nacht„lager zu verschaffen, ist gar leicht; aber Ihnen an „den Hof zu folgen, dazu habe ich wenigstens keine „Lust." „Ei nun," versetzte Castro, „Herr! Kom„men Sie mit mir zu meinem Vater, und morgen „früh, wenn mein Vater einwilligt, will ich mit „Ihnen abreisen, und mich Ihrer Sorgfalt und „Ihrem Schutze überlassen." Auf dieses trennte man sich. Kaspar ging nach Hause, und Castro führte den König mit sich zu seinem Vater. Man empfing den König daselbst auf's Beste, obschon man ihn nicht kannte; und der Vater willigte endlich nach langem Widerstande ein, daß sein Sohn mit ihm abreise. Den folgenden Tag hatte der König noch

nicht eine Viertelmeile zurückgelegt, als er seiner Leibwache begegnete. Castro ward sehr überrascht, da ihn diese als ihren König begrüßte; aber der König wandte sich lächelnd zu ihm und sagte: „Sie „sehen, Castro, daß ich Sie nicht getaüscht habe, „wenn ich Ihnen sagte, daß ich etwas am Hofe „vermöge.“ „Nein, Sire,“ antwortete ihm Castro, „aber ich besorge, mich getaüscht zu haben, wenn ich „Ihnen, statt der Ehrfurcht, die ich Ihnen, als „meinem Könige schuldig bin, die ganze Zuneigung „meines Herzens geschenkt habe.“ „Ich genieße „Ehrfurcht im Ueberfluß,“ erwiderte der König, „aber ich weiß nicht, ob ich eines andern Menschen „Zuneigung, auf die ich zählen könnte, besitze, als „die deinige, Castro, darum bewahre mir sie und „folge mir.“ Der König überhaüfte ihn mit Ehren und Wohlthaten, und behielt ihn als seinen innigst Vertrauten immer um seine Person.

Unterdessen redete man im Dorfe von Nichts als von der Leichtglaübigkeit des alten Castro, der seinen Sohn einem Abenteurer überlassen hätte. Die Verwandten und Freunde kamen, ihm darüber Vorwürfe zu machen, und er machte sich selbst die bittersten. Andererseits lobte man die Klugheit Kaspar's, und man wünschte seinem Vater dazu Glück. Sobald man aber aus Castro's Briefen vernommen, daß er dem Könige selbst gefolgt sey, und da man das prächtige Geschenk sah, das der König seinem Vater schickte, da änderte man Gedanken und Sprache; die Freude und Glückwünsche waren nun auf

der Seite Castro's, Kaspar's Antheil aber waren Klagen und Reue, die der bald hierauf folgende Krieg noch bitterer machte.

Da der König in diesem Kriege eine große Zahl Truppen nöthig hatte, so rief man die ganze Jugend des Landes zum Kriegsdienste ein, und Kaspar sah sich genöthigt, als gemeiner Soldat zu dienen. Was hatte er nicht in dieser strengen Lebensart zu leiden! Aber leider war das Quälendste für ihn der Gedanke, den er nicht los werden konnte: „Während dem ich „hier vor Hunger, Mühseligkeiten und übler Behand„lung sterbe, ist Castro am Hofe, ruhig, geehrt, und „im Ueberflusse, und ich wäre jetzt auch dort bei „ihm, wenn ich die Gelegenheit, wie er, zu benützen „gewußt hätte.“

Und als genüge dieser Gedanke noch nicht zu seiner Qual, so mußten auch noch seine Augen ihm die traurige Erinnerung an sein Unglück erschweren. Der König wollte seine Truppen mustern; er saß unter einem Thronzelte, Castro war zu seiner Rechten, und die Truppen marschirten Mann für Mann an ihm vorüber; Kaspar sah Castro, und Castro sah Kaspar. „Wäre ich dem Könige gefolgt,“ sagte Kaspar zu sich, „so wäre ich jetzt bei Castro.“ „Wäre ich dem Könige nicht gefolgt, so wäre ich „nun, was Caspar ist!“ sagte Castro. O grausamer Gedanke für den Einen! O freudiger Gedanke für den Andern!

Müssen wir nicht Alle einst vor dem unsterblichen Könige des Himmels und der Erde erscheinen?

Welch ein Glück für uns dann, ihm gefolgt zu seyn? Welche Verzweiflung, Ihm nicht gefolgt zu seyn! Die Gelegenheit, Ihm zu folgen, und uns an Ihn anzuschließen, ist für uns noch nicht ganz vorbei; aber bald wird sie es seyn. Wollen wir sie entwischen lassen? Ach, benutzen wir doch noch, was uns davon übrig ist!

Nichts ist so niederschlagend, als wenn man die Gelegenheit versäumt hat, ein großes Uebel, das man leidet, zu vermeiden, oder ein großes Gut, dessen man sich beraubt sieht, zu erlangen; immer kommt der Geist wieder auf diesen traurigen Gedanken zurück, und kann sich nicht trösten. Nichts hingegen ist erfreulicher, als sich entweder von einem großen Unglücke befreit, oder im Besitze eines großen Gutes zu sehen, weil man die Gelegenheit, die sich dargeboten, das Eine zu vermeiden, und das Andere zu erlangen, zu benutzen gewußt hat. Die Betrachtung, wie leicht die Gelegenheit zum Glücke sich darbot, macht die Last des Unglücklichen schwerer, wenn er Andere sieht, welche die Gelegenheit benützt haben. Eben so wächst die Freude des Glücklichen, bei Erwägung der Gefahr, welche die Versäumniß der Gelegenheit ihm hätte bringen können, indem er Andere sieht, welche dieser Gefahr unterlegen sind. Den höchsten Grad der Betrübniß des Einen und der Freude des Andern aber bringt die Ueberzeugung hervor, daß diese Gelegenheit eine solche war, deren Rückkehr ganz unmöglich scheint.

Das gegenwärtige Leben ist uns verliehen als eine große und schöne Gelegenheit, das größte Un-

glück der der Hölle zu vermeiden, und das höchste Glück des Himmels zu erlangen. Ist diese Gelegenheit einmal vorüber, so kommt sie nicht mehr zurück. Diese große Gelegenheit schließt eine unendliche Menge kleiner in sich. Ein jeder Tag ist eine günstige Gelegenheit für uns, der Hölle zu entgehen, und den Himmel zu gewinnen. Und ein jeder Tag enthält noch tausend besondere Gelegenheiten, das Böse zu meiden, und das Gute zu üben. Eben so ist ein jeder Stand, ein jeder Rang, ein jedes Gewerbe eine schöne Gelegenheit für uns. Eben so ist Alles, was ist, was begegnet, was man im Leben sieht, eine schöne Gelegenheit für uns. Armuth und Reichthum, Krankheit und Gesundheit, Freude und Traurigkeit, gute Beispiele und Aergernisse, mit Einem Worte, Alles ist eine schöne Gelegenheit für uns. Sogar die Versuchungen und Anlässe zum Sündigen, die wir nicht gesucht haben, sind eine schöne Gelegenheit für uns, Gott unsere Treue zu bezeigen. O unglücklich diejenigen, für die so viele schöne Gelegenheiten vorübergegangen, ohne daß sie dieselben benutzt haben! Sie werden für sie nicht mehr zurückkommen. O glücklich diejenigen, welche sie zu benützen gewußt haben, und welche nicht mehr besorgen müssen, der Gefahr der Versäumniß ausgesetzt zu seyn! O wie glücklich sind wir endlich noch, daß, nachdem wir so viele haben vorübergehen lassen, wir noch so schöne Gelegenheiten haben, unsere Fehler zu bessern und unser Heil zu wirken.

32.

Der einfältige Peter.

Ein Bauer, Namens Peter, der noch nichts als sein Dorf gesehen hatte, vernahm, daß sein Bruder in der Hauptstadt der Provinz ohne Kinder gestorben, und ein beträchtliches Vermögen hinterlassen habe, er müsse sich also, sobald als möglich, stellen, um diese reiche Erbschaft zu beziehen. Auf diese Neuigkeit nimmt Meister Peter an einem schönen Morgen seinen Stock zur Hand, und begibt sich auf den Weg. Noch hatte er nicht zwei Stunden zurückgelegt, so kam er an einen Fluß. Es war das Erstemal in seinem Leben, daß er einen Fluß sah; denn zu Hause hatte er nur Waldbäche gesehen, die zuweilen anschwollen, aber bald wieder verliefen. Als er daher diesen breiten und tiefen Fluß sah, schrie er auf: „O, o, hier ist doch viel Wasser! „Es muß in diesem Lande viel geregnet haben, „während man bei uns über Trockene klagt. Ich „habe wohl schon sagen gehört, daß nicht überall „die gleiche Witterung sey; sieh doch, wie viel man „auf Reisen lernt! Was ist nun indessen zu thun?" fuhr er fort, „ich muß wohl warten, bis das Wasser abgelaufen ist." Was ihn auf den Gedanken brachte, daß das Wasser sich bald werde verlaufen haben, war, weil da der Fluß von der Seite, wo das Wasser herkam, eine Krümmung machte, und er darum von daher nur wenig Wasser sah; übrigens bemerkte er, daß das Wasser reißend abfloß. Auf

diese Bemerkungen entschloß sich unser Einfältiger, niederzusitzen und abzuwarten, bis der Fluß abgelaufen sey.

Da der Schiffer auf der andern Seite des Flusses diesen Menschen sitzen sah, fuhr er herüber, und nahe am Lande rief er ihm zu: „Willst du nicht über den Fluß?“ „Ja,“ antwortete der Bauer. „Je nun,“ erwiderte der Andere, „so „steige in das Schiff!“ „O,“ versetzte Peter, „ich „eile nicht so, daß ich mein Leben in deinem Schiffe „in Gefahr setzen will, ich habe wohl Zeit zu warten.“ „So lange es dir gefällt,“ sagte der Schiffer, welcher glaubte, dieser Mensch spotte seiner. Unterdessen kamen andere Reisende, die sich einschifften. Peter verwunderte sich über ihre Verwegenheit, und wartete fort, bis das Wasser würde abgelaufen seyn, um dann nach Lust hinübergehen zu können; aber der Fluß floß immer zu.

So wartete er bis auf den Abend, da er aber sah, daß die Nacht einbreche, so sparte er es auf den folgenden Tag, und kam wieder zurück, weil er nicht daran zweifelte, daß den folgenden Tag der Fluß trocken seyn werde. Er kam also früh Morgens wieder zurück; aber der Fluß lief noch. Er kam drei Tage nach einander; und der Fluß lief immer noch. „Gewiß,“ sagte er, „ist die Zauberei im Spiele, und ich sehe wohl, daß diese Erbschaft nicht für mich ist.“ In seinem Verdrusse trat er alle seine Rechte an Jakob, seinem Vetter, ab, der klüger war, als er. Dieser fuhr in einem Schiffe über den Fluß, zog die Erbschaft ein, und

kam

kam sehr reich in sein Dorf zurück, wo er den großen Herrn spielte, während dem Meister Peter in seiner Hütte und in seinem Elende blieb, und von seiner Erbschaft nichts als den Nebennamen, der Einfältige, erhielt; denn seitdem man sein Abenteuer wußte, hieß man ihn nicht mehr anders, als den einfältigen Peter.

Wer sollte denken, daß die meisten Menschen, in Hinsicht auf die himmlische Erbschaft, die sie zu beziehen haben, in die nämliche Thorheit fallen, wie der Bauer, von dem wir so eben gesprochen haben? Denn betrachte nur die Sünder, und Alle, welche ein nicht gar christliches und frommes Leben führen, und du wirst sehen, daß Alle auf das Ablaufen des Flusses harren. Man harret Anfangs, bis die Jugend vorübergegangen, und das Feuer der Leidenschaften erloschen ist; hernach wartet man, bis man eine Anstellung hat, oder sich in einem festen und ruhigen Stande befindet; hernach wartet man, bis man sich aus diesem Gewirre herausgezogen, bis dieses Geschäft beendigt ist; und so wartet man täglich auf eine schickliche Zeit, um sich Gott zu ergeben; und man findet sie niemals. Man wartet, bis sich unserm Heile kein Hinderniß mehr entgegensetze, man wartet, bis Diejenigen, die sich uns darstellen, vorübergezogen seyen, das heißt, das Ablaufen des Flusses abwarten; die Hindernisse unsers Heils folgen einander unaufhörlich, und bilden einen immer fortlaufenden Strom, dessen Quelle unversiegbar ist. Ueber diese Hindernisse muß man hinwegschreiten; dieser Hindernisse ungeachtet muß man gehen; ver-

mittelst dieser Hindernisse muß man vorwärts kommen.

Sieh doch, wie Viele über den Fluß setzen, und ihren Weg fortwandeln, ahme sie nach! Heute schon fange an! Wenn du es verschiebest, wenn du eine günstigere Gelegenheit abwartest, so wartest du darauf, daß der Fluß ablaufe. Unsinniger! Ein Anderer wird an deine Stelle kommen, und du wirst verzweifeln, ihn im Besitze einer Erbschaft zu sehen, welche dir bestimmt war.

33.

Der Stein der Weisen.

Auf einem Postschiffe befanden sich unter den Reisenden ein Kaufmann, Namens Traffiak, und zwei Kapuziner, der Eine Namens Pater Anton, und der Andere Bruder Eudes. Alle drei begaben sich nach einem Seehafen, in der Absicht, nach Amerika zu reisen, der Kaufmann, um seine Geschäfte in Ordnung zu bringen, und die zwei Ordensmänner, um sich den Missions-Arbeiten zu widmen. Als nun Jedermann seinen Platz genommen, und das Schiff dahin fuhr, hob, um die Gesellschaft aufzuheitern, der Kaufmann zu sprechen an: „Es fehlt „nicht viel daran, daß ich nicht auch ein Kapuziner „bin. Ich habe schon mehrere Reisen nach Amerika „gemacht, und bin nicht reicher zurückgekommen. „Ich habe keine Frau und kein Geld; was fehlt „mir nun noch, um Kapuziner zu seyn?“ „Weil

„Ihnen so wenig daran fehlt," sagte Pater Anton, „so müssen Sie es vollends werden." „Meiner „Seele, ja," sagte der Schiffer." „O," erwiderte Traffiak, „ich will noch eine Reise nach den Inseln „machen, die mir vielleicht besser gelingen wird. „Jene sind wohl glücklich," fuhr er fort, „die den „Stein der Weisen haben; sie machen ihr Glück auf „einmal, ohne daß es sie so viel Unruhe und Mühe „kostet." „Wenn es nur dessen bedarf," sagte Pater Anton, „so will ich Ihnen den geben, wenn Sie „wollen." „Wie," versetzte der Handelsmann, „wenn ich will? Ich wünsche nichts Anders, geben „Sie mir ihn!" Wie er das sagte, streckte er seine Hand hin. Auf diese Geberde, auf dieses Versprechen wurden Alle aufmerksam, in der Hoffnung, diesen berüchtigten Stein, die Quelle aller Reichthümer, oder vielmehr jenes Hirngespinst des Volkes und jene Thorheit der Alchymisten oder sogenannten Goldmacher zu sehen. Darauf sagte der Pater zu ihm: „Von welcher Art wollen sie ihn?" „Gibt es denn „mehrere Arten?" fragte Traffiak. „Ja," sagte der Pater, „es gibt solche, welche die Metalle in Gold, „und solche, welche dieselben in Silber verwandeln." „O," sagte Traffiak, „geben Sie mir einen, der in „Gold verwandelt!" „Recht," sagte der Pater, „man muß immer das Bessere wählen. Aber von „welcher Art wollen Sie ihn noch? Denn es gibt „solche, die für zwei Jahre, für ein Jahr, für sechs „Monate, und solche, die für zehn Jahre, zwanzig „Jahre, fünfzig Jahre, hundert Jahre in Gold ver-

„wandeln.“ „Geben Sie mir immer den Besten,“ sagte Trafsiak, „jenen, der auf hundert Jahre in „Gold verwandelt!“ „Aber,“ erwiderte der Pater, „Sie werden doch nicht darauf rechnen, noch hun„dert Jahre zu leben?“ „Nein,“ antwortete Trafsiak, „was liegt aber daran? Ich werde ihn brau„chen, so lange ich lebe, und das Gold, welches ich „machen werde, wird hundert Jahre dauern.“ „Wenn ich Ihnen aber,“ fuhr der Pater fort, „einen „gäbe, der, während er auf hundert Jahre in Gold „verwandelte, Ihnen selbst ein Leben von hundert „Jahren verschaffte?“ „O, mein guter Pater,“ sagte darauf Trafsiak, „geben Sie mir doch diesen!“ „Allein,“ sagte der Pater, „nach dieser Zeit müssen „Sie immerhin sterben!“ „Ich weiß das wohl,“ sagte Trafsiak, „was wollen Sie aber thun? Ich „werde dann doch immer eine lange Zeit und nach „meiner Lust gelebt haben.“ „Wie ich sehe,“ versetzte darauf Pater Anton, „lieben Sie das Leben, „und ein glückliches Leben. Ich bedaure Sie, und „muß Ihnen den wahren Stein der Weisen geben, „jenen, der Alles und für immer in Gold verwan„delt, und der macht, daß Sie selbst immer leben „werden.“ „Worin besteht dieser?“ fragte Trafsiak. „Er besteht,“ antwortete der Pater, „darin, daß Sie „alle Ihre Handlungen für Gott thun, Alles, was „Ihnen begegnet, für Gott leiden, nur Gott, Seine „Verherrlichung und Seine Liebe im Auge haben. „Diese heilige Liebe wird Alles für alle Zeit in Gold „verwandeln, und Ihnen selbst ein Leben geben, das

„immer dauern wird.“ „Ach,“ sagte Traffiak, „ich „merkte schon lange, daß Sie meiner spotten. Ich „rede nicht von diesem Golde. Ich meine ein klingenderes und solideres Gold.“ „Ei wie?“ erwiderte der Pater, „denken Sie denn, daß dasjenige, „was immer dauert, nicht solider sey, als jenes, „was nur einen Augenblick dauert, und daß Güter, „die Ihnen ein glückseliges und ewiges Leben verschaffen, nicht mehr werth seyen, als solche, die Sie „am Sterben nicht verhindern können, und die Ihnen „keinen Tag Leben, keinen Tag Gesundheit verschaffen können?“ „Alles dieß ist gut,“ sagte Traffiak, „aber sehen Sie, da sind Leute, die sich „nicht mit dieser Münze bezahlen lassen.“ Wirklich war man angelangt, und die Matrosen verlangten von Jedem die Bezahlung für die Ueberfahrt.

Nachdem man ausgestiegen, ging ein Jeder seinen Weg, und die zwei Kapuziner wanderten miteinander. „Mein Pater,“ sagte darauf Bruder Eudes, „Ihr habt uns da einen schönen Stein der „Weisen gegeben. Ich weiß nicht, ob Herr Traffiak „denselben benutzen wird; allein, was mich betrifft, „so will ich immer guten Gebrauch davon machen.“ „Da werdet Ihr wohl daran thun!“ sagte Pater Anton; „aber betet zugleich für Traffiak; denn er „hat mir mit einer Aufmerksamkeit zugehört, die mir „gute Hoffnung für ihn gibt.“ „Nach dem, was „Ihr mir gesagt habt,“ versetzte darauf Bruder Eudes, „stelle ich mir vor, daß unsere Handlungen in „Silber verwandeln, so viel heiße, als sie auf einen

„guten Zweck hinrichten, z. B. gute Werke üben, „Almosen geben, um unsere Sünden zu tilgen, oder „um die Gnade zu erlangen, nicht mehr in Sünden „zurückzufallen, das heißt, Silber gewinnen. Wer „aber dieß Alles aus Liebe Gottes thut, der gewinnt „Gold.“ „Mein lieber Bruder,“ erwiderte Pater Anton, „der Beweggrund der Liebe Gottes schließt „die übrigen Beweggründe nicht aus. Wenn Ihr „aus einem besondern Beweggrunde, wie z. B. Euere „Sünden auszutilgen, eine Handlung thut, so werdet „Ihr nicht dabei stehen bleiben, sondern weiter ge„hen, und aus Liebe Gottes, für die Ehre Gottes, „für die Verherrlichung Seines heiligen Namens, „Euere Sünden auszutilgen wünschen; und dann „verwandelt sich Alles in Gold. Wir müssen Alles „auf Gott beziehen, selbst unser Heil, unsere Heili„gung, unsere Vervollkommnung.“ „Ach!“ sagte der Bruder, „jetzt verstehe ich es, und sehe, daß ich, „aus Mangel an Unterricht, weit zurückgeblieben „bin; aber von nun an will ich Alles zuvörderst auf die Liebe Gottes und Seine Ehre beziehen.“

Während dem sich die zwei Ordensmänner also miteinander unterhielten, kamen sie an den Seehafen, wo sie sich nach Amerika einschifften. Vier Jahre nachher war Pater Anton genöthiget, wegen Missions-Geschäften wieder nach Europa zurückzureisen. Beim ersten Kapuziner-Kloster, wo er ankam, ward er sehr überrascht; denn da ihn der Pförtner noch von Weitem sah, lief er auf ihn zu, umarmte ihn, und sagte: „Ach, Pater Anton, wie freue ich mich, Sie

„wieder zu sehen!" „Mich?" versetzte Pater Anton, „ich erinnere mich nicht, Euch je gesehen zu haben; wer seyd Ihr?" „Ich bin," antwortete der Bruder Franz, „der Kloster-Pförtner." „Ich kenne „Euch noch eben so wenig," sagte der Pater. „Ich „bin doch," erwiderte der Bruder, „im nämlichen „Schiffe, wie Sie, den Fluß herabgefahren." Darauf sah ihn der Pater näher an, und rief: „Seyd „Ihr etwa Traffiak?" „Ich bin es," antwortete dieser, „dem Sie den Stein der Weisen gegeben „haben. Seitdem ich Sie verlassen, dachte ich an „Nichts mehr, als an dieses; und statt meiner Reise „nach Amerika, ließ ich mich in den Orden aufneh„men, wo ich den Stein der Weisen nicht vergessen „habe, und wo ich mich bemühe, alle Tage Gebrauch „davon zu machen." Während er dies sagte, kamen sie im Kloster an. Alle Väter versammelten sich, den Pater Anton zu empfangen, und der Bruder Franz erzählte ihnen seine Geschichte, wodurch sie Alle erbaut und ermuntert wurden, mehr als je, Alles aus Liebe Gottes zu thun und zu leiden.

Ermuntern auch wir uns zu einer so heiligen, so milden und so heilsamen Uebung! Dieß ist der wahre Reichthum, dieß ist der Stein der Weisen.

34.
Die beglückte Waise.

Ein Edelmann, Namens Rodolph, war Wittwer und ohne Kinder. Da er sich nun im Alter vorgerückt sah, zog er sich auf eines seiner Güter zurück, um dort gute Werke zu üben, und nur an sein Heil zu denken. Er war gewohnt, zu einer gewissen Stunde des Tages mit seinen Bedienten, welche Suppe, Fleisch, Brod und Geld trugen, sich an das Schloßthor zu begeben; und er selbst theilte das Almosen den Armen, die sich dort einfanden, aus. Unter diesen war ein Mädchen von eilf Jahren, Namens Mariane, die jedesmal, wenn sie ihr Almosen empfangen hatte, die Hand, die es ihr gereicht hatte, dankbar küßte. Da sie die Einzige war, die ihre Erkenntlichkeit aüßerte, so machte dieß, daß man sie bemerkte, und Rodolph gab ihr geflissentlich mehr Almosen als den Andern. Nachdem er sie aufmerksamer betrachtet hatte, fand er sie ungeachtet der Lumpen, womit sie bedeckt war, schön. „Diese „Kleine," sagte er zu sich selbst, „muß ein gutes „Herz haben, weil sie mir ihre Dankbarkeit bezeigt; „und ich will ihr Gutes thun. Nichts desto weniger," setzte er hinzu, „muß ich mit ihr eine Prüfung vor„nehmen." Den folgenden Tag also, da sich Mariane wieder wie gewöhnlich eingestellt hatte, gab Rodolph Allen, die mit ihr kamen, ihr aber nichts. Als nun Niemand mehr da war, als sie, sagte Rodolph: „Es ist nichts mehr übrig, Alles ist weg-

gegeben!" Die Kleine trat nichts desto weniger näher, und küßte ihm die Hand. „Das ist gut," sagte Rodolph bei sich selbst, „allein wir wollen morgen sehen!" Den folgenden Tag überging er sie wieder; und als außer ihr Niemand mehr da war, stellte er sich unmuthig, und sagte in einem rauhen Tone zu ihr: „Es ist nichts mehr übrig!" Auch jetzt trat sie näher und küßte ihm die Hand. Rodolph war freudig erstaunt. „Gewiß," sagte er, „kostet es mich Mühe, dieß Kind einer dritten Prüfung auszusetzen; aber wenn es diese aushält, so will ich ihm alles Gute erweisen." Am folgenden Tage geschah wieder das Nämliche; man überging Mariane, man gab den Andern; und als sie allein noch da war, sagte Rodolph zu ihr: „Mein Kind, es ist nichts mehr da!" Die Kleine trat, wie gewöhnlich, näher, und küßte ihm die Hand. Darauf sagte ihr Rodolph: „Meine Tochter, gehe mit meinen Dienern in die Küche, und man wird dir dort ein Mittagbrod geben." „Herr," erwiderte die Kleine, „ich bitte nicht sowohl für mich, als für eine gute Frau, bei der ich bin, und die mich erzogen hat; ich wollte lieber gar nicht zu Mittag essen, und daß mir statt dessen Ihre Diener etwas ihr mitzubringen gäben." „Nun gut, mein liebes Kind," versetzte Rodolph, „gehe immer hin, zu essen; wenn du gegessen hast, so will ich mit dir reden, und dir Etwas für deine gute Frau mitzunehmen geben." Nachdem nun die Kleine gegessen hatte, ging Rodolph selbst in die Küche hinab, und, nachdem er sich

hier gesetzt, ließ er Mariane, die an der Thüre stehen blieb, hereintreten. „Mariane,“ sagte er zu ihr, „was hast du diese zwei letzten Tage, als ich dir nichts gegeben habe, von mir gedacht?“ „Herr,“ sagte sie zu ihm nach einigem Zögern, „weil Sie es mir befehlen, so will ich es Ihnen sagen: Ich habe gedacht, wenn dieß von Ohngefähr geschehe, so sey es Gottes Wille, und ich müsse Geduld haben; wenn es hingegen mein gnädiger Herr Rodolph geflissentlich so thue, so sey dieß gut für mich; er müsse dabei wohl seine Absichten haben, und diese seyen mir nützlich.“ „Aber,“ fuhr Rodolph fort, „als ich den zweiten Tag verdrießlich schien, und ich dich hart anfuhr, was dachtest du da?“ „Herr,“ sagte sie, „das bestärkte mich in dem Gedanken, daß mein gestrenger Herr es geflissentlich thue; ich war vergnügt dabei, und faßte wohl noch Hoffnung.“ „Ist's möglich,“ rief Rodolph aus, indem er seine Diener, die diesem Gespräch zuhörten, ansah, „ist's möglich, daß solche Gedanken einem Kinde von diesem Alter zu Sinn kommen? Allein,“ setzte er hinzu, indem er sich wieder an die Kleine wendete, „wenn ich es so eine lange Zeit fortgesetzt hätte?“ „Gnädiger Herr,“ sagte sie, „ich hätte immer gehofft.“ „Geh, mein liebes Kind,“ sagte Rodolph, „bringe deiner guten Frau zu essen, und sage ihr, daß, wenn sie zu Mittag gegessen hat, ich mit ihr reden wolle, sie soll hieher kommen; und du komme mit ihr.“

Es ist nicht nöthig, Alles, was nachher geschehen, weiter auszuführen. Die Wahrheit der Ge=

schichte würde hier das Ansehen eines Romans erhalten. Genug! Rodolph vernahm von dieser Frau, daß Mariane die Tochter eines ihm befreundeten Edelmannes sey, der durch den Verlust eines Prozesses, den ihm die Erben seiner Frau erregt, ruinirt, aus Kummer gestorben war. Rodolph nahm die gute Frau zu sich, ließ Mariane wie seine Tochter erziehen, verheirathete sie einige Jahre nachher mit seinem Neffen, und setzte sie zu seiner Erbin ein.

Wie zart ist diese Geschichte! Heften wir einen Augenblick unsere Blicke auf sie, auf daß sie uns belehre. In der Güte Rodolphs sehen wir ein schwaches Bild der Güte Gottes und seiner Absichten mit uns; und in Marianens Betragen sehen wir, wie wir uns gegen Gott verhalten sollen.

Gott gibt uns Allen im Ueberfluß: danken wir ihm! Gibt er einigen mehr, als dir, so danke und küsse ihm seine Hand; zeigt er sich streng gegen dich, so danke ihm, und küsse seine Hand. Sey überzeugt, daß er bei allen Leiden, die er dir zuschickt, seine Absichten hat, und daß sie alle zu deinem Nutzen sind; küsse seine Hand! Der heilige Paulus hat uns einen herrlichen Abriß des geistlichen Lebens gegeben, indem er uns empfiehlt, Gott für Alles durch unsern Herrn Jesum Christum zu danken. Was den Quell der himmlischen Güter und Gnaden für uns versiegen läßt, ist unsere Undankbarkeit. „Wißt ihr nicht,“ sagt der heil. Petrus, „daß das himmlische Erbe die Frucht Euerer Geduld ist?“ Wenn du also dahin gelangen willst, so sey dankbar! Durch

die Dankbarkeit wirst du Gott zum Vater, Jesus Christus zu deinem Braütigam, und den Himmel zum Erbe bekommen.

35.

Das Mikroskop.

Der Kardinal Sfrondrata, ein berühmter Schriftsteller aus dem Orden des heil. Benedikts, erzählt eine komische Geschichte, die sich nach dem Tode eines deutschen Jesuiten ereignet hat. Dieser Jesuit, Namens Pater Tanner, ein eben so frommer als gelehrter Mann, reiste von Prag nach Innsbruck, um da die väterländische Luft zu schöpfen, und dadurch seine Gesundheit wieder herzustellen. Aber die Reise ruinirte ihn vollends, und er starb auf dem Wege in einem unbekannten Flecken oder Dorfe. Sogleich begab sich die Orts-Obrigkeit in das Haus, wo er gestorben war. Indem man nun das Verzeichniß seiner Habseligkeiten machte, fand man darunter eine kleine Büchse, deren seltsamer Bau sie sogleich für etwas Geheimnißvolles und Verdächtiges ansehen ließ; denn sie war schwarz und aus Holz und Glas zusammengesetzt. Man verwunderte sich aber noch weit mehr, als der Erste, der durch das Glas von oben in die Büchse hinein sah, ganz erschrocken, und indem er vier Schritte zurücksprang, ausrief: „Ich widersage dir, Satan!“ Das Nämliche begegnete Allen, die nach ihm hineinsahen. Wirklich sahen sie

in dieser Büchse ein lebendiges, schwarzes, ungeheuer großes, furchtbares Thier mit drohenden Hörnern. Man war vor Schrecken außer sich, und wußte nicht, was man von einem so graülichen Thiere denken sollte, als ein junger Mensch, der so eben seinen philosophischen Kurs vollendete, die Gesellschaft darauf aufmerksam machte, daß das Thier, welches sich in der Büchse befinde, weit größer sey, als die Büchse selbst, daß in diesem Fall das Enthaltene größer sey, als das Enthaltende, welches ja allen Grundsätzen der Physik entgegenstehe, und nicht auf eine natürliche Weise geschehen könne, woraus er schloß, daß das Thier in der Büchse kein materielles Thier, sondern ein Geist unter der Gestalt eines Thieres seyn müsse. Alle gaben dieser Bemerkung ihren Beifall, und überzeugten sich, daß der Teufel persönlich sich in der Büchse befinde. Hinsichtlich desjenigen, der diese Büchse hatte und bei sich trug, schloß man eben so gründlich, er müsse sie in einer schlechten Absicht gehabt haben, und könne nichts anders als ein Zauberer gewesen seyn. Das Gerücht von diesem teuflischen Ereignisse verbreitete sich bald. Der ganze Flecken lief zu dem Hause hin. Jedermann wollte in die Büchse hineinsehen, und Alle sagten einander mit Schrecken und Erstaunen: „Heute haben wir den Teufel gesehen.“

Während man nun die Büchse dem Volke zeigte, um seine Neugierde zu befriedigen, that seinerseits der Richter das Seinige. Er verurtheilte den Verstorbenen des kirchlichen Begräbnisses verlustig, und

befahl dem Pfarrer, einen kirchlichen Exorcismus zu verrichten, um den Teufel aus der Büchse und dem ganzen Lande fortzujagen. Der Spruch des Richters blieb so; allein die Politiker des Dorfes trieben ihre Bemerkungen noch weiter. Die Zauberei des Paters Tanner sollte nach ihnen für ein allen seinen Mitbrüdern gemeinschaftliches Verbrechen angesehen, und sie alle überhaupt durch einen Richterspruch in die Acht erklärt werden.

Zur Zeit, da so Alles sich mit diesem Wunder oder vielmehr mit diesem ärgerlichen Gegenstande beschäftigte, jeder nach seiner Art darüber vernünftelte, und die Köpfe sich in einer unsäglichen Unruhe und Gährung befanden, reiste ein preußischer Philosoph durch das Dorf. Man tischte ihm bald die Tagsneuigkeit auf; so wie er aber von einem jesuitischen Zauberer, und von einem Teufel in einer Büchse hörte, spottete er sowohl über die Neuigkeit, als über die Neuigkeitskrämer. Unterdessen machten ihm die Angesehenen des Ortes ihren Besuch, und baten ihn inständig, die erstaunlichen Dinge, die er auf ihren Bericht nicht glauben konnte, mit eigenen Augen zu sehen. Er konnte nicht anders, als ihrem Andringen nachgeben; als man ihm aber die Zauberbüchse zeigte, fing er laut an zu lachen. „Ist's möglich," rief er aus, „daß man in diesem Lande die neue Erfindung des Mikroskops noch nicht kennt? Es ist ein Mikroskop, sage ich euch, es ist ein Mikroskop." Allein man wußte nicht, was er damit sagen wollte; der Name war eben so unbekannt, als

die Sache; er fing sogar an, selbst Mehreren verdächtig zu werden, und man hätte ihn selbst für einen Hexenmeister gehalten, wenn er nicht eilends den Zauber zernichtet und das Vorurtheil beseitigt hätte. Er nahm also die Büchse, hob den Deckel, worin das Vergrößerungsglas eingeschlossen war, davon weg, und, nachdem er die Büchse umgekehrt hatte, sah man einen kleinen Hirschkäfer daraus hervorkommen, der auf dem Tische herumspazirte. Der Philosoph erklärte ihnen darauf nach ihrer Fassungskraft dieses optische Geheimniß. Eine neue Verwunderung folgte nun auf die erste, und das Thier auf der Tafel kam ihnen jetzt eben so lächerlich vor, als es in der Büchse furchtbar erschienen war. Nun verschwand aller Verdacht; der Richter zerriß seinen Spruch, man stellte dem Verstorbenen seine Ehre wieder zurück, und Jedermann kehrte lachend nach Hause. Doch gab es eine Art ehrbarer Leute, die das Abenteuer des Paters Tanner überall verkündeten, aber nur von der Büchse und dem Richterspruche redeten, ohne vom Philosophen und vom Mikroskop etwas zu erwähnen.

Diese Geschichte gibt uns, so lächerlich sie ist, eine sehr ernsthafte Belehrung, die uns von drei Fehlern heilen sollte.

1) Erstlich von unserer Eilfertigkeit, übel von Andern zu urtheilen. Wir sehen die Fehler Anderer nur durch ein Mikroskop, welches die Gegenstände erstaunlich vergrößert. Dieses Mikroskop ist unser Herz, und dieß Vergrößerungsglas unsere eigene

Bösartigkeit. Was sind denn alle jene Verbrechen, jene Graüel, jene Ungeheuer, die wir an unserm Nächsten sehen? Ein Hirschkäfer unter dem Mikroskop. Nimm das Glas hinweg, und es wird höchstens etwas Lächerliches zurückbleiben, das nur Mitleiden und Nachsicht verdient.

2) Von unserer Leichtfertigkeit, das Böse, das man von Andern sagt, zu glauben. Sey doch überzeugt, daß diejenigen, die von Andern Böses reden, nur nach dem Mikroskop davon reden. Wenn sie von solchen reden, das sie gesehen haben, so haben sie es durch's Mikroskop gesehen. Wenn sie Andern nachschwätzen, so kommt Mikroskop über Mikroskop. Durch je mehr Maüler etwas geht, desto mehr wird es entstellt und vergrößert, desto mehr haüfen sich die Mikroskope. Nimm alle jene Gläser hinweg, was findest du? Einen Hirschkäfer unter dem Mikroskope.

3) Von unserer Lüsternheit, das Böse, das wir von Andern wissen, weiter zu verbreiten. Sey nicht so unredlich, daß du von dem Thiere in der Büchse redest, ohne auch von dem Mikroskop zu reden; oder wenn du von dem Letztern nicht reden willst, so rede auch nicht vom Ersten, das ja der Mühe nicht werth ist, und lasse es seyn, was es ist, ein Hirschkäfer unter dem Mikroskope. Ach, wie viele Länder, Städte und Dörfer gibt es noch, wo man die Erfindung und Taüschung des Mikroskops nicht kennt!

---

36. Die

36.

Die Rache des Schwächeren.

Ein Philosoph, Namens Aristhenes, fühlte sich, während er ruhig auf der Straße von Theben in Böotien daherging, von einem Steinwurfe getroffen. Er wendete sich sogleich um, und ging auf den, der den Stein auf ihn geworfen hatte, gerade zu; da er aber sah, daß es ein junger, starker und entschlossener Handwerker war, so zog er eine kleine Silbermünze aus seiner Tasche, und gab sie ihm mit den Worten: „Entschuldige mich, mein Freund, wenn ich dir für den Dienst, den du mir eben geleistet, nicht mehr gebe; wenn ich reicher wäre, so würde ich dich besser belohnen. Aber," setzte er hinzu, „sieh, da geht ein Herr vor uns her; wenn du ihm den nämlichen Dienst erweisest, so ist kein Zweifel, daß er dich sowohl für ihn als für mich nach Gebühr bezahlen wird." Dieser Herr war übrigens der König selbst, es war jener berühmte Epaminondas, der größte Krieger, der geschickteste Feldherr in ganz Griechenland. Er begab sich zu Fuß, nur von zweien seiner Feldherren begleitet, nach seinem Palaste, und sechs Männer mit Hellebarden gingen ihm voran. Der junge Böotier, angelockt von dem Gewinne, ließ sich überreden. Er hebt einen Stein vom Boden, lauft gegen den Herrn, und, als er ihm schußrecht stand, warf er ihm den Stein auf den Rücken, und blieb stehen, seinen Lohn zu erwarten, den er auch bald empfing. Zwei von den Helle-

bardenträgern gingen auf ihn zu, und nachdem sie ihm mit diesen Waffen einige Streiche versetzt hatten, führten sie ihn in das königliche Gefängniß. Unser Philosoph trat an den Weg, wo er vorüber mußte. Da ihn nun der junge Mann sah, schrie er ihm zu: „Du Treuloser, du hast mich betrogen! Sieh' da den schönen Lohn, den man mir gibt!“ „Du hast den Lohn, welchen du verdient hast,“ erwiderte der Philosoph. „Du Vermessener hast dich betrogen, indem du geglaubt, du könnest ungestraft die Vorübergehenden beschimpfen, und ehrliche Leute, die dir nichts gesagt und nichts Böses zugefügt haben, mit Steinen werfen. Hab' ich es dir nicht gesagt, daß dieser Herr dich für sich und für mich bezahlen werde?“ Der junge Mann gestand seinen Fehler und wollte den Philosophen bitten, sich für ihn beim Könige zu verwenden. Aber man ließ ihm keine Zeit dazu; man schleppte ihn fort in die Gefängnisse, wo er mit dem Tode bestraft wurde.

Hier sind drei Dinge zu bemerken:

1) Die List des Philosophen. Der schwache und unterdrückte Christ hat nicht nöthig, sie anzuwenden; seine Sache ist schon geordnet. Alles Böse, das man ihm zufügt, thut man seinem Könige. Alles, was ihm zu thun übrig bleibt, ist, daß er Geduld habe, sich des ihm verheißenen Lohnes freue, und für denjenigen, der ihn mißhandelt, bete, damit er durch eine aufrichtige Reue und gründliche Besserung die strengen Züchtigungen, welche der König der Ewigkeit ihm bereitet hat, von seinem Haupte abwende.

2) Die Dummheit des Böotiers. Du siehst dich wohl für klüger an als ihn, und schmeichelst dir, daß du nicht so leichtglaübig in die Schlinge laufen würdest, wie er. Das glaube ich wohl, du würdest einem Großen, einem Manne, der sich zu rächen im Stande wäre, nicht thun, was du alle Tage Kleinen, und Solchen, die du nicht zu fürchten hast, thuest; du bist aber thörichter, als jener dumme Böotier, weil du wohl weißt, daß du alles Böse, alle Ungerechtigkeit, alles Leiden, allen Verdruß, den du dem Geringsten jener Kleinen zufügest, dem Könige des Himmels erweisest, weil Er erklärt hat, daß er alles solche ansehe, als ob es ihm geschehe.

3) Die Strenge der Strafe. Wenn dir die Strafe zu streng scheint, so denke, daß eine leichte Beleidigung, wenn sie einem Könige zugefügt wird, sehr groß wird, und die strengste Züchtigung verdient. Fürchte dich also, den Geringsten deiner Brüder zu beleidigen, weil das so viel wäre, als den König des Himmels selbst beleidigen, der von ewigem Feuer glühende Kerker hat, dich zu bestrafen. Bemühe dich hingegen, deinen Brüdern allen möglichen Beistand zu leisten, ihnen, wie du kannst, Freude zu machen, weil der himmlische König erklärt hat, daß er alles Gute, das du ihnen thun wirst, so ansehen wolle, als ob es ihm geschehe, und dich dafür mit ewiger Glückseligkeit und Herrlichkeit belohnen werde.

O! wie sollte uns diese Wahrheit Sanftmuth, Geduld, Nachsicht, Gefälligkeit und Liebe gegen unsern Nächsten einflößen!

37.

Klagen der Kreter vor Jupiter.

Die Kreter stellten eines Tages dem Jupiter vor, es sey doch sehr schändlich und verdrießlich für sie, daß, obschon ihm ihre Insel zur Wiege gedient, und er selbst ziemlich lange Zeit unter ihnen sey ernährt und erzogen worden, er ihnen doch noch kein besonderes Privilegium, das sie vor den übrigen Völkern der Welt auszeichne, bewilligt habe; sie båten ihn daher, daß er ihnen eines verleihen wolle, das seiner Größe, seiner Güte, und der Zuneigung, die er zu ihnen hege, würdig sey.

Jupiter schickte Merkur an sie, um ihnen zu sagen, sie dürften nur selst verlangen, was sie wollten, und er wolle es ihnen bewilligen. Er setzte sogar hinzu, falls eine erste und eine zweite Bitte nicht nach ihren Wünschen ausfiele, so erlaube er ihnen, selbst drei an ihn zu stellen. Da waren die Kreter sehr zufrieden.

Die erste Bitte, die sie an ihn stellten, war, die Einwohner von Kreta sollten ihr Leben durch von aller Arbeit, von aller Mühe, von allen Leiden und Unruhen, mit Einem Worte, von allem Uebel frei seyn. Merkur antwortete ihnen in Jupiters Namen, ihre Bitte sey übertrieben, diese Ausnahme sey ein Privilegium des Himmels, das der Erde nicht könne bewilligt werden; sie sollten also zu einer zweiten Bitte schreiten.

Die zweite Bitte bestand darin, daß ihnen wenigstens erlaubt werden möge, ihre Leiden und Beschwerden gegeneinander auszutauschen. Jupiter bewilligte sie ihnen, und Merkur bestimmte ihnen einen Ort, an den Alle, die tauschen möchten, sich begeben sollten, mit der Erklärung, daß diese Art Markt an dem Tage, den er ihnen bezeichnete, seinen Anfang nehmen und acht Tage fortdauern solle. Sogleich packte ein Jeder seine Leiden und Beschwerden zusammen, und begab sich an den bestimmten Ort. Da die Armen sahen, daß die Reichen sich auch dahin verfügten, um zu tauschen, machten sie sich an sie, weil sie da hofften, einen guten Handel zu treffen; nachdem sie aber ihr Gepäcke untersucht, und darin so manchen peinlichen Zwang, ihre mancherlei Eifersucht, Furcht, u. a. gefunden hatten, wollten sie nichts davon, und zogen sich zurück. Die Reichen, welche oft die Vorzüge des Mittelstandes gelobt hatten, liefen, sobald sie Leute von geringerem Vermögen auf dem Markte sahen, zu ihnen, um zu tauschen; wenn sie aber ihr Gepäcke untersucht, und ihre Mäßigkeit, ihre Sparsamkeit u. s. f. gesehen hatten, wollten sie nicht mehr tauschen, und zogen sich zurück. Auf dem ganzen Markte sah man nur solche, die weggingen und kamen, zuschauten und untersuchten, keinen aber, der tauschte. Die acht Tage gingen zu Ende, und ein Jeder begab sich wieder fort, wie er gekommen war.

Als die Kreter sahen, daß diese zweite Bitte so übel für sie ausgefallen, und daß ihnen nur noch

Eine zu thun übrig sey, versammelten sie sich, um eine dritte zu bestimmen, und dieselbe mäßiger als die Erste, aber auch vernünftiger und thunlicher, als die Zweite zu machen.

Die dritte Bitte nun, zu der sie sich entschloßen, war diese: es solle der Theil ihrer Leiden und Arbeiten jenen ihrer Freuden und Vortheile nicht überwiegen, sie sollten nicht unglücklicher als glücklich seyn; mit Einem Worte, es solle die Summe des Guten und die Summe des Uebels für sie gleich seyn. Merkur kam, ihnen zu sagen, daß Jupiter ihnen ihre dritte Bitte sehr gerne bewillige, und daß er ihnen nicht nur dasjenige, um was sie båten, zugestehe, sondern daß er ihnen für Einmal noch mehr verleihe, er wolle nämlich, daß bei ihnen die Summe des Guten jene des Uebels doppelt übersteige. Diese Erklärung ward mit lautem Freuden-Geschrei und dem wiederholten Zuruf: Es lebe Jupiter! Es lebe Merkur! aufgenommen. Nachdem es wieder stille geworden, nahm Merkur wieder das Wort, und sagte: „Diejenigen, die für ihr Schicksal einige Veränderung wünschen, sollen nun zwei Päcke machen; in den Einen sollen sie alle Vortheile, die sie genießen, in den Andern die Leiden, die sie erdulden, legen; man halte sie an diesem Orte, an jenem Tage bereit; ich werde mich dahin verfügen, und sie wägen. Wenn die Summe des Guten nicht das Doppelte von jener der Uebel ist, so werde ich das Gute vermehren, oder die Uebel vermindern, um die beiden Summen in das Verhält-

niß gegen einander zu bringen, das euch Jupiter bewilligt. Ich muß aber auch, wenn die Uebel nicht die Hälfte des Guten betragen, die Uebel vermehren, oder das Gute vermindern, damit sich das Verhältniß herstelle; das ist billig.“ Alle schrieen: „Das ist billig!“ Und ein Jeder begab sich nach Hause, um sein Gepäcke zu machen.

Als der bestimmte Tag angebrochen, ging ein Jeder mit seinen zwei Päcken an den bestimmten Ort. Nicht einmal die acht Könige von Creta blieben aus. Da Merkur wahrnahm, daß ein Jeder ein großes und ein kleines Pack habe und auch wohl wußte, was dieß zu bedeuten habe, so erhob er seine Stimme und sagte ihnen: „Meine Herren, es ist nicht vernünftig, daß ich Ihr Gepäck wäge, ohne zu wissen, was darin ist; denn wenn etwa einer noch ein Glück genöße, das er nicht in sein Pack gelegt hätte, so müßte ich es, bevor ich es wäge, noch vorher hinein thun. Hätte hingegen Einer bloß eingebildete Uebel, oder solche, die er freiwillig sich selbst macht, in sein Gepäck gethan, so müßte ich diese herausnehmen; denn ein bloß eingebildetes Uebel, oder ein Uebel, das man liebt, werde ich nicht als ein wirkliches Uebel wägen. Dieser Vorschlag ward ohne Widerspruch und Murren angenommen. Nichts desto weniger verursachte er Einigen einige Unruhe.

Der Erste, welcher sich darstellte, um gewogen zu werden, war der König von Gortyna. Merkur öffnete das kleine Päcklein, und fand, daß er seine

Unabhängigkeit von jedem andern Menschen auf Erden nicht hinein gethan hatte, und er that sie hinein. Er hatte ebenfalls eine starke Gesundheit, die er genoß, nicht hinein gethan, und er that sie hinein. Er fügte noch einige andere Vortheile, die der König vergessen hatte, hinzu, und schloß das Gepäcke. Darauf öffnete er das Pack der Leiden, und fand: 1) Unruhe über die Geschicklichkeit der Generale seiner Armee. „Ein eingebildetes oder freiwilliges Uebel,“ schrie Merkur. „Wähle besser, oder commandire selbst;“ und er nahm es hinweg. 2) Mißtrauen auf die Treue der Verwalter der Finanzen. „Ebenfalls eingebildet oder freiwillig,“ sagte Merkur, und nahm es hinweg, indem er hinzusetzte: „Gib dir die Mühe, sie wohl auszuwählen, und ihr Thun zu untersuchen; diese Pflicht ist dem Packe der Regierungs-Leiden, die du sorgfältig in das Gepäcke eingeschlossen hast, einbegriffen.“ 3) Furcht vor dem, was das Volk über die Regierung sagen werde. „Wieder eingebildet oder freiwillig,“ wiederholte Merkur. Befleißige dich, gut zu handeln; das Volk wird es bemerken; und man wird nur Gutes von dir sagen; oder wenn auch Jemand schlecht darüber redete, so hast du dich deßhalb nicht zu bekümmern.“ Nachdem er also auch dieses, und noch andere dergleichen herausgenommen, schloß er das Pack wieder zu, und wog es. Das Pack der Leiden betrug nicht den vierten Theil des Packs der Freuden. Merkur wollte den König nicht streng behandeln; er legte zu dem Packe der Leiden nur noch ein viertägiges Fieber auf zwei Jahre hinzu.

Das Fieber fiel den König auf der Stelle an, womit er sich weg begab.

Da die übrigen Könige gesehen hatten, wie Merkur jenen hernahm und sein Päcklein untersuchte, so hatten sie sogleich ihr Gepäcke wieder aufpacken lassen, und sich zurückgezogen.

Der Zweite, der sich darstellte, war ein Edelmann vom ersten Range. Merkur öffnete das kleine Päcklein der Freuden, und fand darin vergessen den Vortheil, nur den König über sich zu haben; die Ehre, von einem Helden abzustammen, wovon er doch sehr oft sprach; das Vergnügen, schöne und wohlerzogene Kinder zu haben. Er legte diese drei Vortheile und noch einige Andere hinein und schloß das Päcklein. Er öffnete das Pack der Leiden, und fand: 1) Unruhe über die Treue seiner Frau. „Eingebildet," sagte Merkur, und nahm es heraus. 2) Verlust eines wichtigen Prozesses. „Freiwillig," sagte Merkur; „warum vertheidigtest du ihn im Vertrauen auf deinen Credit, da du doch wußtest, daß du Unrecht habest?" 3) Der Verdruß, im Spiele immer unglücklich zu seyn. „Freiwillig," sprach Merkur; „spiele entweder besser, oder gar nicht." 4) Der Verdruß, von allen seinen Vasallen gehaßt zu seyn. „Entweder eingebildet oder freiwillig! Bessere deine Fehler, und sie werden dich lieben." Nach dieser Aussonderung schloß Merkur und wog. Das Pack der Leiden wog nicht den sechsten Theil von jenem der Freuden. Um nun dieß der Hälfte näher zu bringen, fügte Merkur den gähen Tod

seines ältesten Sohnes hinzu. Der Edelmann erhielt die Nachricht hievon noch am nämlichen Orte, worauf er zurückkehrte. Der übrige Adel hatte sich schon eines Bessern besonnen, und war abgezogen.

Der Dritte, welcher sich stellte, war ein Kaufmann. Merkur öffnete das kleine Pack, und vermißte darin die Freude, sein Vermögen in weniger als vier Jahren dreifach vermehrt zu haben, das Vergnügen, seinen Namen verlängert und ihm eine adelige Wendung gegeben zu haben; das Vergnügen, dem Fürsten an Größe seiner Gemächer, an Pracht seiner Bedienung, an Kostbarkeit seines Hausgeräthes und Aufwand bei seiner Tafel gleich zu kommen. Er fügte diese drei Artikel noch hinzu, verschloß das Gepäcke und öffnete das Andere. Er nahm daraus hinweg die Verachtung seiner Frau, die von Stande war. „Warum," sagte Merkur, „heirathetest du sie?" Die Verschwendungen seines Sohnes: „Warum hast du ihn schlecht erzogen?" Das Glück seines Nachbars: „Warum freuest du dich nicht mit ihm?" Das Borgen und verächtliche Zurückstoßen von Seiten des Adels: „Warum besuchest du ihn?" Das Alter: „O," sagte Merkur, „das geht in das kleine Pack," und that es hinein. Nachdem Alles gewogen worden, war das Pack der Leiden nicht der achte Theil von jenem der Freuden. Merkur fügte zum Ersten noch den Verlust Eines seiner Schiffe, das von Sidon kam, und alle sechs Monate einen Anfall der Gicht hinzu. Der Kaufmann vernahm den Verlust seines Schiffes, und da die Gicht ihn zur näm=

lichen Stunde befiel, so stieg er in seine Postkutsche, und fuhr davon.

Nachdem dieser Dritte abgefertigt worden, stellte sich Niemand mehr ein. Ein jeder hatte sein Päcklein wieder zu sich genommen, und, zufrieden mit dem, was er hatte, sich zurückgezogen, ohne sich der Untersuchung aussetzen zu wollen.

Von dieser Zeit an beunruhigten die Kreter den Jupiter nicht mehr, und blieben stille. Seyen wir es auch! Denn diese Fabel deutet auf uns, und wirft uns drei Fehler vor:

1) Unsern Stolz. Wir vergessen, daß wir Menschen sind, Mühe und Leiden unterworfen; daß wir auf der Erde sind, dem Orte der Arbeit und der Schmerzen; daß wir Sünder sind, Schuldner der göttlichen Gerechtigkeit. Erst im Himmel werden wir von allem Uebel frei; wenn wir dieß wollen, so laßt uns nach dem Himmel verlangen; arbeiten wir, den Himmel zu erwerben, und machen wir, daß sogar unsere Leiden uns dazu dienen!

2) Unsere Ungerechtigkeit gegen Andere. Wir bilden uns immer ein, daß wir mehr als Andere leiden. Was wir auch immer leiden mögen, wie Viele gibt es, die noch mehr leiden, als wir! Beneiden wir Niemanden! Beschäftigen wir uns weniger mit unsern Leiden, und denken wir vielmehr darauf, die Leiden unserer Brüder zu vermindern!

3) Unsere Undankbarkeit gegen Gott. Wir reden nur von unsern Leiden, und denken nicht an die Wohlthaten, womit Gott uns überhaüft. Wir

vergrößern jene, und verkleinern diese. Wie undankbar! Wie sehr verdienen wir, daß Gott uns straft! Benützen wir wenigstens Seine Züchtigungen, und demüthigen wir uns unter der Hand, die uns schlägt! Seyen wir zufrieden mit unserm Schicksale, und danken wir Gott für Alles!

38.

Die Geschichte Alimeds.

Mahmud war vom König Sesostris aus dem Dunkel hervorgezogen worden. Auch hatte er ihn mit Wohlthaten überhaüft, und zur Würde seines ersten Ministers erhoben. Anfangs war er ihm dafür erkenntlich und treu; bald aber wagte er es, aus einer verbrecherischen Ehrsucht, wider seinen König eine Verschwörung anzuzetteln. Seine Plane wurden entdeckt, und Mahmud mit dem Tode bestraft.

Er ließ einen Sohn, Namens Alimed, noch in der Wiege zurück. Nach den Landes-Gesetzen mußte die Nachkommenschaft eines Aufrührers mit ewiger Verbannung bestraft werden, außer wenn ein Prinz von der königlichen Familie sich für sie aufopferte, und zwei Jahre eine strenge Gefangenschaft erduldete, in der er sich der den Staats-Verbrechern gebührenden Behandlung unterwerfen mußte. Joses, der Kron-Erbe, war der einzige Sohn des Königs Sesostris. Dieser Prinz, gerührt vom Schicksale des jungen Alimed, und noch in der Blüthe seines Alters,

entschloß sich, ihn und die Seinigen von dem Unglücke, das ihnen drohte, zu retten. Er weiß, daß er die Freiheit gegen Fesseln, einen herrlichen Palast gegen einen finstern Kerker, ein liebliches angenehmes Leben gegen ein mühevolles und schmerzliches Daseyn vertauschen werde; nichts hält ihn zurück; er bietet sich zum Opfer dar, er trägt gelassen die Demüthigungen und die Härte der Gefangenschaft, und zeigt mitten unter allen Entbehrungen und Leiden eine unüberwindliche Geduld. Die zwei Jahre fließen vorüber, der Tag seiner Erlösung kommt an, und der junge Prinz kehrt feierlich, unter dem Zurufen seines ganzen Volkes, in den Palast seiner Väter zurück.

Damit war aber sein Herz nicht befriedigt; er ließ Alimed an den Hof kommen; er befiehlt, daß man auf seine jungen Jahre Sorgfalt verwende, er läßt ihm Lehrer geben, um ihn in der Wissenschaft und Tugend zu bilden, er nimmt ihn an seine Tafel, und gibt ihm alle möglichen Beweise von Liebe und Freundschaft. Alimed war mit einem lebhaften und scharfsinnigen Geiste begabt, und machte auch einige Fortschritte in den Wissenschaften; er hatte aber eine stolze ehrgeizige Seele; er unterwarf sich ungern, und wagte es sogar bisweilen, sich den Befehlen Joses zu widersetzen. Der gute Prinz machte ihm darüber zärtliche Vorwürfe, und wandte alle Mittel, die ihm seine Liebe eingab, an, um das Herz seines an Kindesstatt angenommenen Sohnes zu gewinnen. Aber alle seine Bemühungen waren umsonst, die un-

seines ältesten Sohnes hinzu. Der Edelmann erhielt die Nachricht hievon noch am nämlichen Orte, worauf er zurückkehrte. Der übrige Adel hatte sich schon eines Bessern besonnen, und war abgezogen.

Der Dritte, welcher sich stellte, war ein Kaufmann. Merkur öffnete das kleine Pack, und vermißte darin die Freude, sein Vermögen in weniger als vier Jahren dreifach vermehrt zu haben, das Vergnügen, seinen Namen verlängert und ihm eine adelige Wendung gegeben zu haben; das Vergnügen, dem Fürsten an Größe seiner Gemächer, an Pracht seiner Bedienung, an Kostbarkeit seines Hausgeräthes und Aufwand bei seiner Tafel gleich zu kommen. Er fügte diese drei Artikel noch hinzu, verschloß das Gepäcke und öffnete das Andere. Er nahm daraus hinweg die Verachtung seiner Frau, die von Stande war. „Warum," sagte Merkur, „heiratheteſt du sie?" Die Verschwendungen seines Sohnes: „Warum hast du ihn schlecht erzogen?" Das Glück seines Nachbars: „Warum freuest du dich nicht mit ihm?" Das Borgen und verächtliche Zurückstoßen von Seiten des Adels: „Warum besuchest du ihn?" Das Alter: „O," sagte Merkur, „das geht in das kleine Pack," und that es hinein. Nachdem Alles gewogen worden, war das Pack der Leiden nicht der achte Theil von jenem der Freuden. Merkur fügte zum Ersten noch den Verlust Eines seiner Schiffe, das von Sidon kam, und alle sechs Monate einen Anfall der Gicht hinzu. Der Kaufmann vernahm den Verlust seines Schiffes, und da die Gicht ihn zur näm-

lichen Stunde befiel, so stieg er in seine Postkutsche, und fuhr davon.

Nachdem dieser Dritte abgefertigt worden, stellte sich Niemand mehr ein. Ein jeder hatte sein Päcklein wieder zu sich genommen, und, zufrieden mit dem, was er hatte, sich zurückgezogen, ohne sich der Untersuchung aussetzen zu wollen.

Von dieser Zeit an beunruhigten die Kreter den Jupiter nicht mehr, und blieben stille. Seyen wir es auch! Denn diese Fabel deutet auf uns, und wirft uns drei Fehler vor:

1) Unsern Stolz. Wir vergessen, daß wir Menschen sind, Mühe und Leiden unterworfen; daß wir auf der Erde sind, dem Orte der Arbeit und der Schmerzen; daß wir Sünder sind, Schuldner der göttlichen Gerechtigkeit. Erst im Himmel werden wir von allem Uebel frei; wenn wir dieß wollen, so laßt uns nach dem Himmel verlangen; arbeiten wir, den Himmel zu erwerben, und machen wir, daß sogar unsere Leiden uns dazu dienen!

2) Unsere Ungerechtigkeit gegen Andere. Wir bilden uns immer ein, daß wir mehr als Andere leiden. Was wir auch immer leiden mögen, wie Viele gibt es, die noch mehr leiden, als wir! Beneiden wir Niemanden! Beschäftigen wir uns weniger mit unsern Leiden, und denken wir vielmehr darauf, die Leiden unserer Brüder zu vermindern!

3) Unsere Undankbarkeit gegen Gott. Wir reden nur von unsern Leiden, und denken nicht an die Wohlthaten, womit Gott uns überhaüft. Wir

vergrößern jene, und verkleinern diese. Wie undankbar! Wie sehr verdienen wir, daß Gott uns straft! Benützen wir wenigstens Seine Züchtigungen, und demüthigen wir uns unter der Hand, die uns schlägt! Seyen wir zufrieden mit unserm Schicksale, und danken wir Gott für Alles!

38.

Die Geschichte Alimeds.

Mahmud war vom König Sesostris aus dem Dunkel hervorgezogen worden. Auch hatte er ihn mit Wohlthaten überhaüft, und zur Würde seines ersten Ministers erhoben. Anfangs war er ihm dafür erkenntlich und treu; bald aber wagte er es, aus einer verbrecherischen Ehrsucht, wider seinen König eine Verschwörung anzuzetteln. Seine Plane wurden entdeckt, und Mahmud mit dem Tode bestraft.

Er ließ einen Sohn, Namens Alimed, noch in der Wiege zurück. Nach den Landes-Gesetzen mußte die Nachkommenschaft eines Aufrührers mit ewiger Verbannung bestraft werden, außer wenn ein Prinz von der königlichen Familie sich für sie aufopferte, und zwei Jahre eine strenge Gefangenschaft erdulbete, in der er sich der den Staats-Verbrechern gebührenden Behandlung unterwerfen mußte. Joses, der Kron-Erbe, war der einzige Sohn des Königs Sesostris. Dieser Prinz, gerührt vom Schicksale des jungen Alimed, und noch in der Blüthe seines Alters,

entschloß sich, ihn und die Seinigen von dem Unglücke, das ihnen drohte, zu retten. Er weiß, daß er die Freiheit gegen Fesseln, einen herrlichen Palast gegen einen finstern Kerker, ein liebliches angenehmes Leben gegen ein mühevolles und schmerzliches Daseyn vertauschen werde; nichts hält ihn zurück; er bietet sich zum Opfer dar, er trägt gelassen die Demüthigungen und die Härte der Gefangenschaft, und zeigt mitten unter allen Entbehrungen und Leiden eine unüberwindliche Geduld. Die zwei Jahre fließen vorüber, der Tag seiner Erlösung kommt an, und der junge Prinz kehrt feierlich, unter dem Zurufen seines ganzen Volkes, in den Palast seiner Väter zurück.

Damit war aber sein Herz nicht befriedigt; er ließ Alimed an den Hof kommen; er befiehlt, daß man auf seine jungen Jahre Sorgfalt verwende, er läßt ihm Lehrer geben, um ihn in der Wissenschaft und Tugend zu bilden, er nimmt ihn an seine Tafel, und gibt ihm alle möglichen Beweise von Liebe und Freundschaft. Alimed war mit einem lebhaften und scharfsinnigen Geiste begabt, und machte auch einige Fortschritte in den Wissenschaften; er hatte aber eine stolze ehrgeizige Seele; er unterwarf sich ungern, und wagte es sogar bisweilen, sich den Befehlen Joses zu widersetzen. Der gute Prinz machte ihm darüber zärtliche Vorwürfe, und wandte alle Mittel, die ihm seine Liebe eingab, an, um das Herz seines an Kindesstatt angenommenen Sohnes zu gewinnen. Aber alle seine Bemühungen waren umsonst, die un-

folgsame und wilde Gemüthsart Alimeds nahm mit dem Alter zu. Er weigerte sich laut, sich zu unterwerfen; er verachtete die weisesten Räthe, und empörte sich wider die gerechtesten Vorstellungen.

Endlich trieb er eines Tages seine Vermessenheit so weit, daß er verbrecherisch Hand an seinen Wohlthäter legte. Dieser Frevel verdiente die härteste Strafe. Aber Alimed, bestürzt beim Anblicke der Züchtigungen, womit er bedroht wurde, zeigte Reue, gestand seinen Fehler unter Thränen; und es ward ihm verziehen. Dieser letzte Zug der Güte des Prinzen machte einigen Eindruck auf ihn. Er zeigte sich, eine Zeit lang, dankbar und unterwürfig. Joses war voll Freuden über diese glückliche Aenderung, und, da Alimed ein großes Verlangen aüßerte, sich im Kriege auszuzeichnen, so erlaubte er ihm, ihn dahin zu begleiten. Der neue Krieger zeigte bei verschiedenen Anläßen eine Klugheit, die über sein Alter ging, und eine ausgezeichnete Tapferkeit, und er schien durch seine Dienste und Tugenden die Undankbarkeit und die Verbrechen seiner frühern Jahre auszutilgen. So hoffte wenigstens sein Wohlthäter Joses. Aber ach! wie grausam wurde er betrogen!

Alimed hatte sein fünf und zwanzigstes Jahr erreicht. Sesostris war gestorben, und sein Sohn auf den Thron gestiegen. Die ersten Jahre seiner Regierung wurden durch einen furchtbaren Krieg beunruhigt. Alimed ward an die Spitze der Armeen gestellt, er schlug die Feinde bei mehreren Gelegenheiten, und trug endlich einen großen Sieg über sie

davon. Diese, auf's Äußerste gebracht, nahmen ihre Zuflucht zur List.

Einer von ihnen, Namens Olitor, kommt zu Alimed, wirft sich ihm zu Füßen, und sagte ihm, er komme, angezogen von dem Rufe seines Edelmuthes und seiner Seelengröße, sich seiner Milde zu überlassen. Er rühmt seine Großmuth, und erhebt seinen Muth und seine Tugenden bis gen Himmel. Alimed hätte sich vor der betrügerischen Sprache eines feindlichen Ueberlaüfers verwahren sollen; aber schon von seinem Glücke berauscht, trank er unklugerweise von dem Becher der Schmeichelei. Er nahm sich Olitors an, gewann ihn lieb, und schenkte ihm sein Vertrauen. Dieser benutzte geschickt seinen Einfluß, und überredete ihn unter eitlen Vorwänden und wider die Verordnungen des Fürsten, er habe nun genug gekämpft, und solle nun sorglos einer Ruhe genießen, die er sich durch so viele Siege erworben habe. Der unkluge General folgte diesem verrätherischen Rathe, und verblieb in einer schuldbaren Unthätigkeit. Der Ueberlaüfer hingegen, durch den guten Erfolg muthig gemacht, gab sich alle Mühe, sich des Geistes Alimeds völlig zu bemächtigen. Er schmeichelte seinem Stolze; er sagte ihm, sein Name sey schon über die ganze Erde verbreitet. Er flüsterte ihm ein, ein Mann, wie er, sey nicht geboren, Andern zu gehorchen, sondern zu befehlen; endlich wandte er alle Mittel an, die ihm zu seinen Absichten dienlich schienen, nämlich Alimed zum Aufruhr zu bewegen. Dieser wies zwar anfangs Olitors Zumuthungen ab;

die Namen „Wohlthäter" und „König" hatten noch einige Gewalt über sein Herz; allein er hatte dem Gifte schon Weg gebahnt; die Schmeichelei berauschte und der Ehrgeiz stürzte ihn noch vollends in's Verderben. Die Aussicht auf Scepter und Krone, die Olitor vor seinen Augen glänzen läßt, bestimmt seinen bisher noch schwankenden Willen. Er vergißt Alles, was er Joses zu verdanken hat, er wird der Schuldbarste und Undankbarste der Menschen, und braucht seine Talente, seine Gewalt, seine Waffen wider seinen Wohlthäter.

Voll von seinen verbrecherischen Planen, versammelt er seine Armee, und sucht seine Soldaten in seine Empörung zu ziehen; aber ein allgemeines Geschrei des Unwillens erhebt sich von allen Seiten, und Alimed nimmt, die Verirrung und die Scham in der Seele, nur von einigen Meineidigen, deren er sich versichert hatte, begleitet, die Flucht. Geführt von Olitor, flieht er mitten unter die Feinde seines Landes, die ihn mit Freude aufnahmen. Hier frischt er, indem er nur auf seinen Ehrgeiz hört und seine Gewissensbisse erstickt, den Muth der geschlagenen Feinde wieder an, und empfängt das Commando über einen Theil der Truppen.

Joses, anfangs erstaunt über Alimeds Ungehorsam gegen seine Befehle, und bald darauf sehr aufgebracht über seine schwarze Untreue, schickte eilends einen treuen und erfahrenen General hin, um die Armee zu commandiren und den Uebeln zuvorzukommen, womit ihn eine so schändliche Verrätherei

bedrohte.

bedrohte. Bevor er es aber auf's Äußerste kommen läßt, will er den Rebellen noch auf dem Wege der Güte zurückzuführen versuchen; er schreibt ihm eigenhändig einen Brief voll Zärtlichkeit; er ruft ihm Alles, was er für ihn gethan hat, in's Gedächtniß zurück; er ermahnt ihn aus den heiligsten und rührendsten Gründen, sein Verbrechen zu erkennen und zu verbessern; er verspricht ihm Vergessenheit und Vergebung aller seiner Fehler, wenn er die Sache seiner Feinde verlassen und zu seiner Pflicht zurückkehren wolle; er droht ihm aber auch, wenn er in dem Aufruhr verharre, mit der ganzen Schwere seines Unwillens und seines Zorns. Mit Mühe bringt man den Brief des Königs in die Hände Alimeds. Der Verbrecher übersieht ihn schnell, würdigt ihn keiner Antwort, verdoppelt Eifer und Thätigkeit in seinen verbrecherischen Zubereitungen, muntert seine Soldaten auf mit dem Verlangen nach Rache, und Reiz zu Beute, und rückt dann gegen die Seinigen vor. Joses befiehlt, im gerechten Zorne über eine so empörende Hartnäckigkeit, seinem General, gegen den Empörer zu marschiren. Ein blutiger Kampf entsteht. Die gute Sache siegt. Die Feinde weichen, trennen sich, nehmen die Flucht und laufen endlich völlig auseinander. Alimed sieht sich, nachdem er sich lange wie ein Wüthender vertheidigt hatte, zuletzt beinahe allein und entwaffnet, und ist genöthigt, sich zu ergeben; man bemächtigt sich seiner Person, man legt ihm Ketten an, man führt ihn in die Hauptstadt und vor den König.

Joses saß auf dem Throne, umgeben von seinen Wachen und von den Vornehmsten seines Hofes. Er wirft einen grimmigen Blick auf Alimed. „Ich hatte „dich geliebt,“ sagte er zu ihm mit einer furchtbaren Stimme, „ich hatte die Leiden einer langen Gefan„genschaft für dich erduldet. Du hattest mir Alles „zu verdanken. Unglücklicher! Du hast meine Liebe „mit Haß, meine Wohlthaten mit Undank vergolten; „die Zeiten der Milde sind vorüber; empfange nun „die gerechte Strafe für deine Verbrechen!“ Sogleich näherten sich die Diener der Rache, und Alimed starb unter Todes-Marter und Verzweiflung.

Welch schreckliches Loos! Welch furchtbare Strafe! Aber auch wie verdient! Du hast in dieser Erzählung die Güte und Langmuth Joses bewundert, und dich über Alimeds Verdorbenheit und Undankbarkeit entrüstet. Wende nun diese Geschichte auf dich an, und richte deinen Unwillen gegen dich selbst, o Mensch, von einem schuldbaren Vater geboren, und zu ewiger Verdammung verurtheilt! Nicht der Sohn eines irdischen Königs, sondern der Sohn des allmächtigen Gottes, des Königs der Könige ist dein Retter gewesen. Um dich zu erlösen und selig zu machen, hat Er nicht bloß zwei Jahre Gefangenschaft erlitten, sondern dreißig Jahre lang alle Leiden und Demüthigungen, die größte Marter, und endlich einen grausamen, schmählichen Tod erduldet. Es ist der nämliche Gott, der dir Leben, Güter und Talente gibt! Ihm hast du Alles zu verdanken, was du bist! Jeder Augenblick deines Lebens ist eine neue Wohl-

that von Ihm! Und wider diesen Gott empörst du dich? Seine Vorschriften vernachlässigst du? Seine Gesetze verachtest du? Und dieß zwar nicht etwa nur Einmal, sondern hundertmal, ja tausendmal, jeden Tag, jeden Augenblick deines Lebens! Und nichts desto weniger ruft Er dir, Er ladet dich ein, Ihm zu dienen, Er nöthiget dich, Ihn zu lieben, Er überhaüft dich mit Gnaden, Er ladet dich an seine Tafel, nicht um dir grobe, materielle Speisen zu geben, sondern um dich unter den sacramentalischen Gestalten mit seinem eigenen Fleische zu nähren. Was thust du hingegen, um so viel Güte zu erwidern? Warst du bis dahin nicht unempfindlich dagegen? Und wenn auch der Blick auf deine unzähligen Undankbarkeiten, die Furcht vor jenen rächenden ewigen Flammen, vor jenem dem Sünder so furchtbaren Feuer deine Seele bisweilen in einen heilsamen Schrecken gesetzt haben, wenn du auch flehend deine Hände zum Gott der Götter erhoben, deine Vergehen mit bereutem Herzen gebeichtet, und das feierliche Versprechen gethan hast, die Sünde als das größte Uebel zu fliehen; sind diese Eindrücke nicht in kurzer Zeit wieder verwischt, diese Augenblicke der Rührung und des Eifers bald vergessen, diese Verheißungen eben sowohl unerfüllt geblieben? Der Feind deines Seelen-Heils hat auf's Neue sich Mühe gegeben, dich zu Grunde zu richten, und du bist wider seine Anfälle und seine Schlingen nicht auf der Hut gewesen. Er hat gesucht, dich auf den Weg des Todes hinüberzuziehen, und du hast seinen falschen

Einflüsterungen Gehör gegeben; er hat deinem Stolze geschmeichelt, deiner Eitelkeit geliebkoset, deine Liebe zu den Freuden verstärkt, deine Leidenschaften aufgeregt, und du hast, indem du dich ihm überließest, Gott ein Herz geraubt, das Ihm angehört, um es Seinem und Deinem Feinde preiszugeben. Umsonst lockte dich der Herr, zu Ihm umzukehren, versprach dir, Alles dir zu vergeben; umsonst drohte Er dir mit seinem Zorne, wenn du in deiner Empörung verharren würdest. Du hast das Geschrei deines Gewissens, das sich wider dich erhob, zu ersticken gesucht. Kaum hast du noch dein Ohr der Stimme seiner Diener geliehen, die den Auftrag haben, dir die Größe Seiner Erbarmungen und Seine strenge Straf-Gerechtigkeit zu verkünden. Du hast neuerdings Untreue auf Untreue gehaüft; du hast das Maß deiner Missethaten noch vermehrt. Zittre, undankbares Geschöpf, zittre davor, daß dieses Maß schon voll seyn mag, daß die Zeiten der Barmherzigkeit für dich schon vorüber seyn mögen, daß dich der Gott der Gerechtigkeit mitten in deinem Laufe hinwegnehme, um dich vor seinen fürchterlichen Richterstuhl zu stellen, und dann auf ewig in die ewigen Kerker, die er den unbußfertigen Sündern bereitet hat, zu stürzen. Ach eile doch vielmehr, einem so jämmerlichen Schicksale zuvorzukommen! Dein Loos ist in deinen Händen! Höre auf, Gott zu beleidigen, der dir so viele Beweise seiner Liebe gegeben, und so viel Recht auf deine Dankbarkeit hat! Fange an! Noch ist es Zeit, Ihn von ganzem Herzen zu

lieben! Diene Ihm mit Eifer, suche Ihm allein zu gefallen! Arbeite nur zu Seiner Ehre! Und statt der Strafen, die du verdient hast, wird Er dir jene ewige Glückseligkeit verleihen, die er den wahrhaft reumüthigen Sündern verheißt.

39.

Das Gemälde.

Ein berühmter Maler gab seit längerer Zeit seinem Sohne Unterricht in seiner Kunst. Schon begann der junge Mann allein nach seiner eigenen Erfindung zu arbeiten; ja seit einigen Tagen beschäftigte er sich heimlich mit einem Bilde, das er erst nach seiner Vollendung dem Vater zeigen wollte, um ihn angenehm zu überraschen. Dieser aber erfuhr sein Vorhaben, und ging in der Abwesenheit des Sohnes in dessen Arbeitsstube, und machte zu seiner Unterhaltung einige Pinselstriche in dem Bilde, welche eine sehr gute Wirkung hervorbrachten. Der junge Maler, vor sein Bild zurückgekehrt, fühlte eine große Zufriedenheit mit seiner Arbeit, ergötzte sich innerlich an seinem Talente, und setzte seine Arbeit mit neuem Eifer fort. Einige Tage nachher benutzte der Vater nochmals die Abwesenheit des Sohnes, um ihm denselben Streich zu spielen; er überarbeitete einige Stellen des Bildes, milderte einige Partien und hob andere kräftiger heraus und verließ die

Werkstätte abermals unbemerkt. Der junge Mann, am folgenden Morgen vor sein Bild hintretend, bewunderte sich selbst in dem, was er gestern gearbeitet zu haben glaubte. Er sprach ganz leise zu sich selbst: wahrhaftig, ich muß gestehen, gestern war ich recht in meinem Schwunge, und die hohe Idee, die er bereits von seinem Talente hatte, mehrte sich um ein gutes Theil. Sein Vater wiederholte seinen Scherz während bis zu der Vollendung des Bildes noch mehrmals, und der junge Künstler betrachtete immer mit neuer Selbstgefälligkeit den glücklichen Erfolg seiner Arbeit. Da endlich das Bild vollendet war, schlich sich der Vater nochmals dazu, ergriff den Pinsel, machte mit Meisterhand einige Mängel verschwinden, verbreitete hie und da einige Anmuth, und brachte in das Ganze eine gewisse Vollendung, welche dem Bilde wirklich eine große Schönheit verlieh. Man kann sich leicht denken, wie das Herz unsers jungen Malers am andern Morgen aufging, als er das Bild in seinem Glanze bewunderte; und zu sich selbst sprach: D a s i s t m e i n W e r k. Nun läßt er alle seine Freunde kommen, alle seine Nebenbuhler, alle Kenner, um sie zu Zeugen seines Ruhmes zu machen. Man sagte zu ihm, ohne Zweifel habe sein Vater mit an dem Bilde gearbeitet. Auf diese Rede ward ich gefaßt, sagte er; aber so wisset denn, mein Vater hat dieses Bild nie gesehen, und weiß nicht einmal, daß es existirt; ich habe es heimlich gemalt, und hoffe ihn angenehm damit zu überraschen. Wirklich ließ er seinen Vater sogleich bitten,

zu ihm in seine Werkstätte zu kommen. Dieser spielte vor dem Meisterwerk seines Sohnes den Verwunderten, und umarmte ihn zärtlich, indem er seine herzliche Freude an seiner Arbeit bezeigte und ihn ermahnte, sein Talent nicht zu vernachlässigen, das ihm einst eine Stelle unter den größten Malern verspreche.

Der junge Mann erhielt durch die Vollkommenheit, welche er seinem ersten Werke gegeben zu haben glaubte, eine so hohe Meinung von sich, daß es ihm schien, als bedürfe er des Rathes seines Vaters nicht mehr; er bildete sich selbst in seinem dünkelhaften Wahne ein, er habe seine Fortschritte mehr seinem eigenen Genius als dem Unterrichte dieses großen Künstlers zu verdanken, und er war unverschämt genug, seinem Vater zu verstehen zu geben, daß er sich mehr für seinen Nebenbuhler, als für seinen Schüler halte. Nun aber, damit er nicht ganz den Kopf verlieren möge, eröffnete ihm sein Vater den nützlichen Betrug, den er ihm gespielt und wie er seinem Pinsel Alles verdanke, was seiner Arbeit einigen Werth gebe. Wie groß war bei dieser Nachricht die Demüthigung des jungen Mannes! Man kann sich keine größere denken; aber er hatte sie verdient.

Sehr viele Menschen dürfen sich in dem Sohne des Malers dieser Parabel wieder erkennen! Ihm gleicht vollkommen jene junge Person, die sich in ihrer Schönheit so sehr selbst gefällt, die gelobt, geschmeichelt, geliebkost, bewundert seyn will, als habe

sie ein Verdienst schön zu seyn, oder als verdanke sie alle die Anmuth, mit welcher sie geschmückt ist, sich selbst. Ihm gleicht jenes Genie, jener Schöngeist, jener Gelehrte, die sich mit den Talenten brüsten, die ihnen der Urheber der Natur aus einer freien Wahl, wozu ihr Willen gar nichts beigetragen, verliehen hat.

Im gleichen Falle ist jener geistliche Redner, der unter seinen Zuhörern einige Bekehrungen erfahrend sie alsbald der Kraft seiner Beredtsamkeit zuschreibt, da sie doch nur Wirkungen der Gnade sind, welche in demselben Augenblicke das Herz trafen, als sein Wort zu den Ohren drang. So auch finden in jenem jungen Maler ihr Ebenbild alle jene Monarchen, Staatsminister und Heerführer, welche ihrer eigenen Macht, Weisheit und Politik, ihrem eigenen Muthe, ihrer eigenen Kriegskunst die Ehre der glänzenden Erfolge zuschreiben, mit welchem ihre Unternehmungen gekrönt werden; während es doch nur die Vorsehung ist, die Alles zur Ausführung ihrer ewigen Absichten so geordnet und geleitet hat.

Dieses ließ Gott schon durch den Propheten Isaias den stolzen Sennacherib, der sich seiner zahlreichen Eroberungen rühmte, mit den Worten erklären: „Unsinniger! sagte ihm der Herr, weißt du nicht, daß schon von Ewigkeit her ich selbst alle die Verrichtungen bestimmt habe, deren du dich rühmst? Jetzt vollziehe ich nur durch dich jene Absichten, die ich vor deiner Geburt schon gefaßt hatte. Ich habe mich deiner Waffen bedient, die Städte zu zerstören,

die meinen Zorn verdient hatten, und du bist Nichts gewesen, als das Werkzeug meiner Rache."

Der junge Mann in unserer Parabel ist dermaßen in sein eingebildetes Verdienst verliebt, daß er die Verpflichtungen gegen seinen Vater vergessend sich ihm bereits gleich stellen will. Ein wahres Ebenbild unserer vorgeblichen Philosophen, die in dem Stolze ihrer Gedanken zu nichte werden, wie die Schrift sagt, und den Urheber ihres Daseyns und aller Vorzüge verkennen, deren sie genießen. Weit entfernt, ihm für ihren Verstand und ihre Erleuchtung ihre Huldigung darzubringen, bedienen sie sich dieser Gaben allein, um gegen ihn zu kämpfen, und sehen sich thöricht genug selbst für die Götter der Erde an, der sie sich unterstehen, Gesetze vorschreiben zu wollen.

Der Vater des jungen Malers wollte ihn von seiner Eitelkeit heilen, indem er ihm zeigte, wem er die Schönheit und Vollkommenheit seines Gemäldes eigentlich verdanke. Gleicherweise lehrt uns Gott sowohl durch die Stimme der Vernunft, als der Religion, daß alles Gute in uns, so wie alles Gute, was wir thun, von ihm herrührt, und daß wir Nichts aus uns selbst vermögen. Unser Stolz ist taub für diese Sprache. Wie groß aber wird am letzten der Tage, da alle Menschen vor dem Richterstuhl des höchsten Richters erscheinen, unsre Demüthigung seyn, wenn er vor dem Angesichte der ganzen Welt unsere Ohnmacht, unser Elend, unsre Nichtigkeit enthüllen wird! wenn er uns zwingen

wird zu erkennen, daß Alles, was uns so viele Selbstverehrung und Eigenliebe einflößte, uns nicht gehörte, nicht unser Werk war, und daß Ihm allein aller Ruhm davon gehörte!

40.

Der Geizige.

In einer Stadt war ein berüchtigter Geizhals, von dem man täglich die empörendsten Scenen sah. Er war verheirathet gewesen; und seine Frau, welche den Geiz verabscheute, versah den Kleiderschrank ihres lieben Gemahls sorgfältig. Sie starb aber, ohne ihm Kinder geschenkt zu haben. Sobald sie nun die Augen geschlossen hatte, überließ sich dieser Elende völlig seiner Leidenschaft. Er wollte anfangs alle seine Kleider und all sein Hausgeräthe verkaufen; da man ihm aber nicht so viel dafür geben wollte, als er verlangte, so schloß er Alles auf's Sorgfältigste ein, um mit Gelegenheit einen vortheilhaften Handel schließen zu können, und nahm sich fest vor, nichts davon zu gebrauchen, um den Werth desselben nicht zu verringern. Wirklich sah man ihn die Stadt durchlaufen in einem abgetragenen und zerrissenen Kittel, mit zerlöcherten Strümpfen, mit durchgetretenen Schuhen, mit einem alten vormals schwarzen Filzhut und einer Perücke, die ihm ein Pferd vom Kopfe riß, weil es sie für Heu hielt, während er

zu Haus Schuhe, und Hüte, und Perücken nach Gefallen hatte. So streng die Jahrszeit war, so änderte er doch nichts an seinem Aufzuge; daher hatte er auch oft an peinlichen Catarrhen zu leiden. Glaubt aber nicht, daß er ein Mittel dagegen anwandte; er wollte lieber Tag und Nacht husten, daß es ihm die Brust zerriß, als nur das Geringste zu seiner Erleichterung kaufen. Man sah ihn bisweilen ganz erfroren; dann erwärmte er sich wieder an der Sonne, oder er ging auf der Treppe zu seinem Dachstübchen, wohin er sich versteckt hatte, auf und nieder; so sparte er sein Holz. Um gleichermaßen sein Leinenzeug zu schonen, trug er nie welches, obschon seine Schränke voll davon waren. Er war mager, dürre, schrecklich abgezehrt, weil er sich aushungerte. Er lag alle Nächte nur auf Stroh, um ein sehr gutes Bett und sehr schöne Tücher, die er hatte, zu schonen. Nie setzte er sich auf seine Sessel, aus Furcht, sie abzunutzen. Das erbärmliche Leben, das er führte, hatte ihm Wunden und Geschwüre verursacht, wodurch er viel litt; aber er achtete nicht darauf, sie zu heilen; das hätte ihn ja Geld gekostet.

Das ist nun wohl ein sehr unsinniges und lächerliches Betragen. Jedoch muß sich derjenige, der es verdammt, selbst überzeugen, daß er es nachahmt. Du sagst, dieser Mann sey sehr närrisch, daß er seine Kleider und sein Hausgeräth seinem Leibe vorzieht. Und du, bist du es weniger, daß du deinen Leib deiner Seele vorziehst? Oder vielmehr, bist du nicht noch unendlich thörichter, weil deine Seele,

verglichen mit dem Körper, noch unendlich mehr ist, als der Leib im Vergleich alles desjenigen, was dient, ihn zu bekleiden und zu unterhalten?

Du glaubst mir das nicht, und du gibst vor, daß du deine Seele weit mehr liebst, als deinen Leib. Ich will dir das Gegentheil beweisen.

1) Wenn dein Leib von einer Krankheit angegriffen ist, oder irgend eine Wunde empfangen hat, oder nur irgend eine Unpäßlichkeit empfindet, so laüfst du sogleich zum Arzte, du brauchst Mittel; du unterwirfst dich einer Diät; du versagst dir nach der Verordnung Vieles, was dir am Liebsten war, und unterwirfst dich Manchem, wovor dir sonst am meisten gegraut hat. Verhältst du dich auch so in Bezug auf deine Seele? Laufst du zum geistlichen Arzte, wenn deine Seele von der Sünde verwundet ist, wenn eine unbezähmte Leidenschaft sie in eine schwere Krankheit hat fallen lassen? Ach, läßt du nicht ihre Wunden veraltern und sich verschlimmern, ohne für ihre Heilung zu sorgen? Schmachtet sie nicht ganze Jahre lang in den gefährlichsten Krankheiten, ohne daß du daran denkest, ein Mittel dagegen anzuwenden? Vernachlässigst du nicht alle Vorsichts-Maßregeln, die nothwendig sind, deine Gesundheit zu erhalten, oder sie nach ihrer Genesung vor Rückfällen zu bewahren? Du liebst also deinen Leib mehr als deine Seele!

2) Du nährst deinen Leib sehr sorgfältig; du willst nicht, daß er Hunger oder Durst leide; oft sogar machst du dich noch los von den Gesetzen der

Enthaltsamkeit und des Fastens, damit er von seiner Dicke und Schwere nichts verliere; und du beunruhigst dich gar nicht über den Zustand, worin sich deine Seele durch den Mangel der geistlichen Nahrung befindet. Beraubt des Wortes Gottes und des sacramentalischen Himmelsbrodes, die sie aufrecht halten und stärken würden, fällt sie nun in Ohnmacht, und du hast kein Mitleiden mit ihr. Du liebst also deinen Leib mehr als deine Seele!

3) Du bist sehr aufmerksam, deinem Leibe bequeme schöne Kleider zu verschaffen; und Ihr besonders, Ihr eitlen Jungfrauen und Frauen, wie sinnet Ihr auf Alles, was diesen Leib, den ihr abgöttisch verehret, schmücken kann! Welch ein Aufwand, welche Sorgen, um seine Reize zu erhöhen und seine Mängel zu verbergen, um ihn mit allen Erfindungen der Eitelkeit, mit allem Flitterwerk der Mode auszuzieren! Wie viel Zwang, Leiden, Qual kostet es nur den Kopf, um unaufhörlich, sowohl den Stoff als die Form des Schmuckes, womit man ihn beladet, abzuwechseln! Seyd ihr eben so darauf bedacht, Euere Seele zu schmücken, jenes Kleid der Unschuld, womit sie bei der heil. Taufe bekleidet wurde, zu bewahren, und noch dazu mit dem Schmucke der Demuth, der Sittsamkeit, der Liebe, der Andacht, mit Einem Worte, mit allen christlichen Tugenden auszuzieren? Nein, gewiß nicht. Ihr liebt also Euern Leib mehr, als Eure Seele!

4) Wenn es dich, um eine sündliche Freude zu genießen, das körperliche Leben oder das Abschneiden

Eines deiner Glieder kosten würde, so würdest du gewiß ein solches Opfer nicht bringen; aber du opferst dafür das Leben deiner Seele! Du liebst also deinen Leib mehr als deine Seele!

41.
Der Kapuziner und der Offizier.

In eine Gesellschaft, worin sich auch ein Kapuziner befand, kam ein Offizier, ein tapferer Mann, der seinen Dienst wohl verstand, aber dafür bekannt war, wenig Religion zu haben. Der Kapuziner stand sogleich auf, um sich weg zu begeben. Der Offizier hielt ihn zurück. „Warum fliehen Sie, mein Pater?“ sagte er zu ihm; „haben Sie Furcht vor mir? Bleiben Sie, ich bitte, und fürchten Sie nichts! Ich weiß, daß Leute meines Gleichen sich bisweilen auf Kosten von Personen Ihrer Art lustig zu machen pflegen; aber ich billige dieses Betragen gar nicht. Es kommt mir gerade so niederträchtig vor, Leute, die uns nicht im nämlichen Tone antworten können, zu verspotten, als wenn man gegen einen wehrlosen Mann den Degen zieht. Also, mein Pater, besorgen Sie von mir nichts Arges! Weit davon, Ihnen Verdruß zu machen, bedaure ich Sie ganz aufrichtig; denn ich kenne keinen härtern Stand, als den Ihrigen.“ Auf dieses fing er an, Alles ausführlich herzuzählen, was er Unbequemes und Peinliches in der Lebensweise der Kapuziner finde: die

Nacktheit der Füße, ihre schwere und grobe Kleidung, ihre schlechte Nahrung, die sie noch von Thüre zu Thüre betteln müßten, u. a. m.

Nachdem er ausgeredet hatte, antwortete der Pater: „Der Antheil, den Sie an meiner Lage nehmen, schmeichelt mir sehr; und ich danke Ihnen dafür von Herzen. Erlauben Sie mir aber, Ihnen zu sagen, daß ich nicht so zu beklagen bin, wie Sie denken; ja ich wage hinzuzusetzen, daß Sie noch weit mehr zu beklagen sind als ich. Diese Behauptung überrascht Sie; vielleicht scheint sie Ihnen sogar unsinnig; doch ist sie sehr leicht zu beweisen."

„Und vorerst, finden Sie denn Ihren Stand nicht sehr hart, wenn Sie sich auf das erste Zeichen zum Kriege aus dem Schooße einer zärtlichen Familie reißen müssen, ohne zu wissen, ob Sie dieselbe je wieder sehen werden? Und — während des Laufes des Krieges, kommt es Ihnen dann gar lieblich und angenehm vor, bisweilen mitten im Schnee unter einem einfachen Zeltdache zu lagern, immerwährend Märsche und Gegenmärsche, und zwar durch abscheuliche Wege zu machen, bald eine grimmige Kälte, bald eine drückende Hitze erleiden zu müssen, ganze Nächte, wie die Witterung auch sey, unter freiem Himmel zuzubringen? Aber das sind Alles nur Kleinigkeiten. Wenn Sie aber während einer Belagerung in die Laufgräben oder zu einem Angriffe befehligt werden; wenn Sie am Tage einer Schlacht den Feind angreifen, oder dem feindlichen Feuer ganz ausgesetzt, ohne irgend eine Bewegang machen zu

dürfen, einen Posten bewachen müssen; mit Einem Worte, wenn die Kanonen- und Flintenkugeln, die Bomben und Granaten an Ihren Ohren vorbeizischen, an Ihrer Seite zerspringen, Alles, was um Sie herum ist, niederwerfen, und jeden Augenblick Ihnen das nämliche Schicksal drohen; ohne von den Bajonetten, Säbeln, Degen zu reden, die Sie vor sich glänzen sehen, und denen Sie die Stirne bieten müssen; sind Sie da nicht mehr zu beklagen, als der elendeste Kapuziner? Dieser Kapuziner setzt doch, obschon seine Lebensweise hart ist, sein Leben keiner Gefahr aus; er laüft nicht einmal Gefahr, verwundet oder verstümmelt zu werden. Und wie viele Offiziere kehren, mit Wunden bedeckt, bisweilen sogar eines Theils ihrer Glieder beraubt, in ihre Heimath zurück!"

„Und rechnen Sie," erwiderte ihm lebhaft der Offizier, „den Ruhm für nichts, den man erlangt, wenn man sich für seinen Fürsten und für sein Vaterland so vielen Gefahren aussetzt? Eben das Verlangen und die Hoffnung auf diesen Ruhm hält unsern Muth aufrecht, und läßt uns tausendmal dem Tode trotzen."

„Ich erwartete diese Antwort," versetzte der Kapuziner; „aber ich kehre sie gegen Sie; denn wenn Sie schon ein weit härteres Leben führen, als wir, so setzen Sie sich doch zum Lohne Ihrer Arbeiten, Ihrer Gefahren, Ihrer Wunden nur einen zeitlichen Ruhm vor, statt dessen der Kapuziner, wenn er sich Gewalt anthut und sich abtödtet, es thut, um

sich eines ewigen zu versichern. In dieser zweiten Hinsicht sind Sie also noch mehr zu bedauern, als er.“

Die ganze Gesellschaft gab dem Pater Recht; und da der Offizier nicht auf eine befriedigende Weise antwortete, so lenkte man das Gespräch auf etwas Anderes.

Wie viele Leute gibt es auf Erden, die sich es mehr kosten lassen, ich will nicht sagen, ein glänzendes Glück zu machen, sondern bloß ihr Brod zu verdienen, als es sie kosten würde, den Himmel zu gewinnen? Wie Viele würden große Heilige seyn, wenn sie, um Gott zu gefallen, nur für ihr Seelenheil das thäten, was sie der Welt zu Gefallen und für ihr zeitliches Wohlseyn thun?

Verurtheile sich jener Mann, um seine Sünden abzubüßen, zu jener strengen, enthaltsamen Lebensweise, zu jenen Entbehrungen aller Art, denen er sich schon seit zehn Jahren unterworfen hat, um seine Gesundheit wieder herzustellen; und ich will ihn unter die heiligsten Einsiedler zählen. Widme diese junge Frau alle Tage dem Gebete, der Betrachtung heiliger Wahrheiten, dem Lesen frommer Bücher so viele Zeit, als sie bisher der Sorge für ihren Putz gegeben hat; lege sie sich Abtödtungen auf, die nur der Langeweile, dem Zwange, der Marter eines vollständigen Putztisches gleich kommen, und ich will sie für eine Person von hoher Tugend ansehen.

42.

Der Weg zum Himmel.

Ein Staatsbeamter, der, von Ehre und Reichthum umgeben, seine Religion bewahrt hatte, traümte einstens Nachts einen merkwürdigen Traum, den er am andern Morgen einem frommen vertrauten Priester folgendermaßen erzählte:

Ich traümte auf einem kleinen Hügel zu sitzen, der am Eingange des Weges zum Himmel lag. Von hier aus konnte ich mit Bequemlichkeit alle jene beobachten, welche diesen Weg einschlugen. Ihre Anzahl war nur sehr gering und lange Zeit hatte ich Niemand vorüberwandeln sehen, als ich auf einmal einen großen Lärm vernahm. Es war ein prächtiger Wagen, der heranrollte. Er war mit sechs prächtig geschirrten Pferden bespannt, und eine Gruppe reichbordirter Laquaien standen hinten auf. Der Besitzer dieser glänzenden Karosse saß allein darin. Er trug ein sehr reiches Staatskleid, mit dem all sein übriger Schmuck übereinstimmte. Sein Leibkutscher und sein Reitknecht legten es darauf an, in die Straße zum Himmel einzulenken, die ihnen aus der Entfernung hinreichend breit erschien. Da sie aber zu dem Eingange dieser Straße gekommen, fanden sie dieselbe so enge, daß sie die Unmöglichkeit erkannten, hineinzufahren. Ihr Herr, der, etwas kurzsichtig, die Hindernisse nicht erkennen konnte, die sie aufhielten, schrie ihnen aus allen Kräften zu, vorwärts zu fahren; da sie aber trotz alles ihres

guten Willens seine Befehle nicht ausführen konnten, springt er aus dem Wagen und eilt vor die Pferde hin, die Ursache des Aufenthaltes selbst zu untersuchen. In demselben Augenblicke erscheint am Eingange des Weges ein leuchtender mit einem strahlenden Schwerte bewaffneter Engel, der ihn strenge anblickend folgendermaßen zu ihm spricht:

„Siehst du denn nicht, daß dieser Weg zu schmal ist, als daß du mit diesem ganzen Zuge auf ihn eindringen könntest? Willst du ihn betreten, so mußt du deinen Wagen, deine Pferde, deinen Kutscher, deinen Reitknecht und deine Laquaien zurücksenden; selbst dein reiches Kleid mußt du ablegen, sie nehmen zu viel Raum ein, und würden alle Augenblicke an den Straüchen und Dornhecken hängen bleiben, welche den Weg begränzen. Ich biete dir statt dessen ein gewöhnliches schlichtes Gewand an, welches deine Schritte nicht hindern wird.

Dieses Anerbieten machte unsern vornehmen Herrn stutzig. Er dachte einen Augenblick nach, machte dann dem Engel einen tiefen Bückling, stieg wieder in seine Karosse und befahl dem Kutscher umzuwenden. Ich folgte ihm mit meinen Augen, und sah ihn einen weit entfernten Weg einschlagen, der mit einer großen Anzahl von Fuhrwerken aller Art bedeckt war, welchen das seinige sich anschloß.

Kaum hatte ich ihn aus den Augen verloren, als ich einen andern Pilger der Himmelsstraße nahen sah. Es war ein magerer, abgezehrter, sehr

ärmlich gekleideter Mann. Sicher, sagte ich zu mir selbst, wird diesem nichts an seinem Wege hindern. Aber alsbald erschien der Engel, welcher den Weg bewachte, vor seinen Augen und redete mit einem erhabenen Ernste ihn an:

„Weiche zurück, der Weg ist nicht breit genug, dich mit deinem ganzen Gefolge zu fassen!"

„Mit meinem ganzen Gefolge?" erwiderte der arme Mann, „was willst du damit sagen; du siehst wohl, daß ich ganz allein und im erbärmlichsten Zustande bin."

Nun hielt ihm der Engel einen Spiegel vor, welcher die Eigenschaft hatte, die Hineinschauenden so zu zeigen, wie sie innerlich waren, das heißt, wie sie eigentlich nach ihrer Begierde hätten seyn mögen. Da ich von meinem Standpunkte aus Alles sehen konnte, was in dem Spiegel vorging, erstaunte ich nicht wenig, meinen armen Pilger prächtig gekleidet unter einer großen Dienerschaft zu sehen, der er mit Uebermuth seine Befehle auszutheilen schien. Ich sah ihn in der Mitte eines großen mit glänzenden Mobilien verzierten Saales, und in demüthiger Stellung erblickte ich umher einige Personen, welche um seine Protektion baten, am Thore aber erwartete ihn ein eleganter Wagen nach dem neuesten Geschmack.

„Erkennst du dich hier nicht wieder?" sprach der Engel mit ernster Stimme zu ihm, „ist dein Herz nicht immer von der Begierde nach Reichthum, Macht und dem Besitz großer Glücksgüter gequält? Stellst

du dich nicht öfters deiner Einbildungskraft so vor, wie der Spiegel dich hier zeigt? Belustigest du dich nicht in diesem thörichten Gedanken, und wünschest du nicht heimlich, diese Wünsche möchten Wirklichkeit werden?"

Der Unglückliche, als er sich so entlarvt sah, entfloh, ohne zu antworten, so schnell als möglich, und ich erwachte ganz bestürzt über diesen Ausgang.

Dieses, mein Herr, ist mein Traum nach allen seinen Umständen, den ich übrigens für einen Wink der Güte Gottes halte, daß ich meine Lebensart ändern soll. Die aus meinem Traum nothwendig erfolgende Wahrheit ist, daß die Reichen mit ihren Equipagen, ihrer Pracht, ihrem zahlreichen Gefolge nicht in den Weg des Himmels eindringen können. Sie wissen, daß ich reich bin, Wagen und Pferde, und eine große Dienerschaft besitze: ich muß also meine Pferde abschaffen, meine Bedienten entlassen, und mein Vermögen den Armen austheilen, und selbst arm werden, wenn ich in den Himmel gelangen will. Das nun ist es, was mich beunruhigt, denn es ist mein ernstester Wille, selig zu werden: jedoch versichere ich Sie, diese Opfer werden mir schwer fallen.

„Beunruhigen Sie sich nicht vergeblich," erwiderte der Priester. „Wenn gleich die Träume gewöhnlich nur Spiele unserer Einbildungskraft sind, denen wir keinen zu großen Werth beilegen dürfen, so zeigt sich zwar der Ihrige so wohl geordnet, daß es allerdings scheint, als habe Sie Gott durch ihn

belehren wollen, aber der Schluß, den Sie aus ihm ziehen, ist nicht ganz richtig. Die wahre Moral Ihres ganzen Traumes ist allein, daß man ohne Armuth des Herzens nicht zum Himmel eingehen kann: dieses aber ist die Lehre Jesu Christi auf jeder Seite des Evangeliums. Sich seiner Güter entledigen, sie den Armen austheilen, um selbst in wirklicher Armuth zu leben, ist nur ein geistlicher Rath, und kein Gebot: Mit dem Herzen aber von den Reichthümern, Würden und zeitlichen Vortheilen los zu seyn, ist eine strenge Pflicht für jeden Jünger Jesu Christi.

Der reiche Mann, der zuerst vor dem Himmelsweg erschien, wurde abgewiesen, weil der Engel in seinem Herzen seine heftige Anhänglichkeit an die vergänglichen Glücksgüter erkannte, die er besaß. Er war ein Reicher in der Wirklichkeit und aus Herzensbegier. Der zweite aber war in der Wirklichkeit arm, aber aus Gelüsten reich, und wurde deßwegen abgewiesen. Um auf Sie selbst zurück zu kommen, so scheint es mir keinesweges nothwendig, dasjenige auszuführen, was Sie beunruhiget. Ihre Geburt, Ihr Rang und die Stelle, die Sie begleiten, erfordern einigen Glanz und Aufwand in Ihrer Lebensweise; nur Ihr Herz dürfen Sie nicht daran hängen, und Alles müssen Sie davon entfernen, was Ihnen vor den Augen Gottes überflüssig erscheint. Diesen zweiten Punkt wollen wir miteinander untersuchen. Ich weiß, es ist sehr schwer, Glücksgüter nicht zu lieben, die uns so vielfältige angenehme Genüsse verschaffen. Man gefällt sich in ihnen, man schließt sich mit

Neigung an sie, und haftet endlich mit beinahe unauflöslichen Banden an ihnen; darum auch sprach Jesus zu uns: Eher wird ein Ankertau durch ein Nadelöhr gehen, als ein Reicher in das Himmelreich kommen wird. So groß aber auch die Schwierigkeit jener Herzensentsagung seyn mag, so ist sie dennoch unerläßlich, und Sie müssen von Herzen bereit seyn, allem noch so Reizenden, was Ihre Lage Ihnen darbietet, zu entsagen, wenn ein Engel wie jener Ihres Traumes, Ihnen dieses Opfer als den Willen Gottes verkünden würde.

Diese Auslegung beruhigte unsern reichen Mann, der wirklich ein frommer Ehrenmann, und um jeden Preis bereit war, sich seines ewigen Heiles zu versichern.

43.

Die Pomeranzen.

Arist hatte einen einzigen Sohn, den er zärtlich liebte, und den auch die glücklichsten Eigenschaften seiner Zuneigung würdig machten. Doch verursachte ihm dieser junge Mensch seit einigen Tagen eine lebhafte Unruhe, weil er mit einigen mehr als verdächtigen jungen Leuten unkluger weise Umgang hatte. Der gute Vater warnte ihn mehreremal vor der Gefahr, der er sich aussetzte; er stellte ihm vor, wie leicht es seinem Alter und seiner wenigen Erfahrung sey, verführt zu werden, und ermahnte ihn nachdrück-

lich, einen Umgang, der traurige Folgen haben könnte, zu meiden. Eugen (das war der Name des jungen Menschen) bemühte sich, dem Vater seine Sorge zu benehmen, und versicherte ihn, daß die Lehren, die er von ihm empfangen habe, seinem Herzen zu tief eingeprägt seyen, als daß die Reden oder Beispiele seiner neuen Freunde sie ihn vergessen machen könnten. „Ich wage es sogar zu hoffen,“ setzte er hinzu, „daß, statt von ihnen verführt zu werden, ich vielmehr selbst sie bekehren werde; wenigstens werde ich es versuchen.“ Arist that die vermessene Zuversicht seines Sohnes wehe. Weil er aber doch die väterliche Gewalt nicht brauchen wollte, um ihm diesen gefährlichen Umgang zu untersagen, so ersann er ein Mittel, ihn einsehen zu machen, wie schlecht seine Hoffnung gegründet sey.

Er füllte eine Schachtel mit sehr schönen Pomeranzen, unter die er geflissentlich eine, die ein wenig angesteckt war, legte. Darauf ließ er Eugen kommen, und sagte zu ihm: „Mein Sohn, ich will dir ein Geschenk machen, und ich hoffe, daß es dir Freude machen werde. Ich weiß, daß du die Pomeranzen liebst; sieh, da gebe ich dir nun recht schöne! Brauche sie wie du willst!“ Der junge Mann, erkenntlich für eine so angenehme Gabe, öffnete schnell die Schachtel; er bewundert die Schönheit der Pomeranzen, er schaut sie mit lebhaftem Vergnügen an. Wie er sie aber näher untersucht, wird er eine unter ihnen gewahr, die nicht so gesund ist, wie die übrigen. „Mein Vater,“ sagt er sogleich, „hier ist eine

Pomeranze, welche zu faulen anfängt; man darf sie nicht bei den Andern lassen.“ „Warum, mein Sohn?“ antwortete Arist, „sie hat nur einen kleinen Flecken, der bald verschwinden wird.“ „Ach, mein Vater,“ erwiderte Eugen, „dieser Flecken wird vielmehr noch größer werden; er ist ein Anfang von Fäulniß, die sich allen übrigen Pomeranzen mittheilen wird, wenn ich ihm nicht zuvorkomme.“ „Du mußt daran nichts abändern,“ sagte Arist; „sey aber unbesorgt; ich stehe dir für deine Pomeranzen gut. Siehst du nicht, daß, da nur Eine krank ist, alle Uebrigen, die gesund sind, sie unfehlbar heilen werden?“ „Ach, mein Vater,“ antwortete Eugen ganz traurig, „ich hoffe diese Heilung gar nicht, und ich halte alle meine Pomeranzen für verloren, wenn Sie mir nicht erlauben, diese da von ihnen abzusondern.“ „Wohlan, mein Sohn,“ versetzte der Vater, „ich will dich überzeugen, daß meine Vermuthung richtiger ist, als die deinige! Laß deine Pomeranzen in der Schachtel verschlossen, und überlasse sie mir acht Tage; nach dieser Zeit wollen wir sie miteinander untersuchen, und du wirst mit Freude sehen, daß sie sich in dem besten Zustande von der Welt befinden!“ Eugen unterwarf sich aus Ehrfurcht dem Willen seines Vaters; er ging aber ganz überzeugt fort, daß er auf seine Pomeranzen nicht mehr zählen dürfe.

Die acht Tage schienen ihm sehr lang; und kaum waren sie verflossen, so flog er in's Zimmer seines Vaters, um beim Oeffnen der Schachtel, die seinen Schatz enthielt, gegenwärtig zu seyn. Arist öffnete

sie sogleich. Aber welch trauriger Anblick! Die Pomeranzen, die so lieblich zu sehen und zu riechen gewesen waren, sind nun nichts mehr als ein Haufe Faülniß. „Ich habe es Ihnen wohl gesagt, mein Vater,“ schrie da Eugen, indem er vor Verdruß einige Thränen fließen ließ, „wenn Sie mir hätten glauben wollen, so wären jetzt meine Pomeranzen nicht in dem Zustande, worin ich sie sehe.“

„Ich gestehe, mein Sohn,“ antwortete Arist, „daß ich mich in meiner Erwartung betrogen habe. Du hattest Recht, als du mir vorstelltest, daß die schlechte Pomeranze alle guten anstecken werde, und daß alle guten die schlechte nicht verbessern werden. Nun wollen wir aber über diese Erfahrung etwas weiter sprechen.“

„Wenn eine einzige angesteckte Pomeranze alle übrigen verdorben hat, die vollkommen gesund waren, wie kannst du hoffen, daß mehrere junge verdorbene Leute nicht Einen jungen tugendhaften Menschen verderben werden? Und wenn mehrere gesunde Pomeranzen den Flecken einer Einzigen in seinem Entstehen nicht haben verbessern können, wie willst du dir schmeicheln, daß ein einziger junger Mensch eine ganze Gesellschaft von Ausgelassenen bessern werde?“

Eugen fühlte, wie richtig der Vater gesprochen. Er merkte nun, daß ihn der Vater auf diesen Schluß habe führen wollen. Er dankte ihm für eine so nützliche Lehre, die ihn vortheilhaft für den Verlust der

Pomeranzen entschädigte, und versprach ihm, sie zu benutzen, und ohne Verzug mit seinen neuen Freunden zu brechen.

44.

Das wahre Verdienst.

Zwei Edelleuten hatte ihr König Geschäfte aufgetragen, dem einen eine glänzende Gesandtschaft, dem andern eine geheime untergeordnete Unterhandlung. Beide hatten ihre verschiedenartige Aufgabe vollkommen gelöst. Nachdem sie einzeln dem Könige ihre Berichte abgestattet, fanden sie sich zusammen bei ihm, um ihm den Hof zu machen, und er empfing sie mit gleichem Wohlwollen und bezeigte ihnen gleiche Zufriedenheit. Diese gleichartige Behandlung ärgerte den Gesandten, er glaubte die Würde, mit der er bekleidet gewesen, erfordere eine besondere Auszeichnung für ihn. Er verbarg seine Empfindlichkeit in der Gegenwart des Königs, aber nach Hause gekommen, ließ er seinen Verdruß in vollem Maße vor seiner Familie und seinen Freunden aus. Einer der letzteren sagte, nachdem er ihn ruhig angehört, mit edler Freimüthigkeit zu ihm: „Ich muß gestehen, daß mich Ihre Klagen höchlich verwundern; der König hat nichts gethan, als was er thun mußte. Wir Alle sind seine Diener auf gleiche Weise, er gebraucht uns nach seinem Wohlgefallen für seinen Ruhm und das Wohl des Staates. In seinen Augen ist es kein Verdienst für uns, dieses oder jenes Amt be-

kleidet, sondern ihm mit Eifer und Treue vorgestanden zu haben; folglich muß er jenen, die ihm gleich gut gedient, eine gleiche Zufriedenheit beweisen, von welcher Verschiedenheit auch Ihre Aufträge gewesen seyn mögen. Also, wenn auch Ihre Aufgabe glänzender als jene des Andern war, der nur einen einfachen Unterhändler vorstellte, so mußte doch der König, wenn dieser seine Absichten mit gleichem Eifer und Thätigkeit erfüllt hat, wie Sie, dem Einen wie dem Andern die gleiche Zufriedenheit bezeigen."

Was dieser verständige Mann zu seinem Freunde sagte, das sagt die Religion zu uns Allen. Alle Menschen sind auf gleiche Weise die Geschöpfe und die Diener Gottes. Sie sind nur da, um durch die Ausführung seiner Befehle seinen Ruhm zu mehren. Nach seinem Willen vertheilt er ihnen die verschiedenen Aemter, denen sie auf Erden vorstehen sollen. Er stellt die Einen in den ersten, die Andern in den letzten Rang der Gesellschaft, nach den Absichten, die er mit ihnen hat. Weder der Rang noch die Aemter also können uns groß oder klein vor seinen Augen machen, sondern allein die Art, wie wir den Pflichten nachkommen, die er mit jener Stellung verknüpft hat; und wenn einst dieser höchst gerechte Richter sich auf seinen Richterstuhl setzen und die ganze Menschheit vor ihm erscheinen wird, dann wird weder der mächtigste Monarch noch der ärmste Sklave nach ihrem zeitlichen Range gerichtet werden, sondern nach der Treue, mit welcher sie die Pflichten ihres verschiedenen Standes erfüllt haben. Folglich wird

der Sklave, der vollkommen den Aufgaben seines niederen Standes genügt hat, eben so günstig durch Jesum Christum aufgenommen werden, als der König, welcher der Aufgabe seiner hohen Würde im ganzen Maße entsprach.

Dasselbe könnten wir in Bezug auf einen Prälaten sagen, der eine hohe Stelle in der Kirche einnimmt, im Vergleich mit einem einfachen Landpfarrer; ihre Aufnahme vor dem gerechten Richter wird sich nach dem Eifer, nach der Reinheit der Absicht, nach der Heiligkeit des Lebens bestimmen, die sie in der Ausübung ihres Amtes entwickelt haben, ohne alle Rücksicht auf den Glanz des Einen und die Dunkelheit des Andern.

45.

Der Hund und die Schlange.

Ein Indier war aus seiner Hütte auf die Jagd gegangen. Während seiner Abwesenheit schlich sich eine ungeheure Schlange hinein, und geradezu auf eine Wiege, worin ein neugebornes Kind schlief. Sie hätte es auch unfehlbar verschlungen, wenn nicht ein großer Hund, der draußen im Hofe herumlief, ein Geraüsch gehört hätte. Dieses aber veranlaßte die Wiege, welche die Schlange umgeworfen hatte. Der treue Wächter laüft herbei; er wird das Unthier gewahr, er stürzt auf dasselbe los und erwürgt es nach einem hartnäckigen Kampfe. Noch war sein

Rachen ganz blutig, als er seinen Herrn hörte, der eben von der Jagd zurückkam. Er laüft diesem eilends entgegen, und scheint ihm durch ungewöhnlich lebhafte Freudenbezeigungen sagen zu wollen, daß er ihm eben einen wichtigen Dienst erwiesen habe. Schon darüber unruhig, den Rachen des Hundes so blutig zu sehen, findet jener Mann noch, da er in seine Hütte tritt, die Wiege seines Sohnes umgestürzt. Sogleich, wie er diese zwei Dinge in seinem Kopfe mit einander zusammenfügt, schließt er, daß sein Hund das Kind getödtet habe; und in der gähen Wuth, die ihn deßhalb übernimmt, feuert er sein Gewehr auf ihn los, und erschießt ihn. Nach diesem nähert er sich der Wiege seines Sohnes; und wie erstaunt er, als er, nachdem er sie umgekehrt hatte, darunter seinen lieben Sohn ruhig schlafend fand. Jetzt erkannte er sein ungerechtes Verfahren. Aber noch bitterer machte er sich Vorwürfe darüber, da er einige Schritte von der Wiege die Schlange, die sein Hund erwürgt hatte, fand. Bei diesem Anblicke sah er ein, daß sein unglücklicher Hund, weit davon, seinem Kinde das Leben zu nehmen, ihm vielmehr dasselbe erhalten hatte, und er konnte sich nicht enthalten, über dessen Tod Thränen zu vergießen.

Dieß Beispiel lehrt uns 1) nicht schnell nach dem Scheine zu urtheilen; alle Tage wird man durch ihn betrogen. Man muß sich Zeit nehmen, die Sachen zu untersuchen, und meistens würde die Untersuchung lehren, daß man ein falsches Urtheil gefällt hat. Wie oft schon haben Urtheile dieser Art, Früchte

einer unklugen Uebereilung, die traurigsten Folgen gehabt.

Dieß Beispiel lehrt uns 2) die ersten Regungen des Zorns zu unterdrücken. Es ist keine Gewaltthätigkeit, deren sie nicht fähig macht. Welche bittere, aber zu späte Reue bereitet man sich also, wenn man sich den Ausbrüchen dieser blinden Leidenschaft Preis gibt!

46.

Der schlechte Diener.

Ein reicher, mächtiger Mann sendete einen seiner Diener in eine ferne Gegend, um dort auf einem ihm gehörigen Grundstück ein Gebaüde aufrichten zu lassen, wozu er ihm den Plan mit allen Maßverhältnissen und die zu allen Baukosten nöthige Geldsumme mitgab. Er bestimmte ihm keine Zeit zu seiner Rückkehr, sagte aber, er werde ihn zurückberufen, wenn er glauben könne, daß er gewiß mit seinem Auftrage fertig sey.

Als dieser Diener am Orte seiner Bestimmung angekommen war, belustigte er sich, das ihm unbekannte Land zu durchlaufen, statt sogleich an die Ausführung seines Auftrages zu denken; er beobachtete alle Merkwürdigkeiten, Sitten und Gebraüche dieser Provinz; unterrichtete sich von den verschiedenen Manufakturen und dem Zustande des Handels; er machte Bekanntschaften, schließt Freundschafts- und

Rachen ganz blutig, als er seinen Herrn hörte, der eben von der Jagd zurückkam. Er laüft diesem eilends entgegen, und scheint ihm durch ungewöhnlich lebhafte Freudenbezeigungen sagen zu wollen, daß er ihm eben einen wichtigen Dienst erwiesen habe. Schon darüber unruhig, den Rachen des Hundes so blutig zu sehen, findet jener Mann noch, da er in seine Hütte tritt, die Wiege seines Sohnes umgestürzt. Sogleich, wie er diese zwei Dinge in seinem Kopfe mit einander zusammenfügt, schließt er, daß sein Hund das Kind getödtet habe; und in der gähen Wuth, die ihn deßhalb übernimmt, feuert er sein Gewehr auf ihn los, und erschießt ihn. Nach diesem nähert er sich der Wiege seines Sohnes; und wie erstaunt er, als er, nachdem er sie umgekehrt hatte, darunter seinen lieben Sohn ruhig schlafend fand. Jetzt erkannte er sein ungerechtes Verfahren. Aber noch bitterer machte er sich Vorwürfe darüber, da er einige Schritte von der Wiege die Schlange, die sein Hund erwürgt hatte, fand. Bei diesem Anblicke sah er ein, daß sein unglücklicher Hund, weit davon, seinem Kinde das Leben zu nehmen, ihm vielmehr dasselbe erhalten hatte, und er konnte sich nicht enthalten, über dessen Tod Thränen zu vergießen.

Dieß Beispiel lehrt uns 1) nicht schnell nach dem Scheine zu urtheilen; alle Tage wird man durch ihn betrogen. Man muß sich Zeit nehmen, die Sachen zu untersuchen, und meistens würde die Untersuchung lehren, daß man ein falsches Urtheil gefällt hat. Wie oft schon haben Urtheile dieser Art, Früchte

einer unklugen Uebereilung, die traurigsten Folgen gehabt.

Dieß Beispiel lehrt uns 2) die ersten Regungen des Zorns zu unterdrücken. Es ist keine Gewaltthätigkeit, deren sie nicht fähig macht. Welche bittere, aber zu späte Reue bereitet man sich also, wenn man sich den Ausbrüchen dieser blinden Leidenschaft Preis gibt!

46.

Der schlechte Diener.

Ein reicher, mächtiger Mann sendete einen seiner Diener in eine ferne Gegend, um dort auf einem ihm gehörigen Grundstück ein Gebaüde aufrichten zu lassen, wozu er ihm den Plan mit allen Maßverhältnissen und die zu allen Baukosten nöthige Geldsumme mitgab. Er bestimmte ihm keine Zeit zu seiner Rückkehr, sagte aber, er werde ihn zurückberufen, wenn er glauben könne, daß er gewiß mit seinem Auftrage fertig sey.

Als dieser Diener am Orte seiner Bestimmung angekommen war, belustigte er sich, das ihm unbekannte Land zu durchlaufen, statt sogleich an die Ausführung seines Auftrages zu denken; er beobachtete alle Merkwürdigkeiten, Sitten und Gebraüche dieser Provinz; unterrichtete sich von den verschiedenen Manufakturen und dem Zustande des Handels; er machte Bekanntschaften, schließt Freundschafts- und

Vortheilsverbindungen mit einigen Bürgern, und nimmt Theil an ihren Geschäften und Belustigungen. Von Zeit zu Zeit jedoch redete er mit einem Bauunternehmer; man machte einige Schritte in Bezug auf Grund und Boden des beabsichtigten Gebaüdes; aber dabei blieb es auch. Bald war es eine Lustpartie, bald ein Geschäft, bald eine Reise, bald irgend eine andere Ursache, welche unsern Mann immer verhindern, die Arbeit beginnen zu lassen.

Mitten in diesem Treiben berief ihn sein Herr zu sich zurück. Sobald er den Diener vor sich sah, fragte er ihn um den Fortgang seines Gebaüdes.

Man kann sich die Verwirrung des Strafwürdigen bei dieser Frage leicht denken. Er mußte eingestehen, das Gebaüde sey nicht einmal begonnen. Um sich jedoch zu entschuldigen, hob er an, die mancherlei nach seiner Meinung sehr nützlichen und ehrenwerthen Geschäfte einzeln auseinander zu setzen, welche ihn an der Ausführung seines Auftrages verhindert hätten; sein Herr aber warf einen Blick des Unwillens auf ihn und machte ihn mit folgenden Worten verstummen:

„Elender Diener! Habe ich dich dieser Dinge wegen ausgesendet? Was kümmert mich Alles, was du gethan hast, wenn du das Einzige nicht gethan hast, womit ich dich beauftragt hatte?“

Der einzige Ausweg dieses Unglücklichen waren die Worte: „Ich hatte wahrhaftig die Absicht, o Herr! deine Befehle auszuführen, und hatte auch

schon

schon Maßregeln deßhalb getroffen, aber du hast mich im Augenblicke, da ich dessen am wenigsten versah, zurückberufen.“

„Hatte ich dir dieses nicht vorausgesagt?“ antwortete ihm der Meister mit noch größerem Unwillen; „hättest du gleich bei deiner Ankunft Hand an das Gebaüde gelegt, wie es deine Pflicht war, so wäre dir überflüßige Zeit geblieben. Schließet diesen nachlässigen ungetreuen Diener in Ketten,“ fügte er mit furchtbarer Stimme hinzu, „und werfet ihn in den Kerker.“

Dieser reiche und mächtige Herr ist Gott, dieser Diener, den er in eine entfernte Gegend sendet, ist jeder unter uns. Indem Gott uns das Leben verleiht, sendet er uns auf die Erde, wo wir entfernt von dem Himmel unserm wahren Vaterlande leben. Der Bau, dessen Ausführung uns anvertraut ist, ist der Bau unsers Heils, mit dem wir beauftragt sind. Der Plan, den man uns in die Hände gibt, um alle seine Maßverhältnisse genau zu beobachten, ist das Evangelium, in welchem der ganze Plan des Heiles uns vorgezeichnet ist. Die Summen, die uns zu den Kosten des Baues gegeben, sind die Gnaden, die Gott uns nach unsern Bedürfnissen bewilliget.

Aber statt alsbald dieses wichtige Werk zu beginnen, bringen wir unsere Jugend in Müßiggang, Weichlichkeit und Belustigungen zu. Das reifere Alter tritt ein, begleitet von anderer Beschäftigung, welche eben so wenig Bezug auf unser Heil haben. Von Zeit zu Zeit jedoch regen sich einige gute Wünsche

in unserm Herzen, ja wir fassen sogar einige weise Entschlüsse, alles das aber bleibt ohne Erfolg. So laüft die Zeit des Lebens ab, und im Augenblicke, wo wir dessen uns am wenigsten versehen, ruft uns Gott vor seinen Richterstuhl, um Rechenschaft über die uns aufgetragenen Geschäfte von uns zu verlangen. Was sollen wir ihm antworten? Schreckliche Lage! Sollen wir die großen Dienste, die wir dem Staate geleistet, geltend machen, die hohen Kenntnisse, die wir uns erworben, die schönen Projekte, die wir gemacht oder ausgeführt, die vortheilhaften Versorgungen, die wir unsern Kindern verschafft, geltend machen? Gott wird uns antworten: Was liegt mir an Allem, was du ausführtest, da du die einzige Aufgabe, wegen welcher ich dich auf die Erde gesetzt habe, nicht gelöst hast? Sollen wir sagen, daß wir wirklich gesonnen waren, ernsthaft an unserm Heile zu arbeiten, daß uns der Tod aber überrascht hat? Abermals wird Gott uns erwidern: Habe ich dir nicht voraus gesagt, daß du dich immer bereit halten sollest?

So müssen wir uns also gefaßt machen, wenn wir die Fahrlässigkeit und Untreue des Dieners der Parabel nachgeahmt haben, auch dieselbe Strafe mit ihm zu erdulden, nämlich, man wird uns in die furchtbaren Kerker der Hölle werfen.

47.

Die drei Kranken.

Eines Tages ward ein Arzt hintereinander zu drei Kranken gerufen, die er in sehr verschiedener Verfassung fand.

Der erste ließ den Arzt ruhig zur Erkenntniß des Uebels kommen und antwortete ohne Schwierigkeit auf alle seine Fragen. Als der Arzt alle Symptome der Krankheit verglichen hatte, glaubte er die Heilung mit einem Aderlaß beginnen zu müssen, und verordnete dasselbe: unser Patient aber widersetzte sich sogleich und erklärte ein für allemal, Aderlassen wolle er nicht. Der Arzt stellte ihm vor, dieß sey eine nothwendige Vorbereitung zu den andern Mitteln, die seine Krankheit erfordern. Ich mag, antwortete er, weder Ihre Aderlaß noch Ihre anderen Mittel. Ei, wie denn! sagte der Arzt, können Sie verlangen, daß man ohne Ausleerung die Menge böser Säfte von Ihnen entferne, welche der Grund Ihres Uebels sind? Ach! reden Sie mir nicht von Ausleerungen, erwiderte der Kranke heftig. Der Arzt hatte gut seine Gründe vorzubringen; niemals vermochte er den Kranken zur Einwilligung zu bringen. Dennoch verordnete er ihm bei'm Schlusse seines Besuches ein bestimmtes Verhalten, eine gewisse Diät, Kräutertränke u. s. w. Der Kranke aber wies hartnäckig alle Tränklein ab, die man ihm reichen wollte, und wollte seinem Geschmack und seiner Sinnlichkeit auf keine Weise Gewalt anthun.

Der zweite Kranke, den unser Arzt besuchte, zeigte sich nicht so ganz widerspenstig gegen seine Verordnungen. Er litt geduldig, daß man ihm einmal, ja sogar zweimal zur Ader ließ: aber er widersetzte sich ernstlich der strengen Diät, die ihm vorgeschrieben ward, und hielt sich nicht daran. Auch willigte er ein, verschiedene Getränke, die ihm verordnet wurden, zu sich zu nehmen; aber wenn die Rede davon kam, ihm Reinigungsmittel zu geben, so zeigte er einen unbezwinglichen Widerstand, und es blieb unmöglich, ihn zu irgend einer Arznei zu bereden.

Der dritte Kranke endlich, der den Arzt zu sich gerufen, erklärte ihm gleich, daß er sich seiner Sorgfalt gänzlich überlasse. Sie sind ein geschickter Mann, sagte er, Sie verstehen Ihre Kunst; verordnen Sie Alles, was Sie zu meiner Herstellung für nöthig halten. Brennen und schneiden Sie, ich unterwerfe mich Allem, ich will Alles über mich ergehen lassen, was Sie für gut finden.

Diese drei Kranken sind nur die Bilder dreier Gattungen von Sünden, welche sich an die Spender des Sakramentes der Buße wenden, um von ihren geistlichen Krankheiten geheilt zu werden.

Die Ersten verweigern platterdings sich den Regeln zu unterziehen, die man ihnen vorschreibt, sie wollen sich gewissen Uebungen nicht unterwerfen, noch gewisse Vorsichtsmaßregeln nehmen, welche durchaus nöthig sind, um Rückfälle zu verhüten. Alles das

scheint ihnen zu unbequem, zu demüthigend, und sie können sich nicht entschließen, sich solche Gewalt anzuthun.

Die Zweiten unterhandeln mit ihrem Beichtvater, sie wollen sich wohl Einiges, aber nicht Alles gefallen lassen. Sie willigen ein, einige Gebete zu beten, aber nicht, gewisse Gesellschaften zu meiden. Sie verpflichten sich gern, fromme Bücher zu lesen, aber lehnen es ab, die Nähe der Gelegenheit zu meiden. Sie dulden ohne Widersetzlichkeit, daß man sie prüfe; aber sie setzen diesen Prüfungen nach ihrem eigenen Gutdünken ein Ziel, und empören sich, wenn man sie über dieses Ziel fortsetzt.

Die Dritten endlich geben sich blindlings der Leitung des erwählten Führers hin; und so strenge Gesetze er ihnen auch vorschreibt, sie nehmen Alles an, unterwerfen sich Allem, und erfüllen Alles.

Alle diese Sünder behaupten einen ernsten Willen zu haben, sich von bösen Gewohnheiten zu bessern; aber es geht mit ihnen, wie mit den Kranken unsrer Parabeln. Alle drei sprechen laut aus, daß sie geheilt seyn wollen; dennoch aber ist es klar, daß nur der dritte Kranke in dieser Hinsicht einen wahrhaften Willen hat; die beiden andern aber ein schwankendes Wollen ohne That. Eben so verlangt nur die letzte Gattung dieser Büßenden ernstlich sich zu bessern, die andern aber haben nur ein unkräftiges, taúschendes Gelüsten darnach.

48.

Der Luft-Schiffer.

Zwei Menschen spazierten mit einander auf dem Lande und redeten von den Neuigkeiten des Tages. Während sie so mit einander schwatzten, flog ein Luftschiffer über ihren Köpfen empor. Der Eine von ihnen erhob, da er den Luftball gewahr wurde, ein lautes Geschrei. Schon lange hatte er von diesen kunstreichen Maschinen gehört, und wünschte sehr, eine zu sehen. Daher war er vor Freude außer sich über das ihm so neue Schauspiel, und er wollte, daß sein Freund an seiner Verwunderung auch Theil nehme. Dieser aber, der ein kurzes Gesicht hatte, wendete umsonst seine Augen überall in der Luft herum; er sah nichts. „Du taüschest dich," sagte er zu seinem Freunde, „es gibt keinen Luftschiffer an unserm Horizont." „Ich taüsche mich nicht," antwortete dieser, „ich sehe sowohl den Ballon als das „unten daran hängende Schiff gar wohl; ich unter„scheide sogar die zwei Personen, welche die Ma„schine leiten." — „Ich glaube kein Wort davon." — „Du setzest mich in Erstaunen, mein Freund! „Aus welchem Grunde glaubst du mir denn nicht?" — „Aus dem wichtigen Grunde, weil ich weder den „Ballon noch das Schiff, von denen du redest, sehe." — „Mit Erlaubniß! dieser Grund taugt nichts." — „Er taugt allerdings. Denn ich habe ja Augen. „Warum hat sie mir denn die Natur gegeben? Um „Alles, was sichtbar ist, zu sehen. Ein Luftschiffer

„ist doch ohne Zweifel ein ganz sichtbarer Gegenstand. „Ich würde ihn also sehen, wenn einer in der Luft „wäre. Indessen mag ich hinsehen, wo ich will, ich „sehe keinen; also ist auch wirklich keiner da.“ — „Du schließest nicht richtig, mein Lieber! Die Natur „hat dir Augen gegeben, um alle sichtbaren Gegen„stände zu sehen, sagst du? Ja, in so fern deine „Augen scharf genug sind, sie zu sehen. So wie „aber dein Gesicht sehr kurz ist, so gibt es viele Ge„genstände außer seinem Bereich, die folglich für dich „nicht sichtbar sind, obschon sie es für jene, die ein „schärferes Gesicht haben, sind. So siehst auch du „jenen Luftschiffer nicht, weil er höher ist, als deine „Augen reichen; du sollst es aber denjenigen glau„ben, die, weil sie schärfere Augen haben, dich ver„sichern, daß sie ihn sehen.“ Während dem die zwei so mit einander stritten, gingen einige Personen bei ihnen vorbei, und nachdem sie vernommen, über was sie miteinander uneins wären, versicherten sie ebenfalls, daß sie das Luftschiff ganz deutlich sähen. Aber alle diese Versicherungen vermochten nicht unsern Mann zu überzeugen; er hielt sich fest an dem, was ihm sein Verstand sagte. „Ihr betrügt euch Alle,“ sagte er, „oder ihr wollt mich betrügen. Wenn ein „Luftschiffer in der Luft wäre, so würde ich ihn se„hen, weil ich Augen habe. Ich sehe ihn aber nicht, „also gibt es keinen.“

Leser, du bemitleidest ein solches Vernünfteln! Und doch vernünfteln so die sogenannten Philosophen in Bezug auf die Geheimnisse unserer heiligen Reli-

gion. Ja, so vernünfteln jene sogenannten starken Geister, jene hellen Köpfe, jene vorzüglich Weisen. Denn fragt man sie, warum sie sich weigern, unsere Geheimnisse zu glauben, so werden sie dir antworten, wie unser Kurzsichtiger. „Weil wir sie nicht verste„hen.“ „Die Vernunft und der Verstand, womit „wir begabt sind,“ werden sie beisetzen, „sind uns „gegeben, uns zu erleuchten und zu leiten. An die„sem Lichte müssen wir Alles prüfen. Folglich haben „wir das Recht, Alles, was jenes Licht uns nicht „entdeckt, als Taüschung und Hirngespinst zu ver„werfen. Nun aber entdeckt uns das Licht unserer „Vernunft jene Geheimnisse nicht; also sind jene so„genannten Geheimnisse eben so viele Hirngespinste „und Taüschungen.“ Was soll man solchen Vernünftlern antworten? Was der wahrhaft vernünftige Mann in dem Gleichnisse seinem Freunde antwortet: „Deine Vernunft entdeckt dir nicht die Ge„heimnisse des Christenthums, weil sie über die Fas„sungskraft deiner Vernunft sind; und sie sind deß„halb nicht weniger wahr, und du mußt hierin Gott „glauben, der selbst der Gegenstand dieser Geheim„nisse ist, und sie dir offenbaret.“ Es verhält sich mit unserer Vernunft, die unser Geistes-Auge ist, wie mit unserm leiblichen Gesichte. Das leibliche Gesicht ist mehr oder weniger in den verschiedenen Individuen verbreitet; das geistige Gesicht oder die Vernunft ist es ebenfalls. Ein Mann versteht, was ein Kind nicht versteht. Ein Geometer sieht Wahrheiten klar ein, die dem sonst Geschicktesten, der sich aber

nicht auf Mathematik verstünde, wie etwas Unerhörtes oder gar Unsinniges vorkommen. Ein vorzügliches Genie hat höhere Einsichten, als ein schwacher Kopf. Aber bei allen Menschen ohne Ausnahme ist diese Vernunft nothwendig endlich und beschränkt. Wenn es also Gegenstände gibt, die sich außer diesen Schranken befinden, so ist augenscheinlich, daß sie nicht dahin reichen kann, so wenig als unsere Augen jene Gegenstände, die sich außer ihrem Gesichtskreise befinden, wahrnehmen können. Nun gibt es wirklich Gegenstände weit über den Schranken der menschlichen Vernunft, und das sind die Geheimnisse der Religion, Geheimnisse Gottes, die wesentlich an seiner Unendlichkeit Theil nehmen. Obschon aber diese Geheimnisse unsern schwachen Verstand weit übersteigen, so müssen wir sie nichts desto weniger auf das Wort desjenigen, der sie offenbart, nämlich auf das Wort Gottes, fest glauben, so wie der Mensch, der den Luftschiffer seines kurzen Gesichtes wegen nicht sieht, nichts desto weniger auf das Zeugniß derjenigen, die bessere Augen haben, als er, und die ihn sehen, seine Gegenwart glauben muß.

49.

Der Traum eines Einsiedlers.

Ein Einsiedler hatte sich einen Theil der Nacht hindurch mit Betrachtungen über das Privatgericht beschäftigt, dem die Seele eines jeden einzelnen Men-

schen nach ihrem Abscheiden aus dem irdischen Leben unterworfen ist. Er hatte tief über die Worte des heil. Paulus an die Galater nachgedacht, daß ein jeder von uns vor dem höchsten Richter erscheinend seine Last tragen wird: unus quisque onus suum portabit. Es hatte ihn auch lebhaft ergriffen, was in dem Buche der Sprichwörter geschrieben steht, nämlich, daß alle unsere Handlungen in der Wage des Herrn werden gewogen werden: pondus et statera judicia Domini. Ueber diesen Betrachtungen entschlafen, stellten sich die Gegenstände seines Nachdenkens bildlich seinem Geiste vor und veranlaßten einen sehr merkwürdigen Traum.

Er glaubte an den Ort versetzt zu seyn, wo jeder Mensch unmittelbar nach seinem Tode sein einzelnes Urtheil empfängt. Jesus Christus saß auf seinem Throne; zu seinen Füßen stand ein Engel mit einer Wage. Jeder Verstorbene erschien vor diesem furchtbaren Gerichte, beladen mit zwei Päcken, von welchem der eine seine guten Werke, der andere seine Sünden enthielt. Der Engel wog sogleich die beiden Bündel gegen einander ab, und nachdem das Gute oder das Böse überwiegend war, sprach Jesus die Begnadigung oder Verdammung aus. Alle, welche nach einander erschienen, brachten immer zwei sehr ungleiche Päcke mit sich: Jenes der Sünden war immer viel größer, als jenes der guten Werke, und die Wage des Engels senkte sich fortwährend nach derselben, nämlich der linken Seite. Der gute Einsiedler seufzte in großer Betrübniß, bis jetzt nur zür-

nende Urtheilssprüche aus dem Munde Jesu Christi gehört, und nur Unglückliche gesehen zu haben, welche gleich nach ihrer Verurtheilung von der Hölle verschlungen wurden.

Endlich bemerkte er ein Weib, deren Erscheinung ihm einigen Trost gewährte, denn von ihren beiden Bündeln war der mit der Ueberschrift: Gute Werke in großen Buchstaben bezeichnete viel größer, als der Andere. Da freute sich der Einsiedler endlich einmal Zeuge von dem Glücke eines seiner Mitmenschen zu seyn. Aber wie groß war seine Bestürzung, als er, da kaum die beiden Bündel auf die Wage gelegt waren, den großen durch das Gegengewicht des kleinern hoch in die Höhe geschnellt sah, und folglich von dem Richter alsbald die Verwerfung dieser Unseligen ausgesprochen wurde. Der Engel sein Erstaunen sehend, winkte ihm, sich zu nähern, und öffnete vor ihm den Bündel der guten Werke dieser Frau. Er enthielt eine Menge kleiner Päckchen, welche überschrieben waren: Gebete, Betrachtungen, Beichten, Kommunionen, Almosen, Besuche der Gefangenen, Besuche der Hospitäler, Geschenke an die Kirchen, gehörte Predigten, Prozessionen, Geistes-Sammlungen, Abtödtungen u. s. w. Sein Staunen mehrte sich noch, er konnte nicht fassen, wie so viele gute Werke ein so kleines Gewicht in der Wage haben könnten. Da befahl ihm der Engel diese kleinen Päckchen zu öffnen, und siehe da, sie waren alle ganz leer. Bei diesem Anblicke wußte er gar nicht mehr, was er den-

ken sollte, und er sah den Engel mit einem Blicke an, der von seiner Bestürzung zeugte.

Ich lese in deiner Seele, sagte der Engel, daß du nicht weißt, was du von dieser Erfahrung urtheilen sollst. So höre denn, alle die guten Werke, deren einzelne Ueberschriften du gelesen, waren nur Scheinwerke; denn die Grundlage aller war nichts als Stolz, menschliche Rücksicht, Interesse, Politik und andere ähnliche Beweggründe. Alles, was nicht aus Liebe zu Gott und aus der Begierde, ihm zu gefallen, gethan wird, ist nichtig vor seinen Augen. Erinnere dich jener Stelle aus dem Buche der Psalmen, wo es heißt, daß sich die Menschen, die sich reich glaubend, einschlummerten, erwachend mit den leeren Händen fanden. Du hast so eben die Erfüllung dieses Orakelspruches angesehen. Dieses Weib wähnte sich reich an guten Werken. Sie entschlief im Schlummer des Todes mit diesem schmeichelhaften Wahne, aber bei ihrem Erwachen fand sie sich ohne irgend ein verdienstliches Werk.

In diesem Augenblicke erwachte der Einsiedler. Er erinnerte sich lebhaft seines Traumes und erkannte in ihm eine Warnung, deren Gott ihn gewürdigt, in allen seinen Handlungen jede zeitliche Absicht zu meiden, die ihn um ihr Verdienst bringen würde.

50.

Die unsinnige Familie.

In einer gewissen Stadt lebte eine höchst seltsame Familie. Alle ihre Glieder hatten eine so verkehrte Gesinnung, daß sie nicht die geringste Handlung unternahmen, die nicht unvernünftig gewesen wäre, und nicht einen Anstrich von Verrücktheit gehabt hätte.

Der Vater kam sehr jung als ein Opfer der Thorheit um. Als er eines Tages auf das Land gegangen war, bemerkte er an dem steilsten äußersten Rande eines tiefen Abgrundes einen Baum voll von Früchten, die er vorzüglich liebte. Sogleich entschloß er sich, seine Eßlust zu befriedigen, so groß auch die Gefahr seyn möchte. Zuerst suchte er den Fuß des Baumes zu erreichen; er klettert, schwingt sich, kriecht, läßt sich rollen, und rutscht; endlich gelingt es ihm. Das aber reicht nicht hin; er muß auch den Baum, der auf eine schauderhafte Weise sich weit über den Abgrund hinüberlehnt, besteigen. Nichts kann ihn abhalten; er arbeitet lange mit Händen und Füßen, und sieh da, er sitzt auf der Höhe des Baumes über dem furchtbaren Abgrund ohne andere Stütze, als die eines gebrechlichen Zweiges, die jeden Augenblick unter ihm brechen kann. Einige Vorübergehende sahen die gefährliche Lage des Mannes mit Schrecken, und versuchten Alles, um ihn zu bewegen, dieselbe so schnell als möglich zu verlassen. Er spottete ihrer Angst und versicherte sie, er werde nach Belieben

eben so leicht von dem Baume herabsteigen, als er hinaufgekommen sey. Während er sich aber in voller Sicherheit an den Früchten, die sich im Ueberflusse unter seinen Händen befanden, zu sättigen glaubte, brach plötzlich der Zweig, der ihn trug, unter ihm, und er stürzte zu der äußersten Tiefe des Abgrundes hinab.

Die Ehefrau dieses Unsinnigen endete ihr Leben auf eine noch seltsamere und tragischere Weise. Diese Frau kannte ein unfehlbares Heilmittel für die tiefsten und gefährlichsten Wunden. Sie wußte, daß mehrere tödtlich verwundete Personen vollkommen durch den Gebrauch dieses Mittels waren hergestellt worden, dessen Erfolg, obschon es große Schmerzen verursachte, dennoch sicher war, wenn es recht angewendet wurde. Dieses wissend, faßt die unselige Frau den eben so abgeschmackten als gräßlichen Entschluß, sich zu erdolchen, in der Hoffnung, durch die sichere Kraft jenes Mittels, das schon so Vielen geholfen, wieder hergestellt zu werden. Sie versetzt sich wirklich eine tödtliche Wunde mit einem Dolche, und läßt einen Wundarzt rufen, auf daß er das Mittel bei ihr anwende, auf dessen Unfehlbarkeit sie als gewiß gerechnet hat. Aber es blieb ihr die Zeit nicht, seine gute Wirkung zu erfahren, denn noch ehe der Wundarzt ankam, starb sie in ihrem Blute schwimmend.

Die Kinder bewiesen sich nicht vernünftiger in ihrem Wandel, als es die Eltern gethan hatten. Ihr ganzes Leben war nur ein Gewebe von unsinnigen

Handlungen, deren Aufzählen beschwerlich werden könnte. Einige Züge mögen hinreichen, einen Begriff von der Verkehrtheit ihres Geistes zu geben.

Der älteste Sohn hatte von seinem Vater ein reizendes Landhaus ererbt. Alles trug dazu bei, es zu dem lieblichsten Aufenthaltsorte zu machen; reine Luft, Blumen und Obstgärten, abwechselnde Aussichten, Lustpfade von der Natur selbst vorgezeichnet, frische und klare Quellen, eine Menge von Singvögeln, welche die Büsche mit dem Jubel ihres Gesanges erfüllten, und eine sehr ausgesuchte gesellige Nachbarschaft in der Umgegend. Wer sollte es glauben? statt dieses Haus zu bewohnen, wo er mit seinem Vermögen das glücklichste Leben hätte führen können, steckt sich dieser junge Querkopf in eine elende, niedrige, enge, dunkle Hütte, wo er keine Gesellschaft hatte, als plagende Insekten und giftiges kriechendes Gewürm, wo er nichts hörte, als das Geheul und Gebrülle der reißenden Thiere.

Einer seiner Brüder machte sich einst durch einen noch auffallenderen Zug von Verkehrtheit merkwürdig. Auf die Nachricht, der König habe eine durch die Umstände unabwendbare Auflage ausgeschrieben, erklärte er öffentlich, daß er sich ihr nicht unterwerfen werde, und wohlwissend, dieser Fürst könne ihm in gerechtem Zorne alle seine Güter einziehen und ihn in einem Kerker vermodern lassen, ja selbst ihn zu einem schimpflichen Tode verurtheilen, hatte er doch die Verwegenheit, bei hellem Tage die öffentlich angeschlagenen Edikte abzureißen, und an ihrer Stelle

Zettel voll der frechsten Schmähungen gegen die Majestät des Königs anzuheften. Personen von Einfluß, welche mit diesem Unsinnigen Mitleid hatten, ersparten ihm die verdiente Strafe, indem sie schlagende Beweise für den üblen Zustand seines Verstandes bekannt machten; aber es erfolgte der Befehl, ihn einzusperren, bis er wieder zur Vernunft kommen werde.

Ein dritter Bruder, in die Fußstapfen der beiden andern tretend, entschloß sich als Edelknabe in die Dienste eines großen Herrn zu treten. Es waren deren zwei, welche unfern der Stadt, in der er wohnte, auf ihren Schlössern lebten.

Einer dieser Herren war großmüthig, freigebig, voll Menschenfreundlichkeit und Sanftmuth. Seine Diener hielt er wie Freunde. Er war ihnen für ihre Dienste dankbar, als seyen sie mehr als ihre Pflichterfüllung, ja er rechnete ihnen selbst jene Dienste an, die sie ihm nicht wirklich geleistet, sondern nur zu leisten gewünscht hatten. Alles, was ihn umgab, glücklich zu machen, war seine Freude. Auch hallte sein Haus ohne Unterlaß von den Lobsprüchen und Segnungen wieder, die jeder ihm wetteifernd darbrachte.

Der andere dieser Herren war im Gegentheil mehr der Tyrann als der Meister seiner Untergebenen. Er drückte sie mit eisernem Joche nieder. Der geringste Fehler ward mit übertriebener Strenge bestraft. Nie eine Belohnung, nie ein freundliches Wort, nie ein wohlwollender Blick von seiner Seite.

Man

Man kannte in seiner Nähe nur Thränen und Verwünschungen. Ein vernünftiger Mensch würde ohne Wahl in die Dienste des erstern getreten seyn. Dieser Unsinnige aber entschied sich für den zweiten.

Einem vierten eben so verkehrten Bruder war ein Landgut als Erbtheil zugefallen, das er selbst bebaute. Seit langer Zeit arbeitete er ohne Ermüden, dieses kleine Gut in den bestmöglichsten Stand zu setzen, und es war ihm gelungen. In einem Jahre nun, wo seine Felder ihm Getreide aller Art in größerm Ueberfluß gebracht, wo seine Baumstücke und Gärten ihm eine Ueberfülle von Früchten und Gemüsen ertragen hatten, wo seine Ernte überhaupt ganz vollkommen gewesen war, wollte er sich an einem schönen Tage, nachdem er alle seine Reichthümer aufbewahrt hatte, mit dem Abbrennen eines Feuerwerkes in seinem Hofe belustigen. Man mochte ihm die Gefahr dieses Unternehmens, da seine Scheuern und Speicher nur mit Stroh gedeckt waren, noch so sehr vorstellen; er hatte seinen Kopf aufgesetzt, sein Vorhaben auszuführen. Funken, wie man es vorausgesehen, flogen in die Strohdächer, und steckten sie in Brand. Die Scheune, die Kornböden, Alles brannte nieder, und er kam so in wenigen Minuten um die ganze Frucht seiner langen Arbeiten.

Eine Schwester, ganz ihrer Brüder würdig, besaß ein Feld, das sie gekauft hatte. Sie erfuhr später von zuverlässiger Seite her, daß sich ein Schatz in diesem Felde vergraben befand; man gab ihr auch

ungefähr die Gegend an, wo er begraben war: es handelte sich nur darum, mit Fleiß und Ausdauer nachforschen zu lassen. Dieser Schatz, der ihren Nachsuchungen nicht entgehen konnte, würde sie für den Rest ihrer Tage reich gemacht haben. Aber während sie aus Arbeits- und Kostenscheu zögerte, Hand an's Werk zu legen, kam ein Nachbar, der einige Notiz von dem Schatz erhalten, zu ihr, und bat sie, unter dem Vorwand, ihre Güter gegenseitig abzurunden, ihm das Feld zukaüflich abzulassen. Um sie zur Einwilligung zu stimmen, ließ er das Gold vor ihren Augen blinken. Der Glanz des köstlichen Metalls verblendete sie, und sie ging in den vorgeschlagenen Handel um eine Summe ein, die ihr sogleich erlegt ward; eine Summe, die ihr groß schien, die aber nichts war in Bezug auf den Schatz, den sie aufopferte. Doch wünschte sie sich Glück wegen des abgeschlossenen Handels, bis sie jenes Geld gebrauchen wollte und diejenigen, denen sie es darbot, sich es anzunehmen weigerten, und ihr bewiesen, daß es nur mit dünner Goldplatte belegtes Kupfer sey. Nun sah sie die ganze Thorheit ihrer Handlung ein, aber es war nicht mehr zu helfen; der Kaüfer war bereits mit dem Schatze verschwunden.

Sünder! du bemitleidest diese verkehrte Familie; ach bemitleide dich nur selbst! denn wenn du tödtlich sündigest, bist du, du ganz allein, alle diese verkehrten Leute zusammen genommen.

Du selbst bist in jenem Thoren abgebildet, der sich dem Sturze in den schauderhaftesten Abgrund

aussetzt, um eine Frucht zu genießen, die den Sinnen schmeichelt. Ist dein Verfahren nicht ganz dasselbe, wenn du dich um ein vorübergehendes Vergnügen, das du oft sehr theuer mit großer Mühe und Arbeit erringst, Gefahr laufst, in den Abgrund der Hölle zu stürzen? Woran hält es noch, daß dich nicht mitten in den Befriedigungen deiner Leidenschaften der Abgrund verschlingt? Dein Leben, das du noch genießest, ist es eine stärkere Stütze, als der Zweig, der jenen Unsinnigen eine Zeit lang über dem Abgrunde hielt? Kann dich der Tod nicht in jedem Augenblicke überraschen, wie in jedem Augenblick jener Zweig unter ihm brechen konnte, und auch in einem Augenblicke brach?

Du selbst wirst durch Jenen vorgestellt, der einen harten und unmenschlichen Herrn einem nachsichtigen und milden vorzieht. Thust du nicht ganz gleich ihm, wenn du lieber ein elender Sklave des Satans, als ein treuer Diener Gottes seyn willst, wenn du vorziehst, das schwere Joch des Satans auf den Nacken zu nehmen, als dich unter das leichte Joch Jesu Christi zu beugen?

Du selbst bist das Vorbild jenes Uebermüthigen, der sich in unkluger Tollheit gegen seinen König auflehnt, und am hellen Tage Schmähschriften gegen seine geheiligte Person anschlägt. Ist dein Verfahren nicht dasselbe, wenn du eine Todsünde begehst? Heißt dieß nicht sich offen gegen Gott empören, ihm offen den Gehorsam verweigern, seine Gebote mit Füßen

treten, ihn beschimpfen und schmähen, und seinen höchsten Unwillen hervorrufen?

Dich selbst stellt Jener vor, in dessen Vermögen es steht, eine reizende Wohnung zu beziehen, und der statt ihrer in einer elenden Hütte seinen Aufenthalt wählt. Thust du nicht gleich ihm: wenn du den schrecklichen Aufenthalt der Hölle statt der Süßigkeit des Paradieses erwählst, die Gesellschaft der Teufel und Verdammten statt jener der Engel und Heiligen; Seufzen und Heulen und Zähnklappen, die furchtbaren Finsternisse des satanischen Reiches statt der unerschöpflichen Freuden, statt des reinen Lichtes, der Jubelgesänge, und der Ergüsse der ewigen Wonne im himmlischen Jerusalem?

Du selbst stehst dich in jener Unsinnigen abgebildet, die um einige falsche Goldstücke lieber einen wirklichen Schatz aufgibt, als sich die Mühe zu geben, in dem Acker nach ihm zu suchen. Denn thust du nicht gleich ihr, wenn du so thöricht gegen die falschen Güter, die trügerischen Freuden dieser Welt das unerschöpfliche ewige Glück hingibst, auf welches du ein Recht hast, und dessen Genuß du dir um so kleine Mühe verschaffen kannst?

Du selbst bist gleich jener wüthenden Närrin, die in der Hoffnung einer schmerzlichen Heilung sich den Dolch in das Herz stößt. Denn handelst du nicht ganz wie sie, wenn du deine Seele tödtlich verwundest, in der Hoffnung, diese Wunde durch das bittere und schmerzliche Mittel der Buße zu heilen?

Und fürchtest du denn nicht, der Tod möge der Anwendung und Wirkung dieses Mittels zuvorkommen?

Du endlich bist allein mit jenem Unvernünftigen gemeint, der um ein leichtfertiges vorübergehendes Vergnügen seine Ernte und Scheunen in die Asche legt. Denn handelst du nicht ganz, wie er? Lange Jahre hindurch hast du mühsam durch dein Almosen, deine Abtödtungen, durch die Uebung aller christlichen Tugenden einen reichen Schatz von Verdiensten erworben, und setzest sie Alle gegen die Lust eines Augenblickes auf das Spiel?

So erkenne denn, daß alle Züge von höchster Verkehrtheit, welche die Parabel beschreibt, sich in einer einzigen Todsünde vereinigt finden; daß darum tödtlich zu sündigen der Gipfel des Wahnsinnes ist, und daß die Sünder die Unsinnigsten unter den Menschen sind.

51.

Die beiden Reisenden.

Zwei Freunde reisten zu Fuß miteinander auf dem Wege, der dicht am Flußbett der Loire hinlaüft. Der Eine hielt sich immer sorgfältig mitten auf dem Wege, der Andere hingegen that sich groß damit, am Rande des Flusses zu gehen. Der Erste, erschrocken über die Unvorsichtigkeit seines Gefährten, stellte ihm die Gefahr vor, der er sich aussetzte. „Besorge nichts,“ antwortete dieser; „so lange ich mich genau am Rande halten werde, wie ich bis dahin gethan,

habe ich nichts zu befürchten.“ „Das gebe ich zu,“ erwiderte der Andere, „aber bist du sicher, bis zuletzt so fortzufahren? Ein Fehltritt, ein Windstoß, ein plötzliches Einsinken des Bodens, eine Unachtsamkeit, eine Zerstreuung — mehr braucht es nicht, daß du in's Wasser fallest, mit Gefahr zu ertrinken. Ich hingegen, da ich mitten im Wege daher gehe, bin diesem Unglücke gar nicht ausgesetzt. Was mir auch begegnen mag, so falle ich doch nur auf die Erde, und ich brauche nur wieder aufzustehen und meine Schritte zu verdoppeln, um die verlorne Zeit wieder einzubringen.“

Diese Warnung machte aber auf den verwegenen Reisenden keinen Eindruck. Er spottete der Furcht seines Freundes, und fuhr fort, auf dem aüßersten Rande des Weges zu wandern, ganz versichert, wie er sagte, daß er von der Linie, welcher er folgte, nicht abweichen würde.

Während dem er so redete, ließen sich hinter ihm von der Seite des Flusses her einige Flintenschüsse hören. Er wendet sich schnell um; diese Bewegung macht ihn das Gleichgewicht verlieren; er fällt in's Wasser, und kommt unglücklich darin um's Leben, weil sich Niemand einfindet, ihm zu Hülfe zu kommen. Sein Freund, sehr bestürzt über einen so traurigen Tod, setzt seinen Weg eben so klug fort, als er ihn angetreten hatte, und langt endlich glücklich am Ziele seiner Reise an.

Dieser Reisende, der so unbesorgt am Rande des Flusses wandert, stellt uns jene Christen vor, die

vorsätzlich in der Gewohnheit einer läßlichen Sünde fortleben. Sie sind, so zu sagen, immer am Rande der Todsünde. Wenn man ihnen vorstellt, sie setzen sich verwegen der Gefahr aus, darein zu fallen, so antworten sie, weil sie sich immer innerhalb der Schranken der läßlichen Sünde hielten, so befürchteten sie nicht, tödtlich zu sündigen. Das ist gewiß; aber können sie sich ohne eine blinde Anmaßung versichern, daß sie diese Schranken nicht überschreiten werden? Ach, es braucht nur einen Blick, nur ein Wort, nur einen Wunsch, nur einen Gedanken, um darüber hinauszugehen. In gewissen Sachen ist dasjenige, was die läßliche Sünde von der Todsünde unterscheidet, etwas so Weniges, daß der Mensch, der sich aus Gewohnheit die läßliche Sünde erlaubt, ferner nicht mehr anders kann, als in die Todsünde fallen; und wenn der Tod ihn in diesem Zustande überrascht, ist er ohne Rettung verloren, so wie unser unglückliche Reisende im Wasser zu Grunde gegangen ist, worein ihn seine Unklugheit hat fallen lassen. Ist's also nicht weit sicherer, sich vor der Todsünde dadurch zu bewahren, daß man sogar auch die läßliche vermeidet? Diese Lehre gibt uns der kluge Reisende, der, um nicht in den Fluß zu fallen, nicht einmal dessen Rande sich nähert.

Der Christ, der sich am sorgfältigsten vor den Sünden aller Art hütet, kann nichts desto weniger Fehler begehen; aber das sind dann nur Fehler der Gebrechlichkeit, die keine schlimmen Folgen haben, die er bald wieder gut macht, und die nur dazu

dienen, seinen Eifer wieder zu ermuntern; gerade so, wie der Reisende, der mitten im Wege bleibt, hier wohl einen Fehltritt thun und fallen kann; aber wenn er auch mehreremale fällt, so setzt ihn das doch nicht der Gefahr aus, im Flusse, von dem er weit entfernt ist, zu ertrinken; und nachdem er wieder aufgestanden, laúft er nur desto vorsichtiger und eifriger weiter.

52.

Der zum Fürsten gewordene Bauer.

Ein Fürst traf eines Tages auf seinem Wege einen betrunkenen Bauer an, der im Winkel einer Straße in tiefen Schlaf versunken war. Er ließ ihn aufheben, und, noch ganz eingeschlafen, in eines der schönsten Zimmer seines Palastes hintragen. Man zog ihm seine armen Kleider aus, man legte ihm statt seines groben Hemdes ein sehr feines an, und brachte ihn in ein herrliches Bett. Man kann sich leicht vorstellen, wie er bei seinem Erwachen erstaunte. Er zweifelt, ob er wirklich erwacht sey, oder ob er noch schlafe; er reibt sich die Augen, er betastet sich, er fragt sich, und kaum kann er sich überzeugen, daß er es ist. Wie verdoppelt sich aber seine Verwunderung, als die vornehmsten Hof-Herren und der Fürst selbst, indem sie sich für seine Beamten ausgaben, ihn um seine Befehle zu bitten kamen, und ihn aufzuheben und anzukleiden sich anschickten. Er wußte Anfangs nicht, was er ihnen antworten,

und ob er sich ihre Bedienung gefallen lassen sollte; aber endlich, als er sah, daß sie ihn sehr ernsthaft mit der nämlichen Ehrfurcht, als ob er ihr Fürst wäre, behandelten, bildete er sich ein, er könnte es ja wohl wirklich seyn, und ohne der Sache zu sehr auf den Grund zu gehen, entschloß er sich, die Rolle eines Fürsten nach seinem besten Vermögen zu spielen. Man kleidete ihn prächtig; man verschaffte ihm alle Freuden, die nach seinem Geschmacke seyn konnten, man bezeigte bei jeder Gelegenheit die vollkommenste Unterwürfigkeit unter seinen Willen; mit Einem Worte, man ließ ihn alle Vorzüge und alle Freuden eines Herrschers genießen.

Er fand dieses Leben sehr angenehm, und hätte sich leicht daran gewöhnt; aber die Scene änderte sich bald. Als er nämlich nach einer reichlich genossenen Nachtmahlzeit, wobei sein Mundschenk ihm den Wein nicht gespart hatte, im ersten Schlafe war, befahl der Fürst, man soll ihm seine Bauern-Kleider wieder zurückstellen, und ihn an den Ort, wo man ihn gefunden hatte, wieder zurücktragen. Es war Tag, als er erwachte. Er öffnet seine Augen, blickt um sich, schaut sich selbst an. Welche Veränderung! Er versteht von Allem nichts. Er ruft sich Alles, was vorgegangen war, in's Gedächtniß zurück; er vergleicht den Zustand, worin er sich gesehen, mit dem, worin er sich gegenwärtig befindet. Seine Gedanken verwirrten sich. Es scheint ihm, er sey wirklich Fürst gewesen; und doch sieht er wohl, daß er nur ein gemeiner Bauer ist. Endlich, nachdem er

über alles dieß wohl nachgedacht hatte, schließt er, er müsse den Platz, wo er eingeschlafen war, gar nicht verlassen haben, und sein Fürstenthum nur ein schöner Traum gewesen seyn.

Mag wohl die längste und glänzendste Regiegierung den mächtigsten Monarchen der Welt einst nicht ebenfalls wie ein schöner Traum vorkommen, wenn sie nach ihrem Todesschlafe vor dem höchsten Richter erwachen werden?

Und wir Alle, die wir hier unten so eifrig Ruhm, Reichthümer, Freuden suchen, wenn es uns auch gelänge, uns alles dieses zu verschaffen, wenn unser ganzes Leben in Ehren und Freuden dahinfließen würde, was bliebe uns denn bei unserm Erwachen in der andern Welt? Ach, nichts, als eine leere Rückerinnerung, gleich der eines angenehmen Traumes, mit dem man sich im Schlafe beschäftigt hatte. Welche Thorheit also, sein Herz an so vergängliche Güter zu heften!

53.

Der Arme durch seine Schuld.

Ein Mann, der in die aüßerste Armuth gerathen war, ging von Thüre zu Thüre und streckte die Hand flehend um das Almosen seiner Mitbürger aus. Tausendmal ward er abgewiesen, ehe er eine kleine Münze empfing, und trotz alles Laufens, Abmüdens und Zudringens konnte er kaum so viel zusammenbringen, sich auf die kümmerlichste Weise das Leben

zu fristen. Von seinem Elend gerührt, rief ihn Jemand in sein Haus und sagte zu ihm: Ich kenne einen sehr reichen Mann von großer Freigebigkeit, dessen Großmuth seinem Vermögen gleich kommt; suche ihn auf, stelle ihm deine Armuth vor, erflehe sein Erbarmen, und sey versichert, er wird dich nicht allein mit Güte aufnehmen, sondern er wird dich auch durch seine Freigebigkeit in Stand setzen, den Rest deines Lebens bequem leben zu können. Was ich dir hier rathe, das haben sehr viele Arme, die ihre Zuflucht zu ihm nahmen, als wahr erprobt.

Wer wird zweifeln, daß unser Bettler sogleich um den Namen und Wohnort des wunderwürdigen Wohlthäters fragte, um sogleich hin zu eilen und seine Barmherzigkeit in Anspruch zu nehmen. — Aber er that von allem dem Nichts. Er wollte lieber fortfahren, Heller für Heller mit großer Mühe seinen täglichen Unterhalt zu erbetteln, als sich an den reichen großmüthigen Mann zu wenden, der auf einmal seinem Elend abgeholfen hätte.

Ihr seyd unwillig über diesen Elenden und sprecht zu euch selbst, er verdiene wohl, seine Armuth zu tragen. So seyd denn unwillig über euch selbst, denn euch selbst stellt er vor, und sein Verfahren ist ein treues Abbild des Eurigen. Sieht man euch nicht täglich das entehrende Bettlergeschäft treiben, indem ihr von den Kreaturen Güter, Freuden und Genüsse der Welt verlangt, die sie euch haüfig versagen oder theuer erkaufen lassen, und die niemals hinreichen werden, euch zu ersättigen? Da es doch nur an

euch liegt, zu dem unendlich reichen, unendlich milden Gott hinzutreten, der euch alle wahren Güter auf einmal geben, und alle eure Wünsche vollkommen und für immer befriedigen würde.

54.

Der Undankbare.

Ein Schiff vom Sturme geschleudert scheiterte im Angesichte des Hafens, als es im Begriffe stand, zu landen. Ein reicher Bewohner der Stadt, lebhaft gerührt durch eine Menge Unglücklicher, die in den Wellen einem unabwendbaren Tode entgegen rangen, sprang in ein Boot, und eilte ihnen mit eigener Lebensgefahr zu Hülfe. Sein Eifer vermehret die Kraft, mit welcher er gegen die empörten Wogen kämpft, die ihn in jedem Augenblicke zu verschlingen drohen. Endlich nach unglaublicher Anstrengung gelangt er zur Stelle, wo das Schiff gescheitert ist. Er nahet einem der Unglücklichen, welche von Wind und Wellen hin und her geworfen wurden, und trotz der Gewalt des Ungestüms gelingt es ihm, ihn zu ergreifen und ihn in sein Boot aufzunehmen! Gern hätte er mehreren denselben Dienst geleistet; aber das Meer war so wüthend, daß es seine edle Absicht verhinderte, und er mußte zu seiner großen Betrübniß die ganze übrige Bemannung des Schiffes von den Wellen verschlingen sehen. So kehrt er mit dieser einzigen Beute, die er dem Tode entreißen konnte, zum Ufer zurück, und wird im Hafen von den Glück-

wünschen einer unzählbaren Menge empfangen, die mit großer Angst um sein Leben, seinen Muth und seine Großmuth bewundert hatte. Er leistet dem Unglücklichen, den er gerettet, alle Hülfe, die er bedarf, er überhaüft ihn mit Beweisen von Liebe; und ersetzt ihm durch Wohlthaten seinen Verlust mit Wucher.

Welche Gefühle bezeigt dieser Mensch seinem Retter? Du zweifelst nicht, daß er ohne Unterlaß den Heldenmuth seiner That mit Begeisterung lobt und preist; daß er keine Worte finden kann, die kräftig genug seyen, die Dankbarkeit auszudrücken, welche sein Herz erfüllt. Du irrest dich! Statt dem großmüthigen Manne das zu danken, was er für ihn gethan, findet er es unrecht, daß er nicht ebensoviel für die Andern that, und er fragt ihn mit vorwerfendem Tone, warum er nicht alle seine Gefährten gleich ihm gerettet hat. Undankbarer! sagt da einer zu ihm, der seine Rede hörte, der Untergang der Andern, mindert er die Verpflichtung, die du zu dem Gründer deines Heiles hast? Beklage das traurige Loos deiner Gefährten; aber ihr Unglück muß ein Beweggrund mehr werden, dein Glück um so lebhafter zu fühlen, und dich um so dankbarer gegen denjenigen machen, dem du es verdankest!

Freidenker unsers Jahrhunderts, erkennet euer Bild in dieser Parabel! Täglich hört man euch mit einem kritisirenden Tone fragen, warum Gott so viele Völker in den Finsternissen des Unglaubens, und in der Unkenntniß des Christenthums lasse; warum er zulasse, daß so viele Völker in blindem

Irrglauben wandeln: warum endlich so viele ohne die heilige Taufe sterben? Ihr scheinet die Vorsehung zur Rechenschaft ziehen und ihr den Prozeß machen zu wollen. Undankbare! Kommt es euch zu, euern Herrn zu richten, und ihn um die Gründe seiner Handlungen zur Rede zu stellen? Seyd ihr ihm nicht vielmehr die lebhafteste Dankbarkeit schuldig, daß er euch vor so vielen Andern den Vorzug gegeben, um euch im Schooße seiner heiligen Kirche zu erziehen und in dem heilbringenden Bade der Taufe wieder zu gebären? Je mehrere eures Gleichen seiner Gunst entbehren, je theurer muß diese Gunst euch seyn, und müßt ihr deßwegen nicht auch um so verpflichteter gegen den seyn, der sich herabgelassen, euch vor so vielen zu begünstigen?

55.

Der Erbe.

Ein junger Bauer, dem es nicht an Verstand und Ehrgeiz fehlte, verließ sein Dorf, und suchte sein Glück in der Hauptstadt. Er fand günstige Gelegenheiten; er wußte sie zu benutzen, und durch Fleiß und Emsigkeit erschwang er sich nach und nach zu Anstellungen, die ihm große Reichthümer verschafften. Er genoß ruhig den Ueberfluß, der die Frucht seiner Arbeiten war, als der Tod den Lauf seines Glückes unterbrach. Bevor er starb, machte er sein Testament, und da er nicht verheirathet war, so setzte er zum Erben aller seiner Güter seinen

Vetter ein, einen Bauer, wie er, der sein nächster Verwandter war, und in dem Dorfe, wo er selbst geboren worden war, sehr ärmlich lebte. Zum Vollzieher seines Testamentes ernannte er einen Mann, dessen völlige Rechtschaffenheit er kannte. Dieser verfügt sich in das Dorf, wo der genannte Erbe wohnte, und erkundigt sich um seinen Aufenthalt. Man antwortete ihm, daß er sich in dem Gefängnisse der benachbarten Stadt befinde, weil er die Abgabe nicht habe bezahlen können. Er geht unverzüglich dahin. Er findet ihn im elendesten Zustande. Ohne ihm die Ursache seines Besuches zu erklären, kündigt er ihm bloß an, daß er komme, ihn in Freiheit zu setzen. Wirklich bezahlte er auf der Stelle seine Schuld, und führte ihn aus dem Gefängnisse. Der gute Bauer wußte nicht, wie er ihm seine Dankbarkeit ausdrücken sollte. „Ich will," versetzte Jener, „noch etwas mehr für dich thun; dazu mußt du aber mit mir kommen." Somit ließ er ihn in eine Kutsche steigen, und führte ihn nach Paris. Bei ihrer Ankunft läßt er ihn anfangs herrlich kleiden; hernach führt er ihn in ein prächtiges Haus; er durchlaüft mit ihm die verschiedenen Zimmer; er läßt ihn den Reichthum und die Schönheit des Hausgeräthes und Zierrathen aller Art bewundern; er öffnet ihm Kisten voll Gold und Silber; er zeigt ihm eine Brieftasche voll Kauf- und Wechselbriefe; endlich gibt er ihm den Schlüssel des Hauses in die Hand, und sagt ihm: „Alles dieses ist dein!"

Schildere man sich, wenn man kann, das Erstaunen dieses Menschen, und den Eindruck, den der Abstand seines gegenwärtigen Zustandes von dem, worin er sich erst befand, auf ihn macht. Ein Palast statt eines Kerkers; unermeßliche Reichthümer statt der schrecklichsten Armuth. Welch wunderbarer Wechsel! Und welcher Freude, welchem Entzücken mußte dieser Mensch sich nicht überlassen!

Ein schwaches Bild von dem, was wir erfahren werden, wenn wir nach dem Verlassen dieser Welt in den Himmel eingehen werden, falls wir das Glück haben sollten, dahin zu gelangen. Was ist denn wirklich alles das Schönste, das Glänzendste, das Blendendste auf Erden, verglichen mit jenem Aufenthalt, verschönert durch die Gegenwart des höchsten Wesens, der sich daselbst in vollem Glanze Seiner Majestät zeigt, und der alle Seine Herrlichkeit sehen läßt, um Seine treuen Diener auf eine Seiner würdige Weise zu belohnen! Ja, es ist unendlich weniger Unterschied zwischen dem schrecklichsten Kerker und einem Palaste, der mit Allem, was Natur und Kunst Wunderbares und Vollkommenes hervorbringen können, angefüllt ist, als zwischen dem nämlichen Palaste und dem seligen Aufenthalte, den Gott für Seine Auserwählten bereitet hat. Wie wird uns dann seyn, wann wir, eingeführt in jenen göttlichen Ort, uns von so vielen Schönheiten, Reichthümern, unaussprechlichen Wundern werden umgeben sehen, und der Herr voll Güte uns sagen wird: „Alles dieses ist Euer! Genießt es mit mir die ganze Ewigkeit durch!“

56.

Die dumme Antwort.

Eine Stadt war voll von Raübern und man hörte täglich nur von ausgeraubten Haüsern und ermordeten Personen sprechen. Jedermann zitterte für sich, und glaubte nicht genug Vorsichtsmaßregeln nehmen zu können, um sich in Sicherheit zu setzen. Nichts desto weniger war ein Einwohner, der, ohne über diese furchtbaren Neuigkeiten zu erschrecken, seine Hausthüre Tag und Nacht offen zu lassen wagte. Einer seiner Nachbarn, der es gewahr wurde, machte ihn eilends darauf aufmerksam, weil er glaubte, es sey aus Vergessenheit geschehen; aber dieser brachte ihn aus seiner Taüschung, und sagte, er wisse wohl, daß seine Thüre nicht geschlossen sey. „Aber woran denken Sie denn?" antwortete der dienstfertige Nachbar. „Wissen Sie nicht, daß die Stadt voll Raüber ist, die alle Nächte stehlen und morden?" — „Ich weiß es." — „Wie wagen Sie es denn, sich diesen Verbrechern, so zu sagen, preiszugeben?" — „Ich hoffe, daß sie nicht zu mir kommen werden." — „Sie hoffen? Und worauf gründen Sie Ihre Hoffnung?" — „Ist es wahrscheinlich, daß in einer Stadt, worin zehntausend Haüser sind, sie sich vorzugsweise an das Meinige wenden werden?" — „Ein jeder von den Einwohnern, die erwürgt und bestohlen worden sind, hatte das Recht, eben so zu denken; indessen haben sich die Diebe gerade und

vorzüglich vor allen andern an ihre Haüser gewandt. Diese und diese, welche sich in Ihrer Nachbarschaft aufhielten, sind durch die Hände dieser Elenden umgekommen: kann Ihnen nicht das Nämliche begegnen?" — „Allerdings; allein ich zähle darauf, daß sie nicht zu mir kommen werden."

Eine solche Antwort bringt uns mit Recht wider denjenigen auf, der blödsinnig genug ist, sie uns zu geben. Indessen können alle diejenigen, die im Zustande einer Todsünde ruhig fortleben, keine andere geben, um ihr Verhalten zu rechtfertigen.

Ich frage einen dieser Sünder, und sage ihm: „Du weißt, wer immer in einer Todsünde stirbt, wird verdammt." — „Ich weiß es." — „Wenn dich der Tod in dem Zustande, worin du dich befindest, überraschte, so würdest du also auf ewig verloren gehen." — „Ich gestehe es." — „Wie wagst du es denn, nur einen einzigen Tag in diesem Zustande zu verbleiben?" — „Ich hoffe, daß der Tod mich nicht überraschen, und ich noch Zeit haben werde, aus diesem Zustande herauszukommen." — „Worauf kannst du aber diese Hoffnung gründen?" — „Ich bin jung." — „Alle Tage sterben Leute von deinem Alter." — „Ohne Zweifel; aber ich befinde mich wohl." — „Tausend Menschen sterben. die sich wenige Stunden vorher noch wohl befanden." — „Das ist wahr; aber das wäre wohl ein Unglück, wenn der Tod mich unter allen meinen Mitbürgern besonders aufsuchte, um mich so unversehens wegzunehmen." — „Dieß Unglück begegnet alle Tage

Personen, die eben so viel Recht hatten, als du, es nicht zu erwarten. Mehrere deiner Freunde, deiner Verwandten, deiner Nachbarn haben es erfahren." — „Du hast Recht; doch rechne ich darauf, daß der Tod mich nicht in dem Zustande, worin ich bin, überraschen werde, und daß ich noch Zeit haben werde, davon los zu werden."

Ist das nicht genau die Antwort des Mannes in unserm Gleichnisse? Ist's nicht der nämliche Wahnsinn bei diesem und jenem?

57.

Die Bekehrung wider Willen.

In einem Dorfe der Bretagne lebte ein Wüstling, welcher das Aergerniß der ganzen Pfarrei war. Mit großer Sittenverderbniß verband er eine vollkommene Gottlosigkeit. Weit entfernt von jeder Religionsübung, schwätzte er überall auf eine unverschämte Weise gegen sie und ihre Diener. Der Pfarrer, dem er einen steten Kummer verursachte, beklagte sich oft über ihn bei dem Herrn der Pfarrei, welcher Präsident des Parlaments von Bretagne war und den wohlverdienten Ruf einer hohen Tugend besaß. Als dieser Herr auf seinen Edelhof kam, der in der Nähe jenes Dorfes lag, ließ er den bösen Menschen vor sich rufen, und bedrohte ihn in die Hände der Gerechtigkeit zu liefern, wenn er seine Aufführung nicht ändere. Diese Drohung machte ihn etwas zurückhaltender, und er betrug sich ehrbarer, so lange

der Präsident in der Nähe war; sobald er ihn aber wieder nach der Hauptstadt der Provinz abgereist wußte, fiel er wieder in seine vorige Lebensweise. Der Edelmann, von seinem Treiben unterrichtet, merkte wohl, daß seine Verweise und Drohungen nie vermögen würden, diesen Elenden zu Paaren zu treiben; doch wollte er ihn auch nicht mit aller jener Strenge behandeln, die er verdiente. Er faßte daher einen Entschluß ganz seiner großen Frömmigkeit würdig, er beschloß ihn zu bekehren. Das Unternehmen war nichts weniger als leicht, dennoch gelang es ihm. Wir wollen sehen, wie er dabei verfuhr.

Einige Stunden von dem Orte liegt eine Stadt, berühmt durch die geistlichen Versammlungen, welche damals die Priester der Gesellschaft Jesu dort in einem Hause hielten, das diesem frommen Werke geweiht war. Alle Jahre versammelten sich dort eine Menge Menschen jeden Standes zu bestimmten Zeiten, und brachten dort eine Reihe von Tagen in Betrachtungen geistlicher Wahrheiten, die zur Erneuerung ihres religiösen Zustandes führten, und in Religionsübungen zu, welches Alles durch das Beispiel vieler sehr wohl gesinnter Menschen und unter der Leitung und Belehrung geistvoller und gottseliger Seelsorger die wunderbarsten Erfolge hatte. Dem höchst verderbten Sünder, von dem hier die Rede ist, den Vorschlag einer achttägigen Zurückziehung in dieses Haus zu thun, würde ein ganz vergebliches Unternehmen gewesen seyn, welches ihm nur Stoff

zu neuen Gotteslästerungen gegeben hätte. Auch ließ sich der Herr der Pfarrei dieß nicht einfallen. Aber einst ließ er an einem frühen Morgen diesen Menschen durch die Gendarmerie aufgreifen, die ihn geradeswegs in jenes Haus hinbrächte. Sie übergaben ihn den Händen des geistlichen Vorstehers, und eröffneten ihm in dessen Gegenwart den Befehl, allen geistlichen Uebungen beizuwohnen, mit der Bedrohung, wenn er die geringste Störung verursachte, so würden sie ihn in das Gefängniß bringen, wo die Gerechtigkeit seine Lebensweise untersuchen und ihn nach Verdienst bestrafen würde. Er klagte über die Gewalt, die man ihm anthat, er brach in Flüche und Verwünschungen aus, aber die Furcht zwang ihn endlich, sich zu unterwerfen. Uebrigens versprach er sich fest, alle die Prediger, denen er gezwungen beiwohnen würde, nicht anzuhören. Wirklich bemühte er sich während der ersten Rede, die von dem Ende des Menschen handelte, sich zu zerstreuen und seinen Geist auf ganz andere Gegenstände zu richten; aber trotz der Gewalt, die er sich anthat, konnte er nicht verhindern, gewisse Züge zu hören, die seine Aufmerksamkeit gefangen nahmen, ohne daß er es bemerkte. Er setzte seine Zerstreuung während der zweiten Rede fort, und zwang sich zu andern weniger ernsten Gedanken, aber der Gegenstand dieser Rede, die Todsünde, rief seine Aufmerksamkeit immer wieder zurück und machte einen Eindruck auf ihn, dem er nicht zu widerstehen vermochte. Der Tod, welcher der Gegenstand der dritten Abhandlung war,

machte einen noch tiefern Eindruck auf ihn, und vergönnte ihm nicht mehr, sich der vorgenommenen Zerstreuung zu überlassen. Er ging aus dieser Predigt ganz nachdenklich heraus und brachte die Nacht in großer Gemüthsbewegung zu. Am folgenden Morgen begab er sich freiwillig zu den Vorträgen, welche heute von dem Privatgerichte über jeden einzelnen Menschen nach dem Tode, dann von dem allgemeinen Gericht und der Hölle handelten. Kein Wort entging ihm, und diese furchtbaren Wahrheiten zerschmetterten ihn und vollendeten seine Niederlage. Er fühlte sich so erschreckt und gerührt, daß er den festen Vorsatz faßte, sich zu bekehren. Er begab sich zu dem Vorsteher und eröffnete ihm die große Veränderung, welche die Gnade in ihm hervorgebracht habe. Er legte eine Beichte mit allen Zeichen einer wahrhaften Reue ab. Sein Betragen während der Zeit, die er noch hier zuzubringen hatte, war für Jedermann sehr erbaulich, und er verließ das Haus fest entschlossen, durch ein wahrhaft christliches Leben alle Aergernisse auszusöhnen, die er bisher gegeben hatte. Er war diesem Vorsatze getreu und man sagte allgemein im Dorfe: das Haus der Zurückziehung hat ein Wunder gewirkt, es hat einen Wolf in ein Lamm verwandelt.

Ueber dieses durchaus wahrhafte Ereigniß nachdenkend, wollen wir zuerst die Kraft der großen Religionswahrheiten, und den tiefen Eindruck bewundern, den sie bei ernster und fortgesetzter Betrachtung zurücklassen. Wenn ein Taugenichts, der sie anfangs

wider seinen Willen unter absichtlicher Zerstreuung anhörte, dennoch eine so große Wirkung von ihnen empfunden hat, um wie viel mehr müssen sie auf ein Herz wirken, das sich gern von ihnen rühren läßt, und ein redliches Verlangen hegt, Nutzen aus ihnen zu ziehen! Die innige Verbindung dieser Wahrheiten unter sich, die Ordnung, die Verkettung, und die Steigerung, welche man bei ihrem Vortrage beobachtet, machen, daß eine Wahrheit die andere stützt und ihre Wirkung verstärkt, so daß es sehr schwer ist, ihrer vereinten Kraft zu widerstehen. Dieses ist der große Vorzug, welchen die auf einander folgenden Betrachtungen in solchen Versammlungsorten vor den einzelnen getrennten Betrachtungen haben, die man im Verlaufe der Zeit dann und wann anstellt. Wie groß war also der Nutzen dieser Haüser, welche die Frömmigkeit unserer Vorfahren aufrichtete, in welchen man eine Zeit lang in freiwilliger Einsamkeit so heiligen und heilsamen Uebungen obliegen konnte. Wie vielen Sündern würde man einen unschätzbaren Dienst leisten, wenn man sie wie den Taugenichts unserer Erzählung mit Gewalt zu einem achttägigen Aufenthalt in einem solchen Hause zwänge. Man dürfte die Bekehrung Vieler als Folge dieser Maßregel erwarten.

Weiter wollen wir hier die verborgenen Hülfsmittel der göttlichen Vorsehung bewundern. Wem wäre es je eingefallen, einen schändlichen Taugenichts, der die Strenge der Gerechtigkeit verdient hätte, dadurch zu bändigen, daß man ihn zur An-

hörung einer langen Folge von Predigten zwänge, wenn nicht die Vorsehung selbst diesen Plan zur Bekehrung des armen Menschen eingeflößt und geleitet hätte?

58.

Das Schifferboot.

Ein frommer Priester, der von Orleans nach Nantes zu Wasser reisen wollte, miethete ein bedecktes Boot für sich allein, um während der Reise ungestört beten und lesen zu können. Doch unterbrach er dann und wann diese Beschäftigungen, um sich mit seinem Schiffer zu unterhalten, und er suchte ihm diese Gespräche nützlich zu machen.

Als dieser eines Morgens lange damit zubrachte, das Wasser aus dem Boot zu schöpfen, das Nachts hineingedrungen war, sagte er zu ihm: Was ihr hier für euer Schiff thut, das müßte auch Jedermann für sein Herz thun. Wie das Wasser durch die unmerklichen Ritzen immer in das Schiff dringt, und sich so sammelt, daß es ohne die Vorsorge des öftern Ausschöpfens endlich das ganze Schiff zum Versinken anfüllen würde, so auch schleicht die Sünde fortwährend durch unsere Sinnwerkzeuge in unser Herz ein, und wären wir nicht aufmerksam, sie von Zeit zu Zeit durch die Beichte wieder herauszutreiben, so würde sie sich darin befestigen, und endlich so darin verwiegen, daß unser Untergang unabwendbar wäre. Je dichter die Bretter eines Bootes zu-

sammengefügt sind, je weniger Wasser dringt ein; eben so, je wachsamer wir auf unsere Sinne sind, je sorgfältiger wir sie gegen verführerische Eindrücke verschließen, die uns umgeben, je weniger Sünde dringt in unser Herz. Wie aber, wenn plötzlich eine Oeffnung in das Schiff kommt, das Wasser augenblicklich in Menge mit großer Heftigkeit eindringt, und diese Oeffnung schnell verstopft wird, um den Untergang zu verhindern; eben so, wenn eine Leidenschaft sich Eingang in unser Herz verschafft hat, füllt es sich alsbald mit einer Menge von Sünden, welche diese Leidenschaft fortwährend erzeugt, und welche nothwendig unsern Untergang herbeiführen würden, wenn wir nicht durch Besiegung der Leidenschaft ihnen das fernere Eindringen zu verschließen suchten.

Dem Schiffmann behagte dieses Gleichniß; er versprach, es nie zu vergessen, und er wolle versuchen, es seinen Kameraden zu wiederholen, damit sie auch den Nutzen daraus ziehen könnten, den er selbst gewiß darin finden werde.

Eines andern Tages sagte der fromme Priester zu ihm: wenn ich in der Kammer des Bootes betend oder lesend sitze, bemerke ich gar nicht, wie ich ohne Aufhören dem Ziele meiner Reise näher komme; vielmehr scheint es mir, als käme ich gar nicht von der Stelle: trete ich aber aus der Kammer in's offne Boot, und sehe ich, wie Alles umher beständig wechselt, wie die Landhaüser, die Felsen, die Wälder, Wiesen und Hügel, die ich vor wenigen Augenblicken

hörung einer langen Folge von Predigten zwänge, wenn nicht die Vorsehung selbst diesen Plan zur Bekehrung des armen Menschen eingeflößt und geleitet hätte?

58.

Das Schifferboot.

Ein frommer Priester, der von Orleans nach Nantes zu Wasser reisen wollte, miethete ein bedecktes Boot für sich allein, um während der Reise ungestört beten und lesen zu können. Doch unterbrach er dann und wann diese Beschäftigungen, um sich mit seinem Schiffer zu unterhalten, und er suchte ihm diese Gespräche nützlich zu machen.

Als dieser eines Morgens lange damit zubrachte, das Wasser aus dem Boot zu schöpfen, das Nachts hineingedrungen war, sagte er zu ihm: Was ihr hier für euer Schiff thut, das müßte auch Jedermann für sein Herz thun. Wie das Wasser durch die unmerklichen Ritzen immer in das Schiff dringt, und sich so sammelt, daß es ohne die Vorsorge des öftern Ausschöpfens endlich das ganze Schiff zum Versinken anfüllen würde, so auch schleicht die Sünde fortwährend durch unsere Sinnwerkzeuge in unser Herz ein, und wären wir nicht aufmerksam, sie von Zeit zu Zeit durch die Beichte wieder herauszutreiben, so würde sie sich darin befestigen, und endlich so darin verwiegen, daß unser Untergang unabwendbar wäre. Je dichter die Bretter eines Bootes zu-

sammengefügt sind, je weniger Wasser dringt ein; eben so, je wachsamer wir auf unsere Sinne sind, je sorgfältiger wir sie gegen verführerische Eindrücke verschließen, die uns umgeben, je weniger Sünde dringt in unser Herz. Wie aber, wenn plötzlich eine Oeffnung in das Schiff kommt, das Wasser augenblicklich in Menge mit großer Heftigkeit eindringt, und diese Oeffnung schnell verstopft wird, um den Untergang zu verhindern; eben so, wenn eine Leidenschaft sich Eingang in unser Herz verschafft hat, füllt es sich alsbald mit einer Menge von Sünden, welche diese Leidenschaft fortwährend erzeugt, und welche nothwendig unsern Untergang herbeiführen würden, wenn wir nicht durch Besiegung der Leidenschaft ihnen das fernere Eindringen zu verschließen suchten.

Dem Schiffmann behagte dieses Gleichniß; er versprach, es nie zu vergessen, und er wolle versuchen, es seinen Kameraden zu wiederholen, damit sie auch den Nutzen daraus ziehen könnten, den er selbst gewiß darin finden werde.

Eines andern Tages sagte der fromme Priester zu ihm: wenn ich in der Kammer des Bootes betend oder lesend sitze, bemerke ich gar nicht, wie ich ohne Aufhören dem Ziele meiner Reise näher komme; vielmehr scheint es mir, als käme ich gar nicht von der Stelle: trete ich aber aus der Kammer in's offne Boot, und sehe ich, wie Alles umher beständig wechselt, wie die Landhaüser, die Felsen, die Wälder, Wiesen und Hügel, die ich vor wenigen Augenblicken

sah, sich entfernend verschwunden sind, und daß andere Gegenstände mich umgeben, dann fühle ich wohl, daß ich beständig mich fortbewege, daß ich mich immer mehr meinem Ziele nahe. So auch, mein Freund, nähern wir uns, ohne es zu bemerken, immer mehr unserm Tode. Ein jeder unsrer Schritte bringt uns ihm näher, aber wir fühlen es kaum, und glauben, heute auf demselben Punkte wie gestern zu stehen. Was uns aber überzeugen muß, daß wir wirklich, in einer unausgesetzten Bewegung, dem Grabe zu, uns befinden, ist die Veränderung in Allem um uns her. Unsre Eltern, unsre Freunde, unsre Nachbarn und Bekannte verschwinden nach und nach unsern Augen, neue Personen treten an ihre Stelle, und bilden uns eine neue Umgebung.

Auf diese Weise unterhielt sich der fromme Priester mit seinem Schiffmann, und wählte immer die Gleichnisse aus seinem Geschäfte, um ihm die darunter verhüllten Wahrheiten vertrauter zu machen.

So sagte er ein andersmal zu dem Schiffer: Warum sucht ihr, in Nantes angekommen, nicht einige Reisende zu finden, um sie wieder mit zurück nach Orleans, oder einer andern Stadt des Oberlandes zu nehmen? Ei, mein Herr, sagte der Schiffer, das ist nicht möglich. Der Mann Gottes fragte ihn um die Ursache, und der Schiffmann versetzte: Abwärts schiffend folgen wir dem Fall des Flusses, der uns ohne unser Zuthun mit sich führt; wenn man sich nur dem Strom überläßt, ist man schon sicher, weiter zu kommen, und bedient man sich des Ruders,

so geschieht es nur, um noch schneller hinab zu kommen; um aber aufwärts zu kommen, müßte man gegen den Strom des Wassers gehen, und darum fortwährend rudern ohne Aufhören, um den Widerstand der Fluth zu überwinden; und dennoch würde man kaum vorwärts kommen. Ich sage ohne Aufhören; denn legte man nur einen Augenblick das Ruder nieder, so würde der Strom das Boot alsbald fortreißen, und man würde hinab- statt hinauffahren. Eure Ursache läßt sich hören, sagte der Geistliche; aber es drängt sich mir eine Betrachtung dabei auf, die ich euch mittheilen will, nämlich, wenn wir zur Hölle reisen wollen, so brauchen wir uns nur dem Strome unserer gefallenen Natur zu überlassen, der uns mit sich fortreißt, wie der Strom des Wassers euer Boot. Ihr wißt und erfahret so gut, wie ich, daß wir von Natur zum Bösen geneigt sind; wir streben nämlich auf alle Weise, uns das zu verschaffen, was unserm Stolz, unsrer Ehrsucht, unserm Geize, unsrer Sinnlichkeit schmeichelt. Dieses ist eine Wirkung der Erbsünde, die alle unsre Neigungen und Bestrebungen verderbt hat. Wenn es aber darauf ankommt, zum Himmel zu gelangen, dann müssen wir gegen den Hang der Natur ringen, und den Strom der Begierde überwinden, die uns zum Bösen hinreißt; wir müssen nämlich unsre bösen Neigungen bekämpfen, unsre unordentlichen Begierden unterdrücken, unsre ungehorsamen Leidenschaften bändigen. Und welche Anstrengungen kostet dieses nicht! Fortgesetzte Anstrengungen ohne Unterbrechung, wie

jene eines Schiffers, der Strom aufwärts fährt. Denn sobald wir die Unbesonnenheit haben, einen Augenblick nur unsre Arbeit ruhen zu lassen, so gewinnt auch die Begierde die Oberhand, und führt uns der Hölle näher, so daß nicht vorwärts zu kommen eben so viel ist, als zurückzugehen. Ihr seht, mein Freund, fuhr der Priester fort, euer Stand und euer Schiff selbst bieten euch, wenn ihr wollt, einen reichlichen Stoff zu erbaulicher und nützlicher Betrachtung dar. — Dazu müßte ich, versetzte der Schiffer, eure Wissenschaft besitzen; denn so lange ich mein Gewerb treibe, Schiffe und Schiffwerk sehe, habe ich noch niemals an alle die schönen Sachen gedacht, die ihr mir bisher gesagt habt.

Nun deutete der Priester auf einige entfernte Schiffe, und sprach: mir scheint, daß diese Schiffe aufwärts fahren. Ja, das thun sie, versetzte der Schiffmann. — Warum denn, sagte der Priester, fahrt ihr nicht auch aufwärts mit dem Boote, wenn ihr von Nantes zurückkehrt? — Ihr seht ja wohl, erwiderte der Schiffer, diese großen Schiffe haben Segel, die ein günstiger Wind nach Wunsch erfüllet. Mit solchem Beistand können die Ruderer leicht den Strom des Wassers überwinden. — Lernet hieraus, mein Freund, versetzte der Priester, von welchem großen Werthe die Gnade ist, und wie dringend also wir sie von Gott erflehen müssen. Die Gnade ist für unser Leben, was der günstige Wind für diese Schiffe ist. Sie regt uns auf, treibt uns an, ja trägt uns so zu sagen; und wenn wir sie treulich

mit unserer Arbeit unterstützen, so sind wir gewiß, immer gegen den Strom der verderbten Natur vorzudringen, so reißend er auch sey, und glücklich zum Ziele unsrer Reise zu gelangen, dieses aber ist der Himmel.

Noch manche ähnliche Gleichnisse, ganz geeignet, den Schiffer unterhaltend zu belehren, erfand der fromme Priester in seinem sinnreichen Seeleneifer, und in solchen Gesprächen kamen sie in Nantes an, wo sie sich trennten.

59.

Die beiden Wege.

Ein Reisender befand sich eines Tages in großer Verlegenheit. Zwei Wege boten sich ihm an, ohne daß ihm Etwas Weisung gab, welchen er einschlagen sollte. Der Eine dieser Wege schien leicht und angenehm; er war ein grüner Teppich, beiderseits mit Baümen besetzt, die einen lieblichen Schatten bildeten; Wiesen, mit Blumen geschmückt, reiche Fruchtfelder, Weinberge boten eine herrliche Aussicht dar. Der andere Weg hingegen hatte nichts als Abschreckendes. Er war finster, krumm, mit Gesträuche und Dornen überwachsen, voll Koth, und an mehreren Stellen abgebrochen; sein bloßer Anblick schreckte schon ab, ihn zu betreten.

Unser Reisender entschloß sich, nach einigem Ueberlegen, für denjenigen, der ihm eine angenehmere Reise versprach. Schon war er daran, ihn zu be-

treten, als ein Unbekannter ihm eilends entgegen kam, und ihm zurief: „Betritt doch diesen Weg nicht! Du wirst dich unfehlbar auf seinen Abwegen verirren, und den Straßenraübern, die sich darauf befinden, in die Hände fallen. Der andere Weg schreckt dich ab; es ist wahr, er ist rauh und mühsam; aber er wird dich sicher und ohne Gefahr an das Ziel, das du dir vorsetzest, führen."

Was wird nun unser Reisender thun? Soll er diesem Unbekannten auf sein Wort und gegen allen Anschein glauben? Hat er nicht zu fürchten, daß er betrogen werde, ohne daß Jener selbst sich taüsche? In dieser Verlegenheit denkt er nun so: „Der Bericht dieses Menschen ist entweder wahr oder falsch. Ist er falsch, und betrete ich den schlimmen Weg, auf den er mich weist, so werde ich vielleicht genöthigt werden, nachdem ich mich auf einer unangenehmen und unbequemen Straße abgemattet habe, wieder auf meinen ersten Ort zurückzukommen. Mehr laufe ich nicht Gefahr. Ist aber sein Bericht wahr, und gehe ich den andern Weg, so renne ich augenscheinlich in mein Verderben. Das Sicherste also ist, daß ich dem Rathe dieses Menschen folge." Dieser Gedanke machte, daß er sich entschloß. Er begab sich auf den Weg, dessen Anfang so schrecklich schien, und er hatte Grund, sich deßhalb Glück zu wünschen.

Zwei Wege bieten sich ebenfalls dem Menschen dar auf seiner Pilgerfahrt, die ihm auf Erden vorliegt, jener der Tugend und jener des Lasters. Der

erste scheint dornicht, der zweite mit Blumen bestreut. Ein junger Mensch, angefeuert durch seine aufkeimenden Leidenschaften, ist natürlich geneigt, denjenigen vorzuziehen, der ihm am meisten Vergnügen verspricht; im Augenblicke aber, da er denselben zu betreten im Begriffe ist, läßt die Religion ihre Stimme hören, und sagt ihm: „Dieser Weg, der dich so entzückt, endigt sich mit einem furchtbaren Abgrunde, wo du unfehlbar zu Grunde gehen wirst; der Andere hingegen führt an einen herrlichen Ort, wo du ein vollkommenes Glück genießen wirst!“

Was soll nun der junge Mensch thun? Er soll dem Reisenden unsers Gleichnisses nachahmen, und so denken: „Entweder taüscht mich die Religion, oder sie taüscht mich nicht. Taüscht sie mich, indem ich dem Tugendwege folge, so werde ich mir Zwang anthun, und mich, während der Dauer dieses kurzen Lebens, vieler Freuden, die ich hätte genießen können, berauben müssen; das ist Alles, was ich auf's Spiel setze. Wenn mich aber die Religion nicht taüscht, und ich den Weg des Lasters gehe, so laufe ich einem Abgrunde entgegen, der mich unwiederbringlich verschlingen wird. Wenn ich also auch rechtmäßiger Weise daran zweifeln könnte, ob das, was mich die Religion lehrt, wahr oder falsch sey, so wäre es doch am sichersten für mich, auf der Bahn der Tugend zu wandeln.“

So müßte ein jeder kluge Mensch, sogar im Falle eines wohlgegründeten Zweifels, schließen.

Um wie viel mehr sollen wir dieser Stimme folgen, da wir mit aller möglichen Gewißheit wissen, daß Alles, was die Religion uns lehrt, die Wahrheit selbst ist.

60.

Die seltsamen Gäste.

Es gibt ein Land, in welchem die Glieder einer gewissen Gesellschaft verpflichtet sind, zu bestimmten Zeiten öffentliche Feste zu geben. Ein Jeder, den die Reihe trifft, traktiret die Andern nach Vermögen, und der Zufluß der Gäste ist um so größer, je größern Ruhm die Prachtliebe und Freigebigkeit des Bewirthers hat. Was aber sehr seltsam ist, die Gäste berühren keines der Gerichte, die ihnen vorgesetzt werden. Sie beschäftigen sich damit, die Anordnung des Gastmahls mit kritischem Auge zu untersuchen, sie beobachten, wie viel Gänge die Mahlzeit hat, das heißt, wie oft eine neue Reihe von Speisen aufgetragen wird, und aus wie vielen Gerichten jede solche Tracht besteht, weiter das bessere oder üblere Aussehen der Ragouts, die feinere oder gewöhnlichere Auswahl der Fleischgattungen, des Weines, der andern Getränke u. s. w., die größere oder kleinere Pracht des Nachtisches und die Zierlichkeit seiner Anordnung. Der Herr der Mahlzeit zerlegt Alles und bietet einem jeden der Gäste dar, was er ihm am angemessensten weiß. Die Meisten aber

aber nehmen gar nichts an, und öfters sagen sie zu sich selbst: dieses Gericht wird diesem oder jenem besser bekommen als mir. Einige Wenige nehmen auf ihren Teller, was ihnen vorgesetzt wird, aber sie berühren es nicht; es reicht ihnen zu, mit Aufmerksamkeit zu bemerken, ob der Wirth mit Kunst zerlegt, oder mit Grazie etwas anbietet, ob er der Mahlzeit wohl vorsteht, und den Wirth auf eine feine und verbindliche Weise macht. Ist die ganze Mahlzeit nach und nach aufgetragen worden, so erhebt sich der Herr des Hauses, und alle Gäste ziehen sich zurück, indem sie gegenseitig ihre Bemerkungen über das Fest, dem sie beigewohnt, austauschen. Die Einen loben, die Andern tadeln; diese sind entzückt, jene sind höchst unzufrieden, Andere halten die Mittelstraße. Manchmal, aber doch sehr selten, stimmen sie Alle im Lobe oder Tadel ihres Wirthes überein. Es ist leicht zu begreifen, daß solche Gastmahle nicht die Anlage haben, die Gäste fett zu machen. Wirklich sind auch trotz der Menge dieser Scheinmahlzeiten alle Bewohner des Landes mager, abgezehrt, und schmachten in einem matten Leben dahin.

Leser, es fällt dir schwer, zu glauben, daß es in der Welt ein Land gebe, wo ein so seltsamer Gebrauch herrscht. — So höre denn! — Dein eigenes Vaterland ist jenes Land, und du selbst bist einer jener Gäste, welche dir so seltsam erscheinen!

Du weißt, die Diener der Religion sind durch ihren Stand verpflichtet, den Glaübigen das Brod des Wortes zu brechen, und ihnen in unterrichtenden

und erbaulichen Reden die geistliche Nahrung zu reichen, deren sie bedürfen. Je mehr Talent und Beredtsamkeit jener besitzt, der diesem Amte vorsteht, je mehr Eifer bezeigt man, ihn zu hören. Aber wie betragen sich jene, die den christlichen Reden beiwohnen, die auf unsern Kanzeln gehalten werden? Sie untersuchen mit kritischem Geiste, ob der Plan des Redners gut erfunden und ausgeführt; ob er seinen Umfang hinreichend auszufüllen weiß; ob er gründlich in seinen Beweisen, korrekt und elegant in seinem Style ist; ob seine Anwendungen neu sind, oder ob er wieder vorbringt, was tausendmal gesagt worden ist; ob er Geist in seinen Zergliederungen, Einbildungskraft in seinen Bildern, Kraft in seinen Entwicklungen, Tiefe in seinen Gedanken, Abwechslung in seinen Wendungen, Feuer in seinen Bewegungen hat. Jene, welche kein Urtheil über dergleichen haben, untersuchen, ob seine Gestalt interessant, sein Gedächtniß glücklich, seine Geberde edel und leicht, seine Stimme stark und wohlklingend, und seine Aussprache edel und angenehm ist. — Da habt ihr Alles, was die Zuhörer während einer Predigt beschäftigt. Uebrigens nehmen die Meisten nichts für sich heraus, und ziehen auch nicht einen praktischen Schluß auf den Zustand ihres Gewissens aus dem Gehörten. Man wendet alles Treffende nur auf Andere, nie auf sich an, und wenn auch Einzelne innerlich eingestehen, daß gewisse Beschuldigungen sie selbst angehen, wenn sie sich selbst in einzelnen Schilderungen wieder erkennen, so sind dieses doch nur augenblick-

liche Erwägungen, die bald ohne alle Folgen verschwinden, und auf diese Weise zieht Keiner einen Nutzen aus der Predigt. Hat der Redner geendigt, so ziehen sich die Zuhörer zurück, und wechseln gegenseitig ihre Bemerkungen über seine Rede und seine Persönlichkeit aus. Jeder bewundert oder tadelt nach dem Grade seiner Gemüthsbewegung, und dieses ist der einzige Erfolg des Predigtamtes. Es sind aber auch die Seelen aller jener Christen in jenem Zustande von Hinfälligkeit und Ermattung, welchen der Mangel an geistlicher Nahrung nothwendig hervorbringt, und der sie unfähig macht, irgend etwas für ihr Heil zu wirken; hieraus aber können wir die Seltenheit des Glaubens und aller aus ihm hervorgehenden Tugenden unter uns leicht erklären.

61.

Die heilsame Namensverwechselung.

Der Abt von Suzo, ein reicher Pfründner, führte seit langer Zeit einen unerbaulichen Lebenswandel, wie er keinem Christen, am wenigsten einem Geistlichen ziemt. Während er die Sommermonate in einem prachtvollen Schlosse, das ihm gehörte, auf dem Lande zubrachte, und mit einigen seiner würdigen Freunde in Wohlleben, behaglichem Müßiggang und wechselnden Belustigungen schwelgte, erhielt er ein Billet von einem frommen Geistlichen aus der be-

und erbaulichen Reden die geistliche Nahrung zu reichen, deren sie bedürfen. Je mehr Talent und Beredtsamkeit jener besitzt, der diesem Amte vorsteht, je mehr Eifer bezeigt man, ihn zu hören. Aber wie betragen sich jene, die den christlichen Reden beiwohnen, die auf unsern Kanzeln gehalten werden? Sie untersuchen mit kritischem Geiste, ob der Plan des Redners gut erfunden und ausgeführt; ob er seinen Umfang hinreichend auszufüllen weiß; ob er gründlich in seinen Beweisen, korrekt und elegant in seinem Style ist; ob seine Anwendungen neu sind, oder ob er wieder vorbringt, was tausendmal gesagt worden ist; ob er Geist in seinen Zergliederungen, Einbildungskraft in seinen Bildern, Kraft in seinen Entwicklungen, Tiefe in seinen Gedanken, Abwechslung in seinen Wendungen, Feuer in seinen Bewegungen hat. Jene, welche kein Urtheil über dergleichen haben, untersuchen, ob seine Gestalt interessant, sein Gedächtniß glücklich, seine Geberde edel und leicht, seine Stimme stark und wohlklingend, und seine Aussprache edel und angenehm ist. — Da habt ihr Alles, was die Zuhörer während einer Predigt beschäftigt. Uebrigens nehmen die Meisten nichts für sich heraus, und ziehen auch nicht einen praktischen Schluß auf den Zustand ihres Gewissens aus dem Gehörten. Man wendet alles Treffende nur auf Andere, nie auf sich an, und wenn auch Einzelne innerlich eingestehen, daß gewisse Beschuldigungen sie selbst angehen, wenn sie sich selbst in einzelnen Schilderungen wieder erkennen, so sind dieses doch nur augenblick-

liche Erwägungen, die bald ohne alle Folgen verschwinden, und auf diese Weise zieht Keiner einen Nutzen aus der Predigt. Hat der Redner geendigt, so ziehen sich die Zuhörer zurück, und wechseln gegenseitig ihre Bemerkungen über seine Rede und seine Persönlichkeit aus. Jeder bewundert oder tadelt nach dem Grade seiner Gemüthsbewegung, und dieses ist der einzige Erfolg des Predigtamtes. Es sind aber auch die Seelen aller jener Christen in jenem Zustande von Hinfälligkeit und Ermattung, welchen der Mangel an geistlicher Nahrung nothwendig hervorbringt, und der sie unfähig macht, irgend etwas für ihr Heil zu wirken; hieraus aber können wir die Seltenheit des Glaubens und aller aus ihm hervorgehenden Tugenden unter uns leicht erklären.

61.

Die heilsame Namensverwechselung.

Der Abt von Suzo, ein reicher Pfründner, führte seit langer Zeit einen unerbaulichen Lebenswandel, wie er keinem Christen, am wenigsten einem Geistlichen ziemt. Während er die Sommermonate in einem prachtvollen Schlosse, das ihm gehörte, auf dem Lande zubrachte, und mit einigen seiner würdigen Freunde in Wohlleben, behaglichem Müßiggang und wechselnden Belustigungen schwelgte, erhielt er ein Billet von einem frommen Geistlichen aus der be-

nachbarten Stadt, den er nur dem Namen und dem Rufe nach kannte. Das Billet enthielt die Ankündigung, daß dieser in der nächsten Woche abreisen würde, um ihn zu besuchen, und einige Tage bei ihm zuzubringen.

Der Abt war sehr verwundert und betroffen über die Nachricht eines so unerwarteten Besuches, der alle seine Plane zu neuen Lustpartieen, welche die nächsten Tage ausfüllen sollten, durchkreuzte. Er ging mit seinen Freunden zu Rathe, und alle waren der Meinung: er solle den lästigen Besuch auf die höflichste Weise ablehnen. Er setzte in dieser Absicht in später stiller Abendstunde die Feder an, um den Brief zu beantworten, als ihm die Frage in den Sinn kam: „Was mag wohl den ernsten Mann, mit dem ich niemals Umgang gepflogen, veranlassen, mich aufzusuchen? Sollte er etwa aus christlicher Liebe, mich von einem Wege, den er für den Weg des Verderbens hält, zu Gott zurückführen wollen? — Wenn dem so wäre? — Wenn Gott selbst dies Verlangen ihm in die Seele gelegt hätte, und ihn zu mir sendete: — dürfte ich ihn dann zurückweisen? — Nein, nimmermehr! Vielleicht daß die Aufnahme, die er bei mir fände, für mein ewiges Heil entscheidend wäre!" — Die göttliche Gnade schien eine Gedankenreihe in ihm anzuspinnen, die ihn immer tiefer in sein Inneres, und in sein vergangenes Leben führte. Er erschrack über Alles, was sich da seinem Blick enthüllte, und brachte die Nacht mit heftigen Gemüthsbewegungen

zu, denen ähnlich, die der heil. Augustin unmittelbar vor seiner Bekehrung empfand. Lange stritt die Natur gegen die Gnade; doch endlich siegte diese. Er beschloß, die lustigen Gesellen, die ihn umgaben, schon am folgenden Morgen zu verabschieden, und sich vorzubereiten, den Mann Gottes mit aller Ehrfurcht zu empfangen, die seiner Tugend gebührte.

Seine Freunde, die Veränderung nicht ahnend, die indeß in seiner Seele vorgegangen war, traten des andern Morgens frühe jubelnd zu ihm herein, und meldeten ihm: das Ungewitter, das ihren Freudenhimmel auf einige Tage zu überziehen gedroht habe, sey glücklich vorübergezogen. Das Billet, das er erhalten, gehöre nicht für ihn, sondern sey aus Irrthum, indem man den Namen eines, gleichfalls auf seinem Schlosse wohnenden Abtes, Sazo mit Suzo verwechselte, ihm überbracht worden. Der Ueberbringer, der sein Versehen erkannt habe, sey eben gekommen, das Billet zurückzufordern, um es dem, an den es gerichtet sey, zuzustellen.

Anders als die Freunde vermuthet hatten, wirkte diese Nachricht auf den Abt, denn sie vereitelte ihm eine Hoffnung, die ihm lieb geworden war. Doch keineswegs machte sie ihn in seinen Gesinnungen und Entschließungen irre, sondern bestärkte ihn darin. „Nicht durch bloßen Zufall,“ sprach er zu sich selbst, „fand diese Namensverwechslung statt. Es war Fügung der göttlichen Vorsehung, (welche die scheinbar geringfügigsten Umstände zum Heil der Menschen leitet und benützt,) daß diese Zeilen in meine Hände

fielen, und den Anstoß zu einer Erschütterung im tiefsten Grunde meines Wesens gaben, in der mein Gewissen aus seinem unseligen Schlaf erwachte.“ — Nun bekannte er laut seinen Freunden, was die Gnade in ihm gewirkt habe; bedauerte, sich von ihnen trennen zu müssen, bat sie aber ernstlich, ihn zu verlassen, weil sein jetziger Gemüthszustand Stille und Einsamkeit fordere.

Die Freunde boten Alles auf, ihn von seinem Vorhaben, das ihnen äußerst thöricht schien, abzubringen; versuchten es bald mit guten Worten und vernünftigen Vorstellungen; bald mit beißendem Spott und Hohne und bittern Schmähungen; doch nichts vermochte die Festigkeit seines Entschlusses zu erschüttern. Es blieb ihnen nichts übrig, als sich zurückzuziehen.

So war er denn allein, sich selbst, oder vielmehr der Gnade überlassen, die ihr Werk in ihm vollenden wollte. Er durchging in der Bitterkeit seines Herzens seine vergangenen Jahre, die er übel zugebracht hatte, und flehete mit schmerzlichem Seufzen, aus tiefzerknirschtem Herzen, zu dem Gott, gegen den er sich so schwer vergangen, und der dennoch ihm seine erbarmende Hand zur Rettung bot. Nachdem er lange sich mit dem Herrn berathen hatte, wie er sein Leben ihm weihen sollte, faßte er den Entschluß, seine übrigen Tage in strengen Bußübungen, in einem Trappistenkloster zuzubringen.

Während er sich dazu bereitete, traf es sich, daß zwei ehrwürdige Ordensgeistliche, die auf einer

Wanderung begriffen waren, um ein Nachtlager im Schlosse baten. Sie fanden freundlichere Aufnahme, als sie noch vor einigen Tagen gefunden haben würden; denn alle Untergebungen des Abtes richteten sich nach den veränderten Gesinnungen ihres Herrn. Dem Neubekehrten erschienen die frommen Männer als Engel des Himmels, die, von Gott gesandt, ihm auf dem neuen Lebensweg, den er betrat, zu Führern dienen sollten. Ihr ganzes Wesen flößte ihm Vertrauen ein, und aus wahrem Drang des Herzens legte er ein umständliches Sündenbekenntniß seines ganzen Lebens unter Thränen der Reue vor ihnen ab. Somit wälzte er die schwere Bürde, die noch auf seiner Seele lastete, von sich weg, und konnte nun getrost vor seinem himmlischen Vater erscheinen.

Schon in der folgenden Nacht ward er heimgerufen; der Schlag rührte ihn, und es ward ihm nur noch vergönnt, von den frommen Vätern, die zu seiner Hülfe herbeieilten, geistlichen Trost, und nochmalige Lossprechung von seinen Sünden zu empfangen — da hauchte er den letzten Seufzer in Frieden aus.

1) Dieß war eine jener Gnadenwirkungen, die uns die göttliche Barmherzigkeit recht nahe bringen, und das lebhafteste Vertrauen zu derselben in uns wecken müssen. Doch darf dieß Vertrauen niemals in Vermessenheit ausarten; niemals dürfen wir, auf eine ähnliche Gnadenbezeigung hoffend, in Sünden verharren. Wer außerordentliche Gaben und Gnaden

von Gott erwartet, wird sie nimmer erhalten; denn gerade dadurch, daß er sie erwartet, macht er sich ihrer unwerth.

2) Der Abt von Suzo ergab sich dem Zuge der Gnade völlig, ohne Rückbehalt. Unbekümmert um das, was man zu der mit ihm vorgegangenen Veränderung sagen würde, unterwarf er sich für seine übrigen Tage der strengsten Buße. Doch Gott, der die Aufrichtigkeit seiner Bekehrung kannte, nahm den Willen für die That.

Möchten wir uns an der Treue und dem großmüthigen Entschluß dieses bekehrten Sünders ein Beispiel nehmen, und uns stets der Lehre erinnern, welche der königliche Prophet im 94. Psalm uns gibt: Heute, wenn ihr die Stimme eures Gottes höret, verstocket eure Herzen nicht!

62.

Der süße und der bittere Trank.

Ein kleiner Knabe gerieth in die Speisekammer. Begierig nach den Schätzen, die hier aufgehaüft waren, sah er sich überall um. Das erste, was ihm besonders in die Augen fiel, waren zwei mit einer klaren Flüssigkeit vollgefüllte Gefäße. Er griff zum Ersten, doch kaum hatte er den Inhalt desselben verkostet, so schauderte er, den Mund verziehend, zurück; weil der Geschmack des Wermuthes, womit der Rand des Gefäßes bestrichen war, um schädliche Insekten

davon abzuhalten, ihn schreckte. Nun sollte der Inhalt des zweiten Gefäßes ihn entschädigen, hoffte er, und setzte eilig die Lippen an. Hier fand sein leckerer Gaumen größere Befriedigung. Der Rand des Gefäßes war mit Honig bestrichen, und deßhalb die ersten Tropfen, die er schlürfte, so süß, daß er der Versuchung nicht widerstehen konnte, die Flasche in einem Zuge bis auf den Boden zu leeren. Ach, es war Gift, was so lieblich schmeckte. Die Hausfrau hatte es bereitet, um kleine Thiere, welche ihre Vorräthe bedroheten, wegzuschaffen; und es machte dem Leben des armen Kindes, das seine Unvorsichtigkeit und Leckerhaftigkeit hart büßen mußte, in wenig Stunden ein Ende.

Ihr Jünglinge und Jungfrauen, die ihr mit glühenden Leidenschaften und voll Begierde die Freuden dieses Lebens zu kosten in die Welt tretet: allzuhaüfig gleicht ihr diesem Kinde. Bitter scheint euch die erste Selbstüberwindung, die ihr auf dem Wege der Tugend und Frömmigkeit üben müßt. Jene Wachsamkeit über alle Bewegungen des Herzens, jene Demuth, Selbstverlaügnung, Sammlung des Gemüthes, Beharrlichkeit im Gebete, strenge Pflichttreue, Lossagung von Pracht und Eitelkeit dieser Welt, welche zu einem frommen Leben erfordert werden, wollen dem jugendlichen Leichtsinn nicht gefallen. Ihr wendet euch mit Abscheu davon weg; ahnet aber nicht, wie ihr euch dadurch eines unaussprechlich süßen Friedens und himmlischer Wonnegefühle beraubet, die darin verborgen lagen, und

euch reichlich für den bittern Geschmack des ersten Versuches entschädigt, für die Beschwerlichkeit, die sich beim Anfange entgegenstellt, belohnt haben würden.

Nachdem ihr euch von Gott weggewendet habt, kehrt ihr euch zur Welt, die euch freundlich willkommen heißt. Die süßen Freuden und Genüsse, die sie euch bietet, locken euch mächtig zu ihr hin. Sie verspricht euch goldene Berge — volle Befriedigung aller eurer Wünsche. Doch wehe euch, wenn ihr dem Lügenworte glaubt; wenn ihr zu ihren Fahnen schwört! Der Freudenkelch, den sie euch bietet, ist ein lauteres Gift, und es ist um das wahre Leben eurer Seelen geschehen.

63.

Jonas.

Der Prophet Jonas ging in die Stadt Ninive, um ihren Bewohnern die Schreckensbotschaft zu verkündigen: In vierzig Tagen sollte ihre Stadt untergehen. Nachdem er somit erfüllt hatte, was ihm aufgetragen war, ging er zur Stadt hinaus, eine Strecke Weges, gegen Aufgang der Sonne. Da flocht er sich von Baumzweigen eine Hütte, und wohnte darin, um abzuwarten, ob seine Weissagung in Erfüllung ginge.

Indeß aber glaubten die Niniviten dem Worte des Herrn, das sie durch den Mund des Propheten

vernommen hatten; sie demüthigten sich vor Ihm, und thaten Buße, in der Hoffnung, Seinen Zorn zu sühnen, und die verdiente Strafe noch von sich abzuwenden. Der Herr sah, daß sie es aufrichtig meinten, und sich wirklich besserten. Er erbarmte sich ihrer, und nahm das Strafurtheil zurück, das Er über sie gefällt hatte.

Dieß verdroß den Propheten; er wandte sich zu Gott, aber bitterer Unmuth nagte an seinem Herzen. „Erlaube, Herr," sprach er, „daß ich bei dir Selbst „mich über Dich beklage! Das war's ja eben, was „ich fürchtete, als ich noch in meinem Vaterlande „war; dem eben wollt' ich zuvorkommen, und nach „Tharsem fliehen. Denn ich weiß wohl, daß Du „gnädig und barmherzig und von großer Güte bist, „und die Sünde gern verzeihest! Aber nun muß „ich mich vor den Menschen schämen, und für einen „Lügenpropheten angesehen werden! Darum bitt' „ich Dich, Herr, nimm mein Leben hin! — Denn „für mich ist's besser, ich sterbe, als daß ich lebe!"

Da wies Gott den Propheten auf eine eben so milde als kräftige Weise zurecht. Er ließ in der Nacht eine Kürbisstaude wachsen, die mit großen breiten Blättern Jonas Haupt vor den Gluthen der Sonne schützte. Dieser freute sich über den kühlen Schatten, der ihn wohlthätig erquickte. Doch kurz war seine Freude. Des andern Morgens, ehe die Morgenröthe anbrach, ließ Gott einen Wurm kommen, der die Wurzel der Kürbisstaude zernagte, daß sie verdorrte. Auch ließ Gott, da die Sonne auf-

gegangen war, und mit ihren sengenden Strahlen auf das Haupt des Propheten stach, einen heißen brennenden Wind wehen, der die Luft noch mehr durchglühte, und dem Armen, der sie einathmen mußte, vollends alle Kraft benahm. Da wünschte er auf's Neue zu sterben. „Mir ist's besser," sagte er, „ich sterbe, als daß ich ferner lebe!"

Der Herr hörte seine Klagen, und sprach also zu ihm: „Du bist zornig, Jonas, wegen der Kür„bisstaude. Meinst du, daß dieß wohl auch recht „sey?" Jonas erwiderte: „Ich möchte mich oft „zu Tode grämen, und das mit Recht." „Siehe," sprach nun Gott, „du betrübest dich so wegen einer „Kürbisstaude, die du weder gepflanzt noch aufer„zogen hast, die in der einen Nacht noch in ihrer „Schönheit da stand, und in der andern wieder ver„dorrte — und Mir sollte es nicht leid thun um „Ninive, eine so große Stadt, in der mehr als hun„dert tausend unschuldige Kinder leben, die Mich nie „beleidigt haben, und noch dazu so viele Thiere, die „nicht minder als der Mensch Werke Meiner All„macht sind?"

Den Verweis, den der Herr hier dem Propheten gibt, verdiente er auf alle Weise, und mit ihm Alle, die gleich ungerechte Gesinnungen hegen.

1) Jonas war böse und ungeduldig, weil Gott, von der Buße der Niniviten gerührt, ihre Stadt nicht untergehen ließ. Dieß war der bittere, Gott mißfällige Eifer eines lieblosen Gemüthes, das keine Nachsicht, kein Mitleid mit unglücklichen verirrten

Menschen hat, und Gott lieber stets den Donnerkeil auf die Sünder herabschleudern sehen, als um Schonung und Erbarmen für sie bitten möchte; das sogar Verdruß empfindet, wenn Gott gnädig und barmherzig ist, und seine ungehorsamen aber reuigen Kinder nicht straft, sondern wieder in Gnaden aufnimmt, und ihnen die Sünde vergibt.

2) Hätte Jonas bloß darüber gezürnt, daß die Verbrechen der Niniviten ungestraft, und so schwere Beleidigungen Gottes ungerochen blieben, so wäre wenigstens der Grund seines Eifers lobenswerth gewesen; doch hauptsächlich verdroß es ihn, daß er die Schmach erfahren sollte, für einen falschen Propheten angesehen zu werden; — und dieß war strafbare Selbstsucht. Allzuhaüfig hüllt sich diese in das Gewand des Eifers für die Ehre Gottes. Man wähnt und gibt vor, für die Sache Gottes zu streiten und zu dulden, während man doch nur mit seiner eigenen Angelegenheit beschäftigt ist. Ein Prediger z. B. führt bittere Klagen über den Kaltsinn und die Saumseligkeit der Menschen, das Wort Gottes anzuhören; was ihn aber eigentlich schmerzt, ist, daß sie gerade seinen Predigten nicht gerne beiwohnen, daß diese weniger Beifall finden, weniger Eindruck auf die Herzen seiner Zuhörer machen, als er erwartet hatte.

3) Jonas, der mit ruhiger Fassung den Untergang der großen Stadt und aller ihrer Bewohner angesehen haben würde, ist untröstlich über den Verlust einer Staude, die ihn durch ihren Schatten

erquickt hatte. Diese Härte und Gefühllosigkeit gegen fremde Leiden, bei übergroßer Empfindlichkeit in eigenem Ungemach, ist häufig die Folge jener Selbstsucht. Menschen, die mit kaltblütiger Ruhe Zeugen seyn können, wie ihre Mitbürger und ganze Völker in tiefem Elende schmachten, wissen sich oft kaum zu fassen, wenn eine kleine Widerwärtigkeit ihnen begegnet, eine geringe Entbehrung ihnen auferlegt ist. Frauen, z. B. denen die traurigsten Schicksale, welche über Familien, Städte und Länder unter ihren Augen hereinbrechen, keine Thräne entlocken, sieht man bitterlich weinen, wenn sie eine kleine Kränkung erfahren, oder wenn ihr Kanarienvogel oder ihr Schooshündlein stirbt.

Möchten doch alle von falschem Eifer erfüllten und selbstsüchtigen Menschen die Worte, die der Herr zu Jonas sprach, wohl beherzigen!

64.

Der Unvorsichtige.

Ein reicher Mann rüstete sich, von einem herrlichen Schlosse, wo er sich niederzulassen und seine übrigen Tage zuzubringen vorhatte, Besitz zu nehmen. Von seinem gewöhnlichen Wohnsitze bis auf dieses Schloß waren zwei Tagreisen, und die Nacht mußte er in einem Gasthofe, der sich auf dem halben Wege befand, zubringen; er ließ daher lange Zeit vor ihm einen Baumeister, begleitet von Mauerern,

Tischlern, Schlossern, Gypsern, Vergoldern, Tapezierern u. a. dahin reisen, mit dem Befehle, das schönste Zimmer im Gasthofe, wo er übernachten sollte, auszuwählen, so schön sie könnten zu verzieren, und mit Einem Worte so bequem und so angenehm einzurichten, als es der Ort zulassen würde. Hierauf schickte er eine große Anzahl Bediente, denen Wagen mit Hausgeräthe und Mundvorrath folgten. Endlich reisste er ab, und freute sich schon darauf, bei seiner Ankunft herrlich logirt zu seyn, ein treffliches und wohl bedientes Nachtessen zu haben, endlich in einem gar weichen Bette und einem eben so schön verzierten als reich meublirten Zimmer zu schlafen. Den folgenden Morgen machte er sich auf den Weg, und kam, da er seine Reise auf der Post beschleunigt hatte, Abends bei seinem Schlosse an, wo er aber nur ganz nackte Mauern, nicht Ein Hausgeräthe, nicht den mindesten Vorrath antraf; so daß er genöthigt war, nicht zu Nacht zu speisen, und sich, um zu schlafen, auf den Boden seines Zimmers, der ihm zum Bette diente, hinzustrecken.

Das Betragen dieses Mannes scheint uns unvernünftig; indessen ist es doch das Unsrige, und wir können ihm keinen Vorwurf machen, der nicht auf uns zurückfiele. Wirklich sind wir hier unten nur Reisende, die ihren Weg machen, um uns in der Wohnung der Ewigkeit niederzulassen. Die Erde ist für uns nur ein Gasthof; und unser Leben nur eine kurze Nacht, die wir hier zubringen müssen. Nichts desto weniger beschäftigen wir uns nur mit Maß-

regeln, uns dieses Leben so angenehm als möglich zu machen. Dazu sammeln wir Reichthümer, streben nach Ehre, laufen den Freuden nach, versenken uns in Weichlichkeit und Wollust; und wir denken gar nicht daran, zu sorgen, daß wir in jener Welt, wohin wir uns begeben müssen, und die für die ganze Ewigkeit unser Aufenthalt seyn wird, glücklich werden. Wenn wir uns nur während der Reise wohl befinden, so bekümmern wir uns nicht darum, was uns am Ziele begegnen werde.

Die Heiligen waren doch viel klüger, als wir. Sie sahen ein, daß weit mehr daran liege, die ganze Ewigkeit durch, als nur die kurze Zeit dieses sterblichen Lebens, glücklich zu seyn. Weit entfernt, einen Schritt zu thun, um sich hier unten die Vortheile, die Freuden, welche der Gegenstand unserer Wünsche sind, zu verschaffen, brachten sie daher ihre Tage im Leiden, in der Armuth, in Mühseligkeit zu. Aber unverdrossen und mit unermüdlichem Eifer arbeiteten sie daran, sich in der Wohnung der Ewigkeit ein vollkommenes Glück zu verschaffen, indem sie ihre guten Werke vermehrten, und unaufhörlich die heldenmüthigsten Tugenden ausübten; und die Hoffnung auf die unaussprechliche Seligkeit, womit sie einst in alle Ewigkeit sollten gesättigt werden, machte, daß sie die augenblicklichen Leiden dieser Pilgerschaft für nichts achteten.

65.

Der Abt und der Gärtner.

Ein Gärtner war seit Kurzem im Dienste einer Kloster-Gemeine. Er war in Allem, was seine Kunst betraf, ein sehr geschickter Mann, aber übrigens ein Freidenker ohne Religion und ohne Sitten. Der Abt des Klosters merkte bald, daß man ihn mit dem Empfehlen eines solchen Menschen betrogen habe. Er hätte ihn fortschicken können; er that aber besser damit, daß er sich vornahm, ihn zu bekehren; und Gott segnete seine Bemühung. Nachdem er ihm mehrmal beim Arbeiten zugesehen, und über Verschiedenes vertraulich mit ihm gesprochen hatte, um sein Zutrauen zu gewinnen und seine Denkungsart kennen zu lernen, und da er nun sah, daß es ihm nicht an Verstand fehle, ließ er sich eines Tages näher mit ihm ein, und hielt folgendes merkwürdige Gespräch mit ihm.

Der Abt.

Schon lange sehe ich deinen Arbeiten in unserm Garten mit Antheil zu. Weißt du warum?

Der Gärtner.

Mir scheint, weil Sie das unterhält.

Der Abt.

Ich finde noch mehr, als bloße Unterhaltung; ich finde auch Belehrung dabei.

Der Gärtner.

Haben Sie wohl Lust, die Gärtnerei zu lernen?

Der Abt.

Das nicht. Es scheint mir aber, daß der Anbau eines Gartens uns ein vollkommenes Bild davon anbiete, wie unsere Seele gebildet werden müsse.

Der Gärtner.

Ich verstehe Sie nicht!

Der Abt.

Ich will damit sagen, alle Sorgen, die ein guter Gärtner darauf verwendet, seinen Garten in guten Stand zu setzen, und darin zu unterhalten, stellen uns vor Augen, was ein guter Christ für die Heiligung seiner Seele thun müsse.

Der Gärtner.

Jetzt verstehe ich Sie; ich sehe aber die Aehnlichkeit zwischen beiden Dingen, von denen Sie mit mir reden, noch nicht ein.

Der Abt.

Du wirst sie bald deutlich sehen! Gesetzt, man gäbe dir ein ungebautes Stück Land, um da einen Garten anzulegen. Bevor du nun darin säetest oder pflanztest, würdest du ohne Zweifel damit anfangen, das Gesträüche, die Dornen, und alle schlechte Pflanzen, womit es bedeckt wäre, auszureuten.

Der Gärtner.

Gewiß. Dieß ist das Erste, was man thut. Ohne das würde man umsonst säen und pflanzen.

Der Abt.

Nun gut, mein Lieber! Eben so muß auch ein Mensch, wenn er tugendhaft zu werden anfängt, nachdem er lange im Laster verharret ist, damit anfangen, daß er alle die bösen Gewohnheiten ausrotte, die sich in seiner Seele eingewurzelt haben, und verhindern würden, daß die Tugend darin keimen und Frucht bringen kann.

Der Gärtner.

Ich fange nun an, Sie zu verstehen. Zwar weiß ich wohl, was man zu thun hat, um ein Stück Land urbar zu machen; aber wie man eine Seele wieder urbar machen müsse, das verstehe ich nicht.

Der Abt.

Wenn du ein dir überlassenes Stück Land urbar machst, so schneidest du die Erde durch, du reißest sie auf, kehrst sie um, zerstößest die Erdschollen, du weichest sie auf, indem du sie begießest. Eben so muß man auch sich durchschneiden, aufreißen, d. h. sich abtödten, sich Gewalt anthun. Man muß so zu sagen sein Herz umkehren, es zerbrechen durch die Reue, es erweichen durch die Bußthränen.

Der Gärtner.

Das ist eine Sprache, die für mich ganz neu ist.

Der Abt.

Sobald dein Boden wohl zugerichtet ist, so säest, so pflanzest du Blumen, Gemüse, Fruchtbaüme hinein. Eben so gießt auch Gott, von dem alles Gute herkommt, wie der heil. Jakobus sagt, dasselbe

überflüßig in die Seele aus, sobald sie der Sünder von den bösen Gewohnheiten, womit sie angesteckt ist, gereinigt und zubereitet hat, den Samen der christlichen Tugenden aufzunehmen.

Der Gärtner.

Erklären Sie mir, ich bitte, was denn dieser Tugend-Same, von dem Sie mir sagen, sey.

Der Abt.

Hast du im Evangelium nicht gelesen, daß das Wort Gottes ein Same ist? Dieß göttliche Wort ist, wenn man es mit Ehrfurcht und Aufmerksamkeit anhört, in unsern Seelen das Samenkorn aller Tugenden, der Demuth, der Keuschheit, der Mäßigkeit, des Glaubens, der Hoffnung, der Liebe, der Unterwerfung unter die Vorsehung, u. a. Wie viele Sünder sind bekehrt worden, entweder dadurch, daß sie eine Predigt anhörten oder ein frommes Buch lasen, und sind hernach große Heilige geworden.

Der Gärtner.

Ich habe bisweilen Predigten gehört, aber ich habe nicht gemerkt, daß dieß in mir Etwas bewirkt habe.

Der Abt.

Sage mir, mein Lieber! Wenn du deine Samenkörner aussäest, begnügst du dich damit, sie nur auf die Oberfläche deines Bodens hinzuwerfen?

Der Gärtner.

Nein, gewiß nicht; ich bedecke sie sorgfältig wieder mit Erde. Dieß verhindert die Vögel, nicht

darauf herabzufliegen und sie aufzufressen; auch hilft es dazu, daß sie Wurzel fassen und keimen können.

Der Abt.

Dieß ist das Bild von dem, was man thun muß in Hinsicht des Wortes Gottes. Wenn du dich damit begnügst, es nur zur Zeit, da man es predigt, anzuhören, so bleibt dieser göttliche Same, so zu sagen, oben auf der Oberfläche deiner Seele; und die Zerstreuungen, denen du dich sogleich wieder preisgibst, sind eben so viele Vögel, die ihn hinwegnehmen. Du mußt also diesen kostbaren Samen gewissermaßen wieder bedecken, und ihn durch ernsthaftes Nachdenken darüber in deine Seele einsenken. Nun aber sage mir aufrichtig, hast du je über das, was du auf der Kanzel gehört hast, nachgedacht?

Der Gärtner.

Niemals. So wie gehört, so auch wieder vergessen; und wie man sagt, was durch ein Ohr hineinging, ging durch das andere wieder hinaus.

Der Abt.

Das ist es eben, warum du daraus keinen Nutzen gezogen hast. Aber setzen wir unsere Vergleichung fort. Es ist nicht genug, daß die Sämlein aufgehen, man muß diese zarten Pflanzen auch pflegen.

Der Gärtner.

Sie haben Recht. Und das macht dem Gärtner am meisten Mühe. Man muß die schlechten Pflanzen, die gegen unsern Willen wieder hervorwachsen, und die guten Pflanzen ersticken würden, unaufhör-

lich ausreißen. Man muß mit den Feldmaüsen, Maulwürfen, Raupen, Ameisen, Schnecken, was weiß ich? mit tausend Thieren, die uns völlig auffressen würden, wenn man sie nicht sorgfältig ausrottete, Krieg führen. Das ist nicht Alles; immer muß man die Gießkanne zur Hand haben.

Der Abt.

Dieß ist wieder ein sichtbares Bild der Sorgfalt, die wir verwenden müssen, die Tugenden, welche die Gnade in unserm Herzen hat aufgehen lassen, zu bewahren und zu nähren.

1) Unser Herz, angesteckt von verdorbenen, sündhaften Neigungen, traurigen Folgen der Erbsünde, bringt unaufhörlich eine Menge böser Gedanken, böser Begierden, böser Handlungen hervor, die eben so viele schädliche Pflanzen sind, welche man immerfort ausreißen muß, damit sie unsere aufkeimenden Tugenden nicht ersticken; und nur durch unverdrossene Abtödtung und durch öftern Empfang des heil. Sakraments der Buße rottet man sie endlich aus.

2) Jene Insekten und andere gefräßige Thiere, die unsere Gärten verwüsten, sind das Bild der Feinde, die unsere Tugenden bedrohen; alles Äußere nämlich versucht und verleitet uns zur Sünde, schlechte Beispiele, giftige Reden, gefährliche Gesellschaften, irrige Grundsätze, Schauspiele, Tänze, Mahlzeiten, verführerische Gegenstände, Ehren, Freuden, Reichthümer, Schmeicheleien u. a. m. Es ist nur der Unterschied, daß, statt daß der Gärtner die

Thiere, welche seine Pflanzen zerstören, aufsucht, um sie zu fangen und zu vertilgen, wir unsere Tugenden vor ihren Feinden nur durch die Flucht verwahren können.

3) So wie man mit großer Sorgfalt die jungen Pflanzen eines Gartens bewässern muß, um ihnen die Nahrungssäfte, die zu ihrem Wachsthum nothwendig sind, mitzutheilen, eben so sollen wir auch fleißig die kostbaren Keime, welche die Gnade in unser Herz gelegt hat, begießen, damit sie sich täglich mehr und mehr entwickeln, und zu einer glücklichen Reife gelangen.

Der Gärtner.

Mit was wollen Sie aber, daß ich jene sogenannten Pflanzen, die nach Ihrer Behauptung in meinem Herzen aufwachsen, begieße?

Der Abt.

Begieße dieselben mit dem himmlischen Thau, den man durch das Gebet erhält; begieße sie mit dem Wasser, das aus den Quellen des Heilandes zu schöpfen, nur auf dich ankommt; begieße sie mit dem anbetungswürdigen Blute dieses göttlichen Lammes, indem du oft an dem allerheiligsten Sakramente, worin es enthalten ist, Theil nimmst.

Der Gärtner.

Sie setzen mich mit diesen Gedanken, die mir noch nie in Sinn gekommen sind, in Erstaunen.

Der Abt.

Du mußt dich mit denselben vertraut machen; und deine täglichen Beschäftigungen müssen sie dir

unaufhörlich in's Gedächtniß rufen. Ich könnte dir noch andere Vergleichungen zwischen den Verrichtungen der Gärtnerei und jenen des geistlichen Lebens anstellen. Zum Beispiel, wenn du Fruchtbaume vonnöthen hast, nimmst du Wildlinge, auf die du auserlesene Obstarten, die zur Natur eines jeden Wildlings taugen, pfropfst. So müssen wir es auch machen, wenn wir gründlich tugendhaft werden wollen. Ich erkläre mich hierüber.

Ein jeder Mensch hat seinen Charakter, sein Temperament, seine herrschende Leidenschaft. Das ist der Wildling, der vermöge der ursprünglichen Verdorbenheit nur schlechte Früchte tragen würde. Der bekehrte Sünder, welcher der Gnade, die ihn erweckt und leitet, treu entspricht, pfropft, so zu sagen, auf diesen Charakter, auf dieses Temperament, auf diese herrschende Leidenschaft ähnliche Tugenden, die ihn vortreffliche Früchte hervorbringen lassen. Jener Mensch z. B. ist von Natur ehrsüchtig; auf diesen Ehrgeiz, der ihn völlig verleiten würde, weltliche Ehren zu suchen, pfropft er nun eine fromme Nacheiferung, den größten Heiligen gleich zu werden, zur höchsten Vollkommenheit zu gelangen, und einen unsterblichen Ruhm zu erhalten. Jener ist thätig, arbeitsam, unternehmend; auf diese Thätigkeit, die bisher nur ein zeitliches Glück zu ihrem Gegenstande hatte, pfropft er nun einen inbrünstigen Eifer, der ihn die größten Dinge, um Gottes Ehre und das Heil der Seelen zu befördern, unternehmen und ausführen läßt. Ein Anderer hat einen

gefälligen Charakter, der ihn leicht verleiten würde, alles Schiefe und Schlechte derjenigen, mit denen er lebt, an sich zu nehmen. Auf diesen gefährlichen Charakter pfropft er nun die christliche Liebe, die ihn antreibt, Allen Alles zu werden, um Alle Jesu Christo zu gewinnen. Wieder ein Anderer hat eine finstere und ernste Gemüthsart, welche für ihn die Quelle vieler Sünden des Neides, des Grolls, der Verleumdung, des Jähzorns u. a. ist; auf diese verdrießliche Gemüthsart pfropft er nun einen Bußgeist, der ihn alle seine Strenge gegen ihn selbst kehren läßt, und ihn zu einem Muster vollkommener Abtödtung macht.

Der Gärtner.

Dieß ist eine Art zu pfropfen, die ich nicht kenne, und die zu üben mir Kunst sehr nöthig wäre.

Der Abt.

Du kannst das, mein Lieber, vermittelst der Gnade, die dir Gott verleihen wird, wenn du sie aufrichtig wünschest und eifrig darum bittest. Aber ich sage dir zum Voraus, daß du dir Gewalt anthun mußt. Sieh diese Baume an, die alle Jahre so schöne Früchte tragen; hat man sie nicht, so zu sagen, auf die Folter gespannt, um diese in Spalier zu ziehen, jene zu Buschbaümen, diese Andern in Fächergestalt zu schneiden? Wie strenge behandelst du sie nicht selbst, wenn du, mit deinem Baummesser bewaffnet, ohne Erbarmen alle Zweige, die den Saft unnützerweise aufzehren würden, wegschneidest, um diesen Saft zu nöthigen, sich an die fruchtbaren Aeste

hinzuziehen. Eben so müssen wir eine heilige Gewalt brauchen, um uns zu biegen, uns den Vorschriften unserer heil. Religion zu unterwerfen, und, so zu sagen, die Form anzunehmen, die sie uns geben will; eben so müssen wir alle jene Auswüchse der Natur, alle jene Sprossen der sündlichen Lust, die unnützerweise, ja strafbar die Thätigkeit unserer Seele hindern würden, ohne Nachsicht wegschneiden, damit diese alle ihre Kraft, alle ihre Stärke darauf verwende, Früchte der Heiligkeit hervorzubringen.

Der Gärtner.

Eben diese Gewalt ist es, die uns Furcht einjagt. Man möchte lieber ganz willig der Natur folgen, als sich ihr widersetzen.

Der Abt.

Das Leben des Menschen auf Erden ist ein beständiger Kampf, sagt der heilige Mann Hiob, weil wir unabläßig gegen die bösen Neigungen der Natur streiten müssen; und das Leben eines Christen muß, nach dem heil. Kirchenrathe von Trient, eine immerwährende Buße seyn.

Der Gärtner.

Das ist wohl hart, mein hochwürdiger Herr Abt, und man kann nichts anders, als ein wenig darüber murren.

Der Abt.

Die Sinne und Leidenschaften murren; man muß aber nicht darauf achten. Wenn du diese Laubgänge aufputzest, wenn du diese Hagebuchen und diese Lin-

den beschneidest, da würden wohl, wenn die Kraüter, die Blätter, die Zweige, die unter dem Schnitte deiner Werkzeuge herabfallen, Empfindung hätten, sich darüber beklagen, daß du sie nicht nach ihrem Willen treiben, sprossen, hervorschießen lässest. Würdest du aber auf ihre Klagen achten? Gewiß nicht, weil die Reinlichkeit, die Ordnung, das Ebenmaß erfordern, daß du sie so behandelst, wie du es thust. Eben so, mein Lieber, müssen wir uns angewöhnen, dem Fleisch und Blute ihres Murrens ungeachtet, uns zu widersetzen, auf daß wir in unserm Wesen die gute Ordnung herstellen und unterhalten, die darin herrschen soll, und die darin besteht, daß wir unsere Leidenschaften der Vernunft, den Leib dem Geiste, den Geist Gott, die Natur der Gnade unterwerfen.

Der Gärtner.

Es kommt mir vor, mein Gewissen gleiche, wenn ich eine gute Beichte abgelegt habe, einem Garten, dessen Alleen alle wohl aufgeputzt, alle Buchenzaüne wohl beschnitten sind, so daß man kein Pflänzlein, das hervorstünde, kein Blatt, welches das andere überwüchse, gewahr wird.

Der Abt.

Du hast Recht, und deine Vergleichung ist ganz richtig. Wenn aber ein Gärtner sich damit begnügte, nur Einmal im Jahre das Geschäft des Putzens und Beschneidens vorzunehmen; würde da sein Garten wohl reinlich, wohl geputzt aussehen? Und hätte der Herr wohl Ursache, damit zufrieden zu seyn?

Der Gärtner.

Ich sehe, wo Sie hinaus wollen. Eben so, wollen Sie sagen, muß auch ein Gewissen, das man nur Einmal im Jahre reinigt, nicht gut in Ordnung seyn, und der liebe Gott kann nicht wohl damit zufrieden seyn. Ich kann dem nicht widersprechen. Aber Sie wissen, daß es so der Brauch ist: man geht zu Ostern zur Beichte, und nachher ist Alles für das Jahr gethan.

Der Abt.

Ein Brauch, welcher der Vernunft so entgegen ist, darf nicht die Regel eines vernünftigen Menschen seyn. Beim Anlaß der österlichen Beichte kommt mir ein besonderer Gedanke in den Sinn. Ich vergleiche den Zustand der Christen nach der Osterzeit dem der Baüme eines Gartens nach dem Winter, wenn der Frühling anfängt, wieder neues Leben in die Natur zu bringen. Unter diesen Baümen bieten die Einen nur nackte und dürre Aeste dar; sie sind abgestorben. Andere sind mit einem frischen Grün geschmückt; sie haben aber nur Blätter. Andere endlich haben nebst ihren Blättern noch Blüthen, die reichliche Früchte versprechen; aber oft geschieht es, daß die Winde, die Nebel, die Reife diese Blüthen herunter fallen machen, und die Hoffnung, die man sich gemacht hatte, vereiteln. Die abgestorbenen Baüme sind jene schlechten Christen, welche, aufrührerisch wider das Gesetz der Kirche, der österlichen Pflicht gar nicht Genüge gethan haben. Die Baüme, welche nur Blätter tragen, sind jene Heuchler, welche

nur des Wohlstandes wegen, aus Politik, aus Menschenfurcht, und um sich einen Schein zu geben, im Beichtstuhle und am Kommunion-Tische erschienen sind. Die Baüme, die mit Blüthen geschmückt sind, stellen die Glaübigen vor, welche die heil. Sakramente empfangen haben mit erbaulicher Vorbereitung, die ein wahrhaft christliches Leben verspricht. Wie Viele gibt es aber, bei denen das Gewirre der Geschäfte, die Verführung der sinnlichen Freuden, die Heftigkeit der Leidenschaften, die Stärke der Versuchungen bald jene günstige Gemüthsstimmung verdirbt, und die Kirche der glücklichen Folgen, die sie davon erwarten könnte, beraubt.

Der Gärtner.

Ihre Vergleichung betrübt mich.

Der Abt.

Warum denn?

Der Gärtner.

Weil ich demnach ein abgestorbener Baum bin; denn ich will Ihnen offen gestehen, daß ich schon seit vielen Jahren die Ostern nicht mehr gehalten habe.

Der Abt.

Ist's möglich? Wie? Du bist so fleißig, deinen Garten anzubauen, und im besten Zustande zu erhalten, und du vernachlässigst in diesem Punkte deine Seele, welche dir doch noch weit kostbarer seyn muß, als alle Gärten auf der Welt? Du würdest nicht aus Mangel an Sorgfalt einen Baum absterben lassen, der gute Früchte bringen könnte; und du hast deine

Seele sterben lassen, jene geistige und unsterbliche Seele, welche, wenn sie sorgfältig gepflegt würde, fruchtbar an Früchten der Weisheit und Frömmigkeit werden könnte?

Der Gärtner.

Ich sehe ein, daß ich alle Vorwürfe, die Sie mir machen, verdiene.

Der Abt.

Aber zitterst du nicht, wenn du denkest, was du selbst mit einem abgestorbenen Baume thust, wenn du einen solchen in deinem Garten antriffst?

Der Gärtner.

Sie erschrecken mich.

Der Abt.

Erinnere dich jenes Gleichnisses im Evangelium, wo ein Hausvater, da er in seinem Garten einen Baum gewahr wird, der schon seit mehreren Jahren keine Früchte getragen hat, zu seinem Gärtner sagt: Warum nimmt dieser Baum unnützerweise den Boden ein? man haue ihn um! Dieser Baum war nicht abgestorben, er war nur unfruchtbar; und doch beklagt sich der Herr darüber, daß man ihn noch nicht umgehauen hat. Was hätte er gesagt, wenn es ein abgestorbener Baum gewesen wäre?

Der Gärtner.

Ich bin also ohne Rettung verloren; und ich habe nichts zu erwarten, als umgehauen und in's Feuer geworfen zu werden.

Der Abt.

Du hast ganz Recht, mein Lieber, über deinen Zustand zu erschrecken. Aber das Uebel ist nicht unheilbar. Es ist mit uns nicht so, wie mit den Baumen in unsern Wäldern und Gärten. Wenn diese einmal todt sind, so können sie nicht mehr auferstehen; da hingegen der Mensch, der durch die Sünde geistiger Weise todt ist, durch eine aufrichtige Buße das Leben wieder erlangen kann. Verschiebe es also doch nicht, deine Zuflucht dahin zu nehmen!

Der Gärtner.

Ich versichere Ihnen, Herr Abt, daß ich ganz entschlossen bin, mich zu bekehren, und daß ich von heute an mein Gewissen in Ordnung bringen will.

Der Abt.

Ich bin voll Freude, dich auf diesem Entschlusse zu sehen. Gott gibt ihn dir ein. Bitte ihn also um Kraft, ihn ausführen zu können; denn ohne seine Gnade würdest du dich umsonst bemühen. Du weißt wohl, daß ein Gärtner, so geschickt und arbeitsam er auch ist, doch nicht im Stande ist, aus sich die kleinste Staude hervorsprossen zu machen. Er pflanzt, er begießt, aber Gott verleiht das Wachsthum. Um wie viel weniger kann der Mensch aus seinen eigenen Kräften sich wahrhaft bekehren! Er kann lesen, beten, betrachten; aber Gott läßt durch seine Gnade das Lesen, Beten, Betrachten in seinem Herzen keimen und Frucht bringen. Flehe ihn also mit Inbrunst um diese so nöthige Gnade an; auch ich will

gerne mein Gebet mit dem deinigen vereinigen, um sie zu erlangen!

Der Gärtner führte den Entschluß, den er gefaßt hatte, unverzüglich aus. Er bat den frommen Abt, der ihn belehrt hatte, daß er ihn noch ferner auf dem Bußwege, den er nun betreten wolle, leite; und er machte unter seiner Anleitung so schnelle Fortschritte, daß er bald ein eben so guter Christ wurde, als er ein geschickter Gärtner war.

66.

Das Erdbeben.

Nach einem furchtbaren Erdbeben, welches mehrere Städte verschüttet, und das ganze Land umwühlt hatte, waren allenthalben tiefe Gruben in der Erde zu sehen. Es hatten sich Abgründe aufgethan, die die Wege aüßerst unsicher machten. Nur mit größter Behutsamkeit konnte man von einem Orte zum andern gelangen. Selbst die Furchtlosesten der Landesbewohner zitterten, auf ihren Wanderungen auszugleiten, und in eine dieser Untiefen zu fallen. Doch die, welche klug und verständig die gehörigen Vorsichtsmaßregeln ergriffen, konnten sicher durchkommen, und jeder Gefahr entgehen. Leider aber waren nicht Alle so glücklich. Viele, ach, sehr viele gingen auf unglückselige Weise zu Grunde. Darunter war ein Trupp junger Leute, welche Mittel genug in Händen gehabt hätten, sich zu retten. Es hatte

hatte ihnen nicht an dem nöthigen Unterrichte gemangelt. Aeltere Männer hatten sie gewarnt, ihnen die tiefen Löcher in der Erde gezeigt, und gelehrt, wie sie dieselben vermeiden könnten. Doch sie wollten sich im thörichten Eigendünkel nicht von ihnen leiten lassen. „Wie“, sprachen sie, „diese grauenvollen Schlünde sollten wir immer vor Augen haben; wir sollten auf dem Wege zur Stadt immer daran denken müssen, wie ihnen auszuweichen sey? Dieß würde uns ja die sonst so lustige Reise ganz verkümmern; es würde uns traurig und bange machen; wer weiß auch, ob nicht gar der entsetzliche Anblick des Abgrundes uns schwindeln machen und hinabstürzen würde. Es ist ja weit besser, wir fliehen ihn! Lasset uns lieber blind machen; wir werden dann nichts sehen, das uns betrüben, stören und verwirren könnte. Den rechten Weg werden wir, durch natürliche Klugheit geleitet, schon zu finden wissen, und in keine Grube fallen.“ Sie verbanden sich wirklich die Augen, und taumelten dann voll kühner Zuversicht auf ihrem Wege fort. Kaum aber hatten sie eine kurze Strecke zurückgelegt, so stürzten die Unglücklichen plötzlich, einer über den andern rollend, in eine bodenlose Tiefe, und es war um sie geschehen!

Wie unselig, thöricht und wahnsinnig erscheint uns das Betragen dieser jungen Leute! und dennoch handeln die meisten nicht klüger als sie. Fromme Seelenhirten rufen mit dem heiligen Bernhard den Sündern zu: „Steiget, während ihr noch auf Erden wandelt, in die Hölle hinab, auf daß ihr nicht nach

eurem Tode hinabsteigen müßt! d. h.: denkt oft an das schreckliche Loos, das in der Ewigkeit die Strafe des unbußfertigen Sünders seyn wird! Stellt euch die Höllenflammen vor, die von der göttlichen Rache angezündet, seine Seele ewig in peinlicher Gluth verzehren werden. Ein heilsamer Schrecken wird euch durchbeben, und ihr werdet, wie der Apostel gebietet, mit Furcht und Zittern euer Heil wirken, und um so sicherer der drohenden Gefahr entgehen, als ihr dieselbe oft und ernstlich in Erwägung ziehen werdet.

Doch die leichtsinnigen Thoren antworten hierauf, weniger durch Worte als durch Thaten: „dieser Rath taugt nicht für uns. Der Gedanke einer „Hölle schreckt uns zu sehr, wir würden nicht leben „können, wenn wir uns viel damit beschäftigten. „Wir wollen uns denselben lieber aus dem Sinne „schlagen, damit er unsere Ruhe nicht störe. Wir „wollen im Leben und in Büchern Alles fliehen und „meiden, was uns daran mahnen könnte!"

Treulich halten sie diesen Vorsatz, und es gelingt ihnen endlich, ganz zu vergessen, daß es eine Hölle gibt. Keine Furcht vor ewiger Strafe legt ihren Leidenschaften einen Zügel an; sie geben sich denselben hin, und stürzen endlich in den Abgrund des Entsetzens, daraus keine Rettung möglich ist. Das Gräßliche, das sie in der Vorstellung nicht fassen, nicht ertragen konnten, umfängt sie nun in schauderhafter Wirklichkeit.

Sie sind die tollkühnen vermessenen Thoren unserer Parabel, die, um sich einen heilsamen Schrecken

zu ersparen, den Blick von dem gefürchteten Gegenstande wegwenden, während sie im raschen Laufe, mit verbundenen Augen demselben zueilen, und zu Tausenden in den finstern, grauenvollen Abgrund stürzen.

67.
Aesop am Hof.

Aesop war ein armer Sklave, der in der unansehnlichsten Hülle eines mißgestalteten Körpers einen genialen Geist verbarg. Ihm verdanken wir jene bekannten sinnreichen Fabeln, die im Gewande lieblicher Dichtung herrliche Lehren enthalten. Der Ruf seiner ausgezeichneten Eigenschaften erscholl am Hofe des Königs Crösus von Lydien so laut, daß dieser ihn kennen zu lernen wünschte, und ihn zu sich kommen ließ. Aesop erschien, und entsprach völlig der Erwartung, die man von ihm hatte. Er zeigte einen so richtigen Verstand, eine so scharfe Urtheilskraft und so große Klugheit, daß der König nicht besser für das Wohl seines Landes sorgen zu können glaubte, als wenn er ihn zum ersten Minister machte. Als Aesop eine so wichtige Stelle bekleidete, leuchteten die seltenen Talente, womit die Natur ihn ausgestattet hatte, in ihrem vollen Glanze zur Freude seines Herrn. Seine Unternehmungen hatten den glücklichsten Erfolg, und sein Ruf verbreitete sich bis zu den entferntesten Völkern.

Der Glanz, der ihn umgab, war den neidischen Augen der Höflinge unerträglich. Sie konnten sich nicht daran gewöhnen, einen armen Sklaven so hoch in der Gunst ihres Herrn gestiegen zu sehen, und beschloßen einmüthig ihn zu stürzen. Mit scharfem Späherauge beobachteten sie alle seine Schritte, und machten die Entdeckung, daß er jeden Tag regelmäßig eine gewisse Zeit allein in einer abgelegenen Kammer zubrachte, und einen darinstehenden Koffer durchsuchte. „Wahrscheinlich,“ dachten sie, „Summen Geldes, die er auf die Seite gebracht, und welche er durch sein hohes Ansehen sich zu verschaffen wußte.“ Sie befestigten sich so sehr in dem Argwohn, daß er unrechtmäßig erworbene Schätze jeden Tag in dem geheimnißvollen Koffer niederlegte, daß ihnen kein Zweifel mehr darüber blieb. Natürlich war ihnen dieß eine erwünschte Gelegenheit, ihren Zweck zu erreichen. Sie wagten, Aesopen geradezu bei dem König des Raubes anzuklagen, und baten letztern, sich selbst von der Wahrheit zu überzeugen, und jenen Koffer in seiner Gegenwart durchsuchen zu lassen. Cröses war sehr betroffen, als er diese Anschuldigungen gegen einen Mann, den er so hoch schätzte, vernahm. Sollte er sich so sehr getaüscht, einem elenden Betrüger sein ganzes Vertrauen geschenkt haben? Dieser Gedanke quälte ihn, und er beschloß, dem Vorschlag der Höflinge Gehör zu geben, um sich Gewißheit zu verschaffen. Er ließ Aesopen rufen, und begab sich mit ihm und seinen Anklägern in jene verborgene Kammer, wo der geraubte Schatz

verwahrt liegen sollte. Hier stand wirklich ein alter, ungewöhnlich großer Koffer. Aesop erhielt den Befehl, ihn sogleich aufzuschließen, und gehorchte. Wer malt aber das Staunen und die Bestürzung der Höflinge, als der Deckel des Koffers aufgehoben war! Da waren keine aufgehaüften Schätze, kein Silber und Gold zu sehen; nichts bot sich dem Auge dar, als ein altes elendes Sklavengewand, das Aesop vor seiner Standeserhöhung getragen hatte. Der König, der sich von der Unschuld seines Ministers, und von der Bosheit seiner Ankläger augenscheinlich überzeugt hatte, entbrannte in heftigem Zorn gegen diese und verbannte sie auf der Stelle und für immer aus seinem Angesichte.

Als er aber mit Aesop allein war, fragte er ihn nach der Ursache, warum er den abgetragenen Kittel, dieß demüthigende Denkmal seines Sklavenstandes, so sorgfältig aufbewahrt, und jeden Tag sich damit beschäftigt habe? „Herr,“ antwortete der Minister, „das irdische Glück ist eine gefährliche „Sache; große Ehrenbezeigungen und ein plötzlicher „Glückswechsel blenden leicht das schwache Menschen„auge, und verleiten zu thörichtem Stolz. Dagegen „wollte ich mich verwahren, und das beste Schutz„mittel, das sich mir darbot, war dieß Erinnerungs„zeichen meines frühern Standes. Indem ich es „jeden Tag betrachte, und mir dadurch die Niedrigkeit „meines Ursprungs in's Gedächtniß zurückrufe, laufe „ich weniger Gefahr, mich jemals zu vergessen, und

„die Gunst, mit der deine Majestät mich beehrt, zu „mißbrauchen.“

Ihr Bessern unter den Christen, die ihr durch besondere Talente, oder andere natürlichen Vorzüge, über die Menge hervorragt, oder ihr, die ihr durch den Glanz eurer Tugenden und guten Werke als helle Sterne leuchtet; oder ihr, die ihr durch die höchsten und köstlichsten Gnadengaben von Gott vorzüglich begünstigt seyd; mit Recht besorget ihr, daß ein geheimer Stolz sich unvermerkt in euer Herz einschleichen, oder daß eine eitle Selbstgefälligkeit euch aller eurer Verdienste vor Gott berauben möge. Wollt ihr ein sicheres Mittel, dieser gefährlichen Versuchung niemals zu unterliegen? — Folget dem Beispiel des weisen Heiden, thut wie er gethan in geistiger Weise! Sondert euch jeden Tag eine Weile von allen äußern Gegenständen ab, um tief in euer Inneres einzukehren. Hier betrachtet mit großer Aufmerksamkeit eure Nichtigkeit, nämlich die Niedrigkeit eures Ursprungs, eure geistigen und leiblichen Gebrechen, eure bösen Neigungen, eure zahllosen Sünden, eure natürliche Unfähigkeit zu allem Guten, eure Untreue, Feigheit, Undankbarkeit. Dieser Anblick wird euch zur Demuth zurückführen, und hindern, daß ihr jemals euch der Gaben, die euch Gott verlieh, überhebet.

So erinnerte sich der heil. Paulus mitten unter den gesegneten Verrichtungen seines ruhmvollen Apostelamtes, und nachdem er sich bis zum dritten Himmel erhoben sah, mit Beschämung der Zeit, da er

ein Feind und Verfolger der Kirche war. So rief sich der heil. Augustin, der alle Irrlehrer seiner Zeit besiegte, und der Heiligkeit seines Lebens, so wie der Erhabenheit seiner Lehre wegen, ein Gegenstand allgemeiner Verehrung war, nicht nur oft bei sich selbst, die demüthigende Geschichte seiner Irrthümer und Ausschweifungen zurück, sondern wollte auch, daß sie zur allgemeinen Warnung öffentlich bekannt würde.

68.

Die Flüsse.

Die Flüsse stammen aus dem Meere, durchströmen in großer Anzahl die Erde, und haben alle gleichen Ursprung. Nur ihrem Laufe und ihrer Bestimmung nach sind sie verschieden. Einige durchlaufen weite Strecken Landes in ungeheuren Krümmungen, andere machen auf kurzer Bahn nur kleine Umwege. Einige eilen rauschend und wildaufwogend zum Ziele; andere fließen ruhig, friedlich und geraüschlos dahin. Einige winden sich durch fruchtbare Gefilde, und sehen ihre Ufer mit prachtvollen Städten, reizenden Gegenden und herrlichen Kunstwerken geschmückt; andere müssen durch unfruchtbare öde Steppen, schroffe Felsengebirge und menschenleere Wüsteneien wandern. Einige sind bald reich, bald arm, können zu einer Zeit ihr Bett ganz mit Wasser anfüllen, so daß es überfließe; zur andern kaum den Grund desselben bedecken; andere sind niemals überflüssig, jedoch immer hinlänglich mit Wasser versehen,

um keinen Mangel zu leiden, und große Schiffe überall bequem auf ihrem Rücken tragen zu können. Einige geberden sich wild und unbändig, überfluthen ihre Ufer, durchbrechen alle Dämme, überschwemmen das Land, und richten überall Verheerung an. Andere halten sich still, ruhig und bescheiden in dem Kanal, den sie selbst sich aushöhlten, und lassen in jedem Lande, durch welches ihr Lauf sie führt, gesegnete Spuren ihres Daseyns zurück. — Doch nach langem oder kurzem, kühnem, muthigem, freudevollem oder kümmerlichem, beschwerlichem, freudlosem, Heil und Segen bringendem oder verheerendem Laufe, langen endlich alle im Meere an, und verlieren sich in seinen Fluthen.

Der Lauf dieser Flüsse ist das treue Bild des menschlichen Lebens in seinen verschiedenen Schicksalen und Erscheinungsweisen. Die Menschen stammen dem Leibe nach aus der Erde, und werden wieder zu Erde; doch bevor sie zu ihrem ersten Ursprung zurückkehren, durchwandern sie die verschiedensten, entgegengesetztesten Wege.

Einige erreichen das höchste, Andere kaum ein reifes Alter; noch Andere werden in zarter Jugend, Viele schon in der Wiege weggerafft. Einige erheben sich in schnellem Fluge zum Gipfel des Glückes; Andere quälen sich ab, um ihr Leben kümmerlich durchzubringen. Einige werden von den stürmischen Wellen des wechselnden Schicksals hoch emporgetragen, bald in die Tiefe hinabgestürzt; Andern ist vergönnt, ruhige sorgenfreie Tage in bescheidenem

Wohlstand zu verleben. Einige gebrauchen die Güter, womit das Glück sie vorzugsweise begünstigte, um die Schwächern zu unterdrücken, und ihre Untergebenen zu tyrannisiren; Andere bedienen sich ihres Reichthumes und kennen keinen andern Genuß desselben, als Alles um sich her zu beglücken und zu erfreuen.

Wie verschieden der Stand, der Beruf, das Schicksal, die Handlungsweise der Menschen seyn mögen, bleibt stets ihr Ziel und Ende dasselbe. Sie sind aus Staub gebildet, und werden wieder zu Staub.

Doch nicht das irdische Wesen des Menschen allein ist dem Laufe der Flüsse zu vergleichen. Auch die unsterblichen durch Gottes Hauch gebildeten Seelen kehren, nachdem sie die mannigfaltigsten Lebens- und Läuterungswege auf Erden durchlebt haben, zu ihrem himmlischen Ursprung, zu ihrem Schöpfer zurück, wenn sie nur den ihnen vorgezeichneten Weg nicht verlassen, wenn nur der freie Wille, mit dem sie begabt sind, der lenkenden Gnade nicht untreu geworden ist.

69.

Damokles.

Damokles war ein niederträchtiger Schmeichler, der auf eine niedrige Weise dem Tyrannen Dionysius den Hof machte. Um sich bei diesem Emporkömmling mehr in Gunst zu setzen, gab er sich

Mühe, ihn über alle Monarchen der Welt zu erheben, und wiederholte ihm unaufhörlich, er übertreffe sie an Verdiensten, an Reichthümern, an Ruhm, an Macht, und sogar an Glück. Der Tyrann, welcher in beständiger Furcht lebte, daß man ihm nach dem Leben trachte, maß diesem letzten Punkte gar keinen Glauben bei. Er fühlte nur zu sehr, daß er nicht der glücklichste Fürst auf Erden war, und er wollte es ebenfalls seinen Schmeichler empfinden lassen. Er befahl daher eines Tages, daß man ihm mit dem Purpur und allen Zeichen der königlichen Würde bekleiden solle. Er ließ ihn an seine Tafel setzen und so bedienen, als ob er wirklich der Herr des Reiches gewesen wäre. Die Mahlzeit war aüßerst prächtig, und während die köstlichsten Getränke seinen Gaumen schmeichelten, bezauberte eine herrliche Musik seine Ohren. Er war vor Freude außer sich über eine so entzückende Lage. Während dem er aber ihre Süßigkeit mit allem Wohlbehagen kostete, mahnte ihn Einer, seine Augen in die Höhe zu heben. Wie war ihm, als er nun über seinem Haupte ein bloßes Schwert gewahr wurde, das nur an einem Pferdhaare von der Decke herabhing. Er erblaßte, bebte, wollte seinen Platz verlassen, aber der König verbot es ihm. Man fuhr fort, ihm Alles aufzutischen, was seinen Appetit reizen konnte; die Musikanten verdoppelten ihre Anstrengung, und ließen alle ihre Kunst hören; aber er verkostete nichts mehr, er hörte nichts mehr; er war nur mit dem unglücklichen Schwerte beschäftigt, das sich jeden Augenblick losreißen und

ihn durbohren konnte; unaufhörlich richtete er seine Augen auf dasselbe. Die übrige Zeit, die er an der Tafel zubrachte, schien ihm ein Jahrhundert, und er holte erst wieder Athem, als ihm endlich erlaubt wurde, die grausame Lage zu verlassen.

Diese grausame Lage des Damokles ist die unsrige. Immer hält der Tod seine Sense über unsern Haüptern erhoben; es gibt keinen Augenblick, da er uns nicht den unvermeidlichen Streich versetzen kann. Wie können wir also ruhig essen, trinken, schlafen, lachen, uns die Zeit verkürzen? Damokles zeigte sich weit klüger als wir. Vom Augenblicke an, da er das drohende Schwert erblickte, ward er unempfindlich für jeden andern Gegenstand, und verlor es nicht mehr aus den Augen; fortwährend blieb er auf seiner Hut. So sollte auch unser Verhalten seyn. Alle Reichthümer, alle Ehren, alle Freuden der Welt sollten uns gleichgültig seyn; wir sollten nur darauf denken, kluge Maßregeln zu ergreifen, nicht um dem Tode zu entgehen, der unvermeidlich ist, sondern um nicht in einem Zustande, wo er für uns traurige Folgen haben könnte, von ihm überrascht zu werden. Damokles sah wirklich das Schwert über seinem Haupte hängen; wir hingegen sehen den Tod nicht, wie er bereit ist, uns zu schlagen; ersetzen aber nicht Vernunft und Religion dieses körperliche Sehen? Und ist die beständige Gefahr, worin wir uns befinden, vom Tode überrascht zu werden, nicht so gewiß, als ob wir mit unsern Augen seine furchtbare Sense unsern Haüptern drohen sähen?

70.
Der heilige Wenzeslaus.

Oft verließ der heil. Wenzeslaus, König von Böhmen, des Nachts seinen Palast, und ging mit bloßen Füßen durch die Straßen, um die verschiedenen Kirchen seiner Hauptstadt zu besuchen. Selbst die strengste Kälte konnte ihn an diesen frommen Wallfahrten nicht hindern. In den Tempeln Gottes, vor den Altären, wo sein Glaube den im heil. Sakramente verschleierten Heiland gegenwärtig sah, lag er oft Stunden lang auf den Knieen, sein Herz in glühendem Gebete ergießend. Zuweilen auch schloß er sich an die Heiligen an, die hier vorzüglich verehrt wurden, um gemeinschaftlich mit ihnen Gott zu loben, und ihn, durch ihre Fürbitte unterstützt, um Gaben anzuflehen. — Sein einziger treuer Begleiter auf diesen nächtlichen Wanderungen war ein Diener, auf dessen Verschwiegenheit er zählen konnte, und der die Gesinnungen seines Herrn theilte. Einst war die Nacht sehr kalt, der Schnee hart gefroren, und es wurden dem Diener die, obschon gut bekleideten Füße so steif vor Frost, daß er sie kaum mehr bewegen konnte. Er klagte dem König seine Noth, und daß er nicht im Stande sey, ihn ferner zu begleiten. Der Fürst, obschon er selbst, von innerer Gluth erwärmt, nichts von der äußern Kälte fühlte, hatte Mitleid mit ihm, und hieß ihn ganz genau seinen Schritten folgen, und in seine dem Schnee einge-

drückten Fußstapfen treten. Der Diener gehorchte, und alsobald fühlte er seine erstarrten Füße von einer milden Wärme durchströmt, die sich allmählig in den ganzen Körper verbreitete. Mit kräftigen neubeflügelten Schritten konnte er nun seinem Herrn folgen, wohin der Trieb der Andacht diesen führte.

Ihr wahrhaft bekehrten Sünder, die ihr gern die göttliche Gerechtigkeit durch Buße sühnen möchtet, aber in eurer Schwäche vor schwerer Selbstüberwindung und strengen Abtödtungen zurückschaudert: wollet ihr lernen den Weg des Kreuzes mit Muth und Freudigkeit wandeln? — Folgt eurem göttlichen Meister Schritt für Schritt von Jerusalem bis auf den Calvarienberg; tretet in seine von heiligem Blute befeuchteten Fußstapfen: Eine himmlische Gluth wird alsbald euer Herz erwärmen, und euch in einen Zustand versetzen, in dem ihr allen aüßern Beschwerden mit Leichtigkeit Trotz bieten, alle Schwierigkeiten überwinden könnet.

Dieß ist das unschätzbare Geheimniß, durch welches so viele fromme Männer und Frauen zu Helden und Heldinnen wurden; in Abtödtungen, vor welchen die Natur zurückschauderte, ihre Sünden büßten, und sich von allen irdischen Fesseln frei machten. Zu diesen gehört ein Franziskus, Bruno, Bernhardus, Johannes vom Kreuz, Peter von Alcantara; eine Theresia, Magdalena von Pazzi, und viele andere Heilige. Das Schwerste ward ihnen leicht, wenn sie im Geiste ihren kreuztragenden Erlöser zum Calvarienberge folgten, ihm, der mit dem Blute, das

aus seinen Wunden floß, ihnen den Weg bezeichnete. Muthig traten sie in seine geheiligten Fußstapfen, und neue Kraft durchströmte sie bei jedem Schritt, und eine nie gefühlte Liebe zum Leiden erwachte in ihnen. Sie kannten keine höhere Seligkeit, als, mit schwerem Kreuz beladen, ihrem heiligen Vorbild Schritt für Schritt nachzuwandeln, und keinen heißern Wunsch, als ihr Blut mit dem anbetungswürdigen Blute zu vermischen, von dem der heilige Kreuzweg befeuchtet war.

71.
Der Derwisch.

Die Derwische sind eine Art Majometanische Mönche, die in Persien und Indien, wo sie herumlaufen, um Almosen zu sammeln, sehr haüfig sind. Einer dieser Bettler ging auf seiner Reise durch die Hauptstadt von Persien. Es war spät, als er ankam. Um auszuruhen und die Nacht zuzubringen, ging er kühn in den Palast des Königs, und, nachdem er sich in einem Winkel des Saales, wo sich die Wachen aufhielten, niedergesetzt, zog er seinen kleinen Mundvorrath aus der Tasche hervor, und schickte sich eben an, seine Nacht-Mahlzeit zu halten, um hernach einzuschlafen, als ihn einige königliche Offiziere bemerkten, und ihn fragten, was er da thue, und wie er da hinein habe dringen können? „Bin ich denn nicht in einem Wirthshause?“ antwortete er.

Die Offiziere, durch eine so verächtliche Antwort beleidigt, erwiderten ihm nur mit Schimpfworten und Drohungen. Sogar gingen einige fort, und hinterbrachten dem Könige das grobe Vorhaben dieses Elenden. Der Fürst befahl, daß man ihm denselben vorführe. Als er ihn nun vor sich sah, sagte er mit Unwillen zu ihm: „Du bist sehr frech, daß du meinen Palast für ein Wirthshaus ansiehst!"

Der Derwisch antwortete ihm, ohne zu erschrecken: „Erlaube mir, Fürst, demüthig eine Frage an dich zu stellen: Wer bewohnte diesen Palast vor dir?" — „Der König, mein Vater." — „Und vor ihm?" — „Der König, mein Großvater." — „Und vor diesem Großvater?" — „Der König, mein Ahnherr." — „Und vor diesem Ahnherrn?" — „Der König, mein Urahnherr." — „Ich habe mich also nicht betrogen. Ein Haus, wo so viele Personen nach einander hindurchgehen, ist ein Wirthshaus."

Wenden wir diese Antwort auf uns selbst an, und bessern wir unsere Denkungsart! Wer von uns würde sich nicht für beschimpft halten, wenn man ihm sagte, sein Haus sey nur ein Wirthshaus? Doch ist nichts so wahr. Wie viele Personen sind vor uns durch die Häuser, die wir bewohnen, hindurchgegangen. Heute halten wir uns noch darin auf, morgen sind wir schon nicht mehr da, und Andere werden unsere Plätze einnehmen. Der Name „Wirthshaus" paßt also genau auf sie; und uns selbst sollen wir nur für Gäste ansehen, die sich kürzer oder länger darin aufhalten.

Dieses Haus, sagst du, ist eine Erbschaft, die mir mein Vater hinterlassen hat; das heißt, dein Vater ist durch dieses Haus hindurchgegangen. Du wirst auch nur durch dasselbe hindurchgehen. Also bist du auch, wie er, nichts mehr, als ein Gast, ein Reisender. Dieß ist der Gedanke des heiligen Augustin: „Dieses Haus hat mir mein Vater hinterlassen, d. h. dein Vater ist durch dasselbe hindurchgegangen. So wirst auch du hindurchgehen. Also bist du ein Gast!"

72.

Die fehlgeschlagene Erbschaft.

Geront, ein reicher und sehr alter Mann, wollte, da er sich dem Ziele seines Lebens näherte, sein Testament machen. Er hatte seine Familie nach und nach aussterben gesehen, und hatte nun keine Verwandten mehr, denen er sein großes Vermögen hinterlassen konnte. Da erinnerte er sich, daß Einer seiner alten Freunde eine zahlreiche Nachkommenschaft zurückgelassen, und wählte einen seiner Söhne, um ihn zum Erben einzusetzen. Er schrieb ihm, er solle nach Paris kommen. Es war ein junger Mann, der sich eben verheirathen wollte, und wenig Vermögen hatte; es konnte also diese Erbschaft Keinem besser zufallen, und nicht gelegener kommen. Kleon (das war der Name des jungen Mannes) begibt sich eiligst zu seinem Wohlthäter. Dieser empfängt ihn mit

mit allen Zeichen der Liebe und des Wohlwollens, und bestätigt ihm, was er ihm schon geschrieben hatte, seine Absicht sey, ihn zum Universalerben einzusetzen. Nachdem nun unser junge Mann ihn einige Zeit unterhalten und ihm viele Erkenntlichkeit bezeigt hatte, verließ er ihn, um ein wenig in Paris, das er noch nicht kannte, spazieren zu gehen. Er kam Abends ziemlich spät zurück, und sah Geront, der sich schon schlafen gelegt hatte, nicht mehr. Den folgenden Tag machte er ihm einen ziemlich langen Besuch; nachher ging er aus, und kam erst zum Mittagessen wieder zurück. Kaum war man von der Tafel aufgestanden, so lief er wieder fort. Er sah viel Neues jeder Art. Er ging in's Schauspiel; er traf Bekannte an, die ihn in's Kaffeehaus führten. Man überredete ihn zum Spiele; und er spielte nicht glücklich. Sehr spät kehrte er nach Haus zurück. Die folgenden Tage verfloßen beinahe auf die nämliche Weise. So wie aber bald seine Bekanntschaften sich vermehrten, und er am Theater und Spiele immer mehr Geschmack fand, so wurden auch seine Besuche bei seinem Wohlthäter von Tag zu Tag seltener; nachher ließ er sich nur hie und da kurz bei ihm sehen, und kehrte eilends zu seinen Gefährten zurück, die ihn bald zu Ausschweifungen jeder Art lockten. Indessen war Geront mit einem solchen Betragen nicht zufrieden. Er erwartete von Einem, dessen Glück er machte, mehr Achtung. Er ließ vor seinen Bedienten gewisse Worte fallen, die seine Denkungsart hierüber ziemlich an den Tag legten.

Sie meldeten dieß Kleon, und sagten ihm, daß wenn er sich um ihren Herrn nicht mehr befleißige, und sich sein Wohlwollen nicht besser zu erhalten suche, es ihn gereuen könne. Kleon versprach, sich das zu merken. Er zwang sich einige Tage wenigstens zum Mittagessen nach Hause zu kommen. Da er sich aber in so Manches eingelassen hatte, wovon das Eine das Andere nach sich zog, so hatte er bald nicht mehr Zeit, den guten Alten zu sehen; oft brachte er sogar die Nacht außer dem Hause zu. Geront war darüber aufgebracht; und indem er ohnehin überlegte, daß seine Erbschaft in schlimmen Händen wäre, wenn er sie einem so unklugen Menschen überließe, so ließ er seinen Notar kommen, und vermachte sein ganzes Vermögen dem großen Spital in Paris. Der Unwille, womit er dieß gethan, und der Verdruß, den ihm die Gleichgültigkeit und Undankbarkeit Kleon's verursacht hatten, zogen ihm eine Krankheit zu, die ihn in wenigen Tagen hinwegraffte.

Kleon war dazumal von dem Wirbel seiner Vergnügungen so mit fortgerissen, daß er seit einiger Zeit nicht mehr bei Geront erschien. Endlich kam er an einem Abende dahin; und da sah er ihn im Sarge, und vernahm, daß er von der Erbschaft nichts mehr zu erwarten habe.

Man kann sich den Eindruck, den eine so unerwartete Neuigkeit auf den jungen Menschen machte, nicht vorstellen. Anfangs blieb er vor Erstaunen unbeweglich; wie er darauf wieder zu sich gekommen, und mit einem Blicke den ganzen Umfang

seines Unglücks übersah, gerieth er in die furchtbarste Verzweiflung. Wüthend gegen sich selbst, daß er aus eigener Schuld ein so schönes Glück von sich gestoßen, zerraufte er sich die Haare, zerkratzte sich das Gesicht, biß sich in die Arme, und schrie fürchterlich; man mußte ihn aus Furcht, er möchte sich das Leben nehmen, die ganze Nacht bewachen.

Das war aber nicht Alles. Den folgenden Tag, als sich die Neuigkeit verbreitet hatte, daß Kleon nichts mehr von Geront erbe, sah er sich von Glaübigern aller Art, die er sich seit seinem Aufenthalte in Paris gemacht hatte, belagert. Nachdem er nämlich Alles, was er besaß, verschwendet hatte, trug er kein Bedenken, Schulden zu machen, da ihn ja Geront's Erbschaft in den Stand setzen sollte, sie ohne Anstand wieder zu tilgen. Wie nun aber seine Hoffnung verschwunden war, sah er sich unvermögend, seine Glaübiger zu befriedigen, die ihn also in's Gefängniß führen ließen.

Jetzt stieg seine Verzweiflung auf's Höchste. Er hätte in Ueberfluß, in Ehren und Freuden leben können; und sah sich nun dem schrecklichsten Elende preisgegeben, in einem Kerker eingeschlossen, ohne zu wissen, ob ihm jemals wieder gestattet werde herauszukommen! Dieser grausame Gedanke, der sich seinem Geiste unabläßig darstellte, war für ihn eine unerträgliche Quál. Ueberwältigt von der Last seines Daseyns, das ihm verhaßt geworden, versuchte er mehreremal sich den Tod zu geben. Es gelang ihm nicht; aber der finstere Gram, der an ihm nagte,

ersetzte ihm Eisen und Gift, und endigte in wenigen Tagen sein trauriges Leben.

Wenn dieser unglückliche junge Mensch so fürchterliche Anfälle von Wuth und Raserei gegen sich selbst erfuhr, weil er aus eigener Schuld ein zeitliches Glück verloren hatte, und sich nun, wegen seines schlechten Betragens, in Armuth und vorübergehender Gefangenschaft sah, — wie werden dann erst in der Hölle die Verzweiflung und die Gewissensbisse eines Verdammten seyn, der, aus seiner Schuld, ein unaussprechliches, unendliches, ewiges Glück verloren, und sich selbst in einen Abgrund fürchterlicher und unendlicher Uebel gestürzt hat! Sünder, betrachtet aufmerksam das Gemälde, das euch dieses Gleichniß vor Augen hält. Statt euch durch ein christliches Leben das herrliche Glück, das Gott selbst euch anbietet, zu versichern, statt seine Freundschaft durch öfteres Gebet und durch Treue in Beobachtung seines Gesetzes zu unterhalten, setzt ihr es außer Acht, ihr vergeßt es, ihr gebt euch allen Eitelkeiten, allen Thorheiten der Welt preis; ihr denkt nur darauf, euere Leidenschaften zu befriedigen, euern Sinnen zu schmeicheln, alle Freuden, die ihr euch verschaffen könnet, zu genießen! Was wird dann geschehen, wenn ihr euch nach euerm Tode darstellen werdet, um jene himmlische Erbschaft, die euch auf immer bereichern soll, zu empfangen? Da werdet ihr mit der äußersten Verzweiflung vernehmen, daß ihr nichts mehr davon zu erwarten habt; und ihr werdet euch mit unermeßlichen Schulden, die ihr euch durch euere

Verbrechen gemacht, beladen sehen, wofür euch die bösen Geister, diese Diener der göttlichen Gerechtigkeit, in die finstern Gefängnisse, in die brennenden Kerker der Hölle schleppen werden, wo unaufhörlich der Wurm der grausamsten Gewissensbisse euch zernagen wird.

Der junge Mensch unsers Gleichnisses fand wenigstens im Tode das Ende seiner Uebel; aber euere Qualen werden sich niemals endigen. Nur die Zernichtung könnte euch davon erlösen; aber ihr werdet ewig fortleben!

73.

Der Einlösungstermin.

Ein Mann, der sich ein Landgut gekauft, und dasselbe eben in Besitz genommen hatte, rief Handwerker und Künstler aller Art zusammen, um große Verbesserungen daselbst vorzunehmen. Das Haus bekam eine neue Einrichtung, die Zimmer ein schöneres Ebenmaß. Malerei und Bildhauerkunst wetteiferten, sie mit ihren herrlichsten Werken zu schmücken. Die Gärten wurden nach einem neuen Plane umgegraben, neue Pflanzungen und Alleen wurden angelegt. Springbrunnen und Weiher entstanden, wozu das Wasser durch künstliche Vorrichtungen herbeigeschafft werden mußte; Treibhaüser wurden erbaut; Baüme, seltene Gestraüche und Blumengattungen aus der Ferne verschrieben.

Als nun in Haus und Garten Alles umgestaltet, und das Werk in der ersten Anlage vollendet war, betrachtete der Eigenthümer dasselbe mit Wohlgefallen, und freute sich der neuen Schöpfung, die nach seinem Plane und unter seinen Augen entstanden war. Doch mitten im Genuß derselben, und als er eben noch mit Planen zu neuen Verschönerungen sich beschäftigte, ward ihm plötzlich die Freude verdorben. Ein naher Verwandter des vorigen Gutsbesitzers meldete sich, kraft des Einlösungsrechtes, zum Wiederkauf. Dieß Recht konnte ihm in der That nicht bestritten werden, da der Einlösungstermin noch nicht erloschen war. Somit mußte der neue Besitzer, so schwer es ihm ward, sich wieder von dem Gute trennen, an das er sein ganzes Herz geheftet hatte; und alle zur Verschönerung desselben verwendeten Summen waren für ihn verloren. — Zu spät begriff er nun, daß es nicht klug sey, für ein Gut, das noch nicht völlig unser Eigenthum ist und uns wieder genommen werden kann, große Summen zu verwenden, und mehr zu thun, als dasselbe im gehörigen Stande zu erhalten.

Unser Leben ist diesem Gute zu vergleichen. Wir haben Besitz davon genommen, allein es ist noch dem Wiederkauf unterworfen, und kann uns von dem Eigenthümer, aus dessen Händen wir es erhielten, jeden Augenblick wieder entrissen werden, kraft eines unbestreitbaren Rechtes. Die Klugheit gebietet demnach, daß wir unser Herz nicht zu sehr daran hängen, und nicht zu großen Aufwand machen, es durch

Reichthum, Ehrenstellen und Sinnengenuß zu verschönern, sondern uns mit dem, was zu seinem Unterhalt unumgänglich nothwendig ist, zu begnügen. Nämlich, mit mäßiger Nahrung, einfacher Kleidung und unschuldigen Erholungen. — Statt dessen aber handeln wir wie jener unvorsichtige Gutsbesitzer. Kaum haben wir angefangen, das Leben zu genießen, dessen Besitz uns nicht für einen einzigen Tag zugesichert ist; so strengen wir alle Kräfte an, uns dasselbe bequem und angenehm zu machen, und mit Allem, was uns die Erde bietet, auszuschmücken. Doch mitten im Genuß seiner schönsten Freuden, und während wir nur auf Vervielfältigung derselben und auf künftige Verschönerungen sinnen, wird es uns plötzlich geraubt; und verloren ist alle Mühe, die wir uns gaben; aller Aufwand, den wir in der Hoffnung eines vieljährigen Besitzes desselben machten.

74.

Die sich lagernde Armee.

Eine Armee war seit einigen Tagen auf dem Marsche. Eines Abends vernahm der General, der sie kommandirte, durch seine Späher, daß der Ort, wo er sich lagern sollte, von feindlichen Parteien, die sich in den umliegenden Gehölzen versteckt hätten, umringt sey. Da die einbrechende Nacht nicht mehr erlaubte, sie daraus zu verjagen, so befahl der General, sobald er im Lager angekommen, daß man

sogleich an Verschanzungen arbeiten solle, welche die Feinde im Falle eines Ueberfalles abhalten könnten. Er verdoppelte die entfernten Wachen; er schickte außerordentliche Patrouillen aus; er verbot, aus dem Lager herauszugehen, oder auch nur seine Fahne zu verlassen; er verordnete endlich, daß man die Nacht unter den Waffen zubringen solle. Alles dieß war hart und mühsam für die von einem langen Marsche schon ermüdeten Soldaten; doch beklagte sich Keiner darüber, weil sie wohl sahen, daß diese Maßregeln für ihre Sicherheit nothwendig seyen, und daß, wenn man sie vernachlässigte, sie von den Feinden unfehlbar würden in Stücke gehauen werden, indem diese im Glauben, sie im Schlafe versunken überraschen zu können, sie gewiß während der Nacht angreifen würden.

Diese Soldaten dachten richtig. Warum denken wir aber, da wir uns in der nämlichen Lage befinden, nicht auch so? Wir sind von Feinden umgeben, die nur eine Gelegenheit suchen, uns zu überraschen, und uns das Leben der Seele zu rauben. Um nun das Unglück, womit wir bedroht sind, zu vermeiden, befiehlt uns Jesus, unaufhörlich zu wachen, immer die Waffen der Abtödtung bei der Hand zu haben, uns nicht vom Kreuze, das unsere Fahne ist, zu entfernen, um dem gefährlichen Reize nach Freiheit und Freude zu folgen, uns durch das Gebet und gute Werke mit festen Verschanzungen zu umgeben; und wir murren! Wir halten diese Befehle zu streng! Welche Ungerechtigkeit und welcher

Undank! Ist's nicht sichtbar, daß, wenn wir die Vorsichts-Maßregeln, die Jesus uns vorschreibt, nicht treffen, wir unfehlbar die Beute unserer Feinde werden, die uns ohne Vertheidigung und in einer traurigen Sicherheit eingeschlafen, antreffen? Der Zweck dieser Vorsichts-Maßregeln ist also kein anderer, als unsere eigene Sicherheit. Folglich schreibt sie uns dieser göttliche Lehrer aus bloßer Güte und aus bloßer Zärtlichkeit gegen uns vor; und für diese Verordnung sind wir ihm unsern höchsten Dank schuldig.

75.

Heraklius.

Als Chosroes, König von Persien, sich der Stadt Jerusalem bemächtiget hatte, raubte er auch das Kreuz unseres Heilandes, welches die Kaiserin Helena wunderbarerweise entdeckt hatte, und welches auf dem Calvarienberge mit größter Sorgfalt aufbewahrt wurde, um es nach Persien bringen zu lassen. Da blieb dieß Zeichen unsers Heiles vierzehn Jahre in den Händen der Ungläubigen, bis es endlich dem Kaiser Heraklius gelang, es wieder zurück zu erhalten. Dieser Fürst, von heiliger Freude erfüllt, sich wieder im Besitz des kostbaren Schatzes zu sehen, wollte, daß das Kreuz mit feierlichem Gepränge an die Stelle zurückgetragen würde, von der es geraubt worden war. Alle geistlichen und weltlichen Körperschaften der Stadt versammelten sich auf seinen Be-

fehl und gingen in feierlichem Zuge nach dem Calvarienberg. Der Kaiser ging zuletzt. Mit dem Purpurmantel und allem Schmuck der kaiserlichen Majestät umkleidet, trug er das geheiligte Werkzeug unserer Erlösung auf seinen Schultern.

Dieß rührende Schauspiel ward durch ein seltsames Ereigniß unterbrochen. Als der Kaiser, nachdem er die ganze Stadt durchgangen hatte, zu dem Thore gelangte, welches zu dem Calvarienberge führt, fühlte er sich plötzlich auf dem Wege aufgehalten, so daß er keinen Schritt weiter konnte. Alle Mühe, die er sich gab, war vergeblich. Eine unsichtbare Hand schien ihn zurückzudrängen, oder eine unübersteigbare Schranke ihm den Weg zu versperren.

Allgemeine Bestürzung verbreitete sich unter den Anwesenden; der Kaiser besonders verlor beinahe alle Fassung und wußte nicht, was er beginnen sollte; da sprach Zacharias, der heil. Bischof von Jerusalem, von höherem Lichte erleuchtet, also zu ihm: „Möchte nicht etwa, mein Herr und Kaiser, die „reiche Kleidung, die dich bedeckt, und die Edel„steine, die auf dir glänzen, einen zu schneidenden „Kontrast bilden, mit dem Kreuze, das du trägst, „und mit dem Zustande der Erniedrigung, in dem „sich Jesus Christus selbst befand, als Er es trug?" Diese Worte waren dem Kaiser ein Lichtstrahl in dunkler Nacht. Er vertauschte eilig den Purpur-Mantel und alle Zeichen seiner Würde mit einem ganz einfachen schlichten Gewande, und versuchte

nun wieder seinen Weg fortzusetzen. Das Hinderniß war verschwunden; er gelangte ohne Mühe bis zur Höhe des Calvarienberges; und hier ward ihm die himmlische Freude zu Theil, das Kreuz unsers Heilandes auf derselben Stelle, die es einnahm, ehe Chosroes sich desselben bemächtigt hatte, wieder aufzupflanzen.

1) Dieser Zug aus der Geschichte enthält eine wichtige Lehre für jene Christen, welche die Weichlichkeit des Weltlebens gern mit dem Kreuze unsers Herrn Jesu Christi vereinigen möchten, welche sich für Jünger unsers Heilandes ausgeben, aber durch ein eitles, üppiges, wollüstiges Leben ihren göttlichen Meister verlaügnen. Wenn wir wahrhaft unser Kreuz dem Heilande nachtragen wollen, wie wir dazu verpflichtet sind, müssen wir uns der Demuth, der Armuth im Geiste, der Abtödtung, der Buße befleißigen, und unser Äußeres muß so viel möglich den Gesinnungen unseres Herzens entsprechen.

2) Heraklius war nachdrücklich darauf hingewiesen, daß man das Kreuz Jesu Christi nicht durch den Glanz irdischer Herrlichkeit, sondern durch Demuth und freiwillige Erniedrigung ehre. Möchten jene Diener Gottes, die höhere geistliche Würden bekleiden, daraus lernen, wie man nicht durch großen Aufwand und aüßere Pracht, sondern nur durch Einfalt des Herzens, Demuth und Bescheidenheit, die Religion verherrliche!

76.

Die zwei Brüder.

Zwei Brüder befanden sich in der nämlichen Stadt, die aber ein sehr verschiedenes Schicksal hatten. Der Eine war durch die Ränke seiner Mitbewerber von mehreren vortheilhaften Stellen, deren er würdig war, ausgeschlossen worden, und lebte in Dunkelheit. Sein mittelmäßiges Vermögen hatte durch traurige Zufälle Schaden gelitten. Sein ungestalteter Körper machte die Leute wider ihn eingenommen, und zog ihm oft beißende Spöttereien zu. Aber alle diese Unannehmlichkeiten machten wenig Eindruck auf ihn, und störten die Heiterkeit seiner Seele nicht, weil, wenn er sein Haus betrat, er darin eine eben so zärtliche als geliebte Gattin, liebenswürdige und ihn liebkosende Kinder, treue und eifrige Dienstboten antraf, die sich alle, ihm zu gefallen, bemühten, und ihn wirklich die reinsten Freuden kosten ließen.

Der andere Bruder genoß in der Welt die größte Achtung. Er war reich, und that sich auf seine Reichthümer viel zu gut. Man schätzte seine Kenntnisse und Talente. Seine schöne Gestalt und sein höfliches Benehmen nahmen Jedermann für ihn ein, und alle seine Unternehmungen gelangen. Aber alles dieses machte ihn nicht glücklich, weil, so oft er nach Hause kam, er hier eine störrische, eifersüchtige, jähzornige, eigensinnige Frau, undankbare und unfolgsame Kin-

der, rohe und grobe Dienstboten antraf, die ihm das Leben verbitterten, und alle Freuden, die er ferne von seiner Familie genießen konnte, vergifteten.

Diese zwei Brüder sind das Bild des guten und des bösen Menschen. Der Gute kann, von der Natur nicht begünstigt, vom Schicksal mißhandelt, von den Menschen verachtet und verrathen seyn; aber das Zeugniß eines reinen Gewissens tröstet ihn für Alles, und läßt ihn sogar im Schooße der Unfälle eine wahre Freude kosten. Der Böse hingegen kann die verführendsten Talente, Reichthümer, Ehren, äußere Eigenschaften haben; er kann sich tausend Vergnügen verschaffen, und alle seine Wünsche befriedigen; aber sein Glück ist nur zum Schein, weil seine Gewissensbisse ihm alle seine Freuden vergiften. Findet aber der Böse, sogar dann, wann ihm von Außen Alles zulacht, in seinem Innern eine Qual, die ihm nicht erlaubt, glücklich zu seyn, wie traurig muß erst seine Lage seyn, wenn ihn die Vorsehung dem Mißgeschicke und den Unfällen, die er verdient, überläßt! Wo wird er Trost finden?

„Natürlich," sagt ein berühmter Schriftsteller, „werfen uns alle widrigen Zufälle, die uns von „Außen treffen, auf uns selbst zurück. Es ist uns „also eine friedliche Stätte vonnöthen, wohin wir „uns zurückziehen können. Aber nur der Schooß der „Tugend kann eine solche uns bieten. Alle Nachsicht der Eigenliebe verhindert keineswegs, daß man „sich nicht wenigstens einen Theil von dem, was „man sich vorzuwerfen hat, vorwerfen muß."

„Habe ein gutes Gewissen," sagt der fromme Verfasser der Nachfolge Christi, „und du wirst im„mer Freude haben! Ein gutes Gewissen kann viele „Lasten tragen, und ist mitten in Trübsalen immer „fröhlich. Aber ein böses Gewissen ist immer voll „Furcht und Unruhe. Die Bösen haben nie wahre „Freude, und genießen nichts von dem innern Frie„den. Und wenn sie sich auch dessen rühmen, so „glaube ihnen nicht; denn für den Gottlosen „gibt es keinen Frieden, spricht der Herr."

77.

Die Probearbeit.

Ferdinand und Eugen, Studenten und Schüler eines und desselben Lehrers, sprachen auf dem Wege zum Collegium von einer Probearbeit, die ihnen aufgegeben war, und von den Preisen, welche nach Beendigung derselben ausgetheilt werden sollten. Es wollen Einige behaupten, sprach Ferdinand, es seyen schon die Schüler, welche Preise erhalten sollen, von unserm Professor voraus bestimmt, ehe sie sich darum beworben hätten.

Dagegen sind Andere der Meinung, versetzte Eugen, jener bestimme die Preise genau nach dem Werthe der gelieferten Arbeit. Welchen sollen wir glauben? Ich weiß es nicht, antwortete Ferdinand; nur aber weiß ich, daß ich mich eben nicht besonders anstrengen werde. Ich will mir die Arbeit leicht

machen, und sie nur als ein Nebengeschäft betrachten, damit sie mich nicht im frohen Lebensgenuß störe; denn: sind die Empfänger der Preise schon jetzt von unserm Lehrer vorherbestimmt, so gehöre ich entweder zu diesen Glücklichen oder nicht. Im erstern Falle mag meine Arbeit gut oder schlecht ausfallen; ich erhalte den Preis! Im zweiten mag ich mich auf's Äußerste bemühen, es ist umsonst! Zeit und Kräfte, die ich dazu verwende, sind verschwendet!

Ich habe mir die Sache anders überlegt, versetzte hierauf Eugen. Ich gedenke fleißig zu seyn, und gute Arbeit zu liefern; denn alsdann habe ich, wenn die Preise nach Verdienst ausgetheilt werden, herrlichen Lohn zu hoffen, während der träge Müßiggänger leer ausgeht. In dieser Voraussetzung, sagte Ferdinand, ist nicht zu laügnen, daß du Recht habest; doch wenn Vorherbestimmung derer, welche die Preise erhalten, ohne Rücksicht auf Verdienste, in unserer Schule stattfindet, so bin ich der Klügere. Mag seyn, erwiderte Eugen. Doch bemerke, Freund, was ich vor dir voraus habe: Ich darf mich zweier Vielleichte getrösten, wenn Eines nur zu deinen Gunsten spricht. Vielleicht, sagst du, gehöre ich zu den Glücklichen, wenn es solche gibt, die ohne ihr Wissen und Verdienst den Vorzug erhalten. Ich habe dieselbe Hoffnung. Dieß Vielleicht gilt mir wie dir! Aber vielleicht auch, darf ich vorzugsweise vor Dir sagen, wird mir ein Lohn zu Theil, wenn der Werth der Arbeit bei der Preisvertheilung

entscheidet. — Dieß zweite Vielleicht ist nicht für dich. — So habe ich denn, ob Wahl, ob Verdienst unser Loos bestimmte, in jedem Fall einen Preis zu hoffen, und gehe, bei zweifachem Hoffnungsgrund, sicherer als du, dem nur unter gewisser Voraussetzung ein matter Hoffnungsstrahl leuchtet.

Ferdinand konnte nichts dagegen einwenden, und mußte bekennen, daß sein Freund die Sache besser überlegt habe, als er.

Wie diese Studenten in Hinsicht auf die Preisevertheilung zwischen zwei verschiedenen Meinungen schwanken, ist auch uns die große Frage über Vorherbestimmung in Dunkel gehüllt. Ob Gott seine Menschen, aus Gnadenwahl, abgesehen von ihren künftigen Verdiensten, oder ob er sie mit Rücksichtnahme auf diese, zur Seligkeit vorherbestimmt habe; — darüber sind die Meinungen der großen Theologen und Kirchenväter getheilt. Welche die wahre sey, können wir nicht ergründen, denn tief verborgen sind uns die Rathschlüsse Gottes, und die ewigen Gesetze seiner Weisheit. Doch erstere Meinung dient allzuhaüfig einem strafbaren Leichtsinn und einer verdammungswürdigen Trägheit zum Vorwand, welche mit dem Ferdinand unserer Parabel gleiche Sprache führt: „Hat mich Gott zur ewigen Seligkeit vorher „bestimmt, so wird sie mir ohne mein Bemühen zu „Theil werden; ist dieß nicht der Fall, so arbeite ich „vergeblich an meiner Heiligung. Der Himmel bleibt „mir ewig verschlossen! So brauche ich mir denn „keinen Zwang anzuthun; ich darf meinen Leidenschaften

„schaften freien Lauf lassen, und Alles thun, was „mein Herz begehrt.“

So klar das Falsche und Abgeschmackte dieser Grundsätze am Tage liegt, eben so einleuchtend wird obige Parabel darthun, daß wir in dem Dunkel, welches das Geheimniß der Vorherbestimmung umhüllt, am klügsten handeln, und am sichersten gehen, wenn wir uns ernstlich bestreben, die ewige Seligkeit zu verdienen, und wenn wir mit Anstrengung aller Kräfte an unserer Heiligung arbeiten. Wir haben dann, außer der auf Gnadenwahl beruhenden Hoffnung, die wir mit allen gemein haben, auch für den andern Fall, da Gott uns nach der Voraussicht unserer künftigen Würdigkeit erwählt, eine wohlbegründete Hoffnung auf ewige Seligkeit, die jene sich verscherzt haben, welche ihr Heil zu wirken versaümten.

78.

Die Menschenfurcht.

Ein junger Offizier, der während des Friedens ohne Beschäftigung war, bekam Lust zu reisen. Er bat seinen König um Erlaubniß, und nachdem er sie erhalten, reiste er ab. Da er nun unter andern zu einer Nation gekommen war, die mit der seinigen nicht in ganz freundlichen Verhältnissen stand, so gerieth er dort eines Tages in eine mißliche Lage. Er legte einem Herrn seinen Besuch ab, bei dem eine

glänzende und zahlreiche Gesellschaft versammelt war. Das Gespräch fiel auf Politik; man musterte alle Fürsten Europa's, und als man endlich an denjenigen, dessen Unterthan unser Offizier war, gekommen, so überließ man sich unanständiger Scheltreden, welche ihnen eine alte Feindschaft, die durch ganz neue Ereignisse sich noch verstärkt hatte, eingab. Die Regierung, die Absichten, die Ansichten, die ganze Politik des Monarchen, sogar sein Charakter, seine persönlichen Eigenschaften, seine Sitten, sein Geschmack, alles Besondere seines Privatlebens waren nach einander der Gegenstand der bittersten Satyre und des beißendsten Spottes.

Wie betrug sich nun hiebei unser Offizier? Er sagte zu sich selbst: Wenn ich es unternehme, meinen Herrn zu vertheidigen, wenn ich Empfindlichkeit zeige, so wird man noch über meinen Eifer spotten, man wird mich mit Hohn und Neckerei überhaüfen, ich werde das Spiel der Gesellschaft werden; vielleicht werde ich gar genöthigt werden, zum Degen zu greifen, und mein Leben großer Gefahr aussetzen. Um diesen schlimmen Folgen auszuweichen, entschloß er sich, sich nichts merken zu lassen. Er setzte all dem satyrischen und verlaümderischen Geschwätze, das man wider seinen Fürsten vorbrachte, nichts entgegen; er behielt ein ruhiges und ernstes Wesen bei; er lächelte sogar von Zeit zu Zeit, und sagte auch ein Wörtchen dazu, um nicht zu scheinen, als ob er gar zu blind seinem Herrn ergeben wäre, und um sich ein wenig nach dem Geiste und den Sitten der-

jenigen, bei denen er sich befand, zu richten. Nach seinem Besuche ging er fort, wohl zufrieden, sich so glücklich aus seiner Verlegenheit gezogen zu haben.

Dieß Ereigniß kam dem Könige zu Ohren, der darüber aufgebracht wurde; und als dieser Offizier an den Hof zurückkam, und vor ihm zu erscheinen wagte, so behandelte ihn dieser Fürst mit der tiefsten Verachtung, und jagte ihn aus seinen Augen fort.

Diese Behandlung werden einst von Jesus Christus viele Christen erfahren. Dieser Gottmensch ist unser König, und wir sind seine Unterthanen. Wir sollen uns also aus allen Kräften Allem widersetzen, was ihn beleidigen kann, uns bei jedem Anlasse für ihn erklären, eher die empfindlichsten Unannehmlichkeiten erdulden, als Etwas zu billigen scheinen, oder auch nur uns Etwas gefallen zu lassen, was seine Ehre verletzen kann. Wie viele Schuld laden also so viele Christen auf sich, die unter tausend Umständen sich fürchten, Christen zu scheinen, oder wohl gar sich bemühen, es nicht zu scheinen!

Du befindest dich in einer Gesellschaft, wo Unglaübige unverschämter Weise über Glaubenslehren schwätzen. Sie greifen die heilige Religion, wozu du dich bekennest, an; sie nennen sie Schwärmerei, sie spötteln über sie; sie schonen in ihrem gotteslästerischen Wahnsinn nicht einmal ihren heiligen Stifter. Wie beträgst du dich während dem? In der Furcht, für einen guten Glaübigen, d. h. für einen schwachen Kopf, oder wohl auch für einen Schwär-

mer und einen Intoleranten gelten zu müssen, wenn du es wagtest, diesen schrecklichen Menschen zu widersprechen, und deine Religion zu vertheidigen, schweigst du, lächelst du, mischest du dich in das Gespräch, um es nicht mißbilligen zu scheinen, und deßwegen Schimpf zu leiden. . . . Dein Urtheil ist im Evangelium schon gesprochen. „Wer," sagt Jesus Christus, „sich meiner vor den Menschen schämt, dessen werde ich mich auch vor meinem Vater schämen."

Du wohnst mit Einigen deiner Freunde, deiner Kameraden dem heil. Meßopfer bei. Da solltest du dich am Fuße des Altars in einer demüthigen Stellung halten, und mit einem sittsamen und gesammelten Äüßern dich einzig mit dem Gebete beschäftigen. Du weißt das, du siehst das ein. Wenn du dich aber so verhieltest, so würde man dich für einen Andächtler, einen Bigotten, einen Abergläubischen halten, und du würdest über dich das Gelächter deiner Freunde rege machen, die aufrecht stehen bleiben, hin und her schauen, schwätzen, lachen, mit einander Possen treiben, als ob sie auf einem öffentlichen Platze wären. Die Furcht vor einem so schrecklichen Unglücke verhindert dich, dem Lichte deines Gewissens zu folgen; du ahmst sogar diese Gottlosen nach, und nimmst an dem Aergernisse, das sie geben, Theil. Welch schändliche Niederträchtigkeit! Und was hast du von deinem Herrn zu erwarten, dessen Sache du so unwürdig verräthst? Das hast du zu erwarten: „Wer sich meiner vor den Menschen schä-

men wird, dessen werde ich mich auch vor dem Vater schämen."

In einer Gesellschaft, worin du dich befindest, erlauben sich Ruchlose unzüchtige Reden, grobe Zweideutigkeiten, grausame Lästerungen, schwarze Verlaümdungen. Du kannst vermöge des Ansehens, das dir dein Stand, dein Amt, dein Alter gibt, der Ausgelassenheit dieser unverschämten Menschen Einhalt thun, und folglich bist du es schuldig. Was würde man aber von dir denken, was sagen? Man würde dich einen Scrupulanten, einen Aberwitzigen, einen rohen, ungebildeten, unhöflichen, brutalen Menschen heißen. Du entsetzest dich vor dem bloßen Gedanken, dich mit solchen Farben abgemalt zu sehen; und um dir dieß nicht zuzuziehen, beschränkest du dich darauf, stille zu schweigen, ohne nur zu aüßern, daß dir solche Reden mißfallen. O verbrecherische Treulosigkeit!

Aber gesetzt auch, du hättest nicht Ansehen genug, der Zunge dieser Frechen einen Zaum anzulegen. Dann könntest du doch wenigstens eine ernste und traurige Miene annehmen, bei einem finstern Schweigen verbleiben, und sehen lassen, daß du an ihren Reden keinen Antheil nimmst. Aber dann, wirst du sagen, muß ich für einen Schwachkopf gelten, wenn ich kein Wort sage. Du wirst zeigen, daß du Christ bist, und daß du Alles, was Gott durch Verletzung der Scham oder der Liebe beleidigen kann, verabscheuest. Desto schlimmer für diejenigen, die dein Stillschweigen in einem andern

Sinne auslegen; allein diese Furcht soll dich nicht verhindern, deine Pflicht zu thun. Gleichwohl hindert sie dich daran, und um ein liebenswürdiger Mensch, der zu scherzen und lustig zu seyn wie die Andern versteht, zu scheinen, lachst du zu dem, was deine Kameraden vorbringen; du munterst sie sogar noch durch deine Reden dazu auf, das ist, du schämst dich Jesu Christi vor den Menschen. Verwundere dich also nicht darüber, wenn am Tage des Gerichtes Jesus Christus sich auch deiner vor dem Vater schämen wird.

79.

Sinnbilder der Leidenschaften.

Die Belagerer einer Stadt bedienen sich haüfig, um früher zum Zwecke zu gelangen, einer besondern Kriegslist. Sie suchen nämlich, in der feindlichen Stadt selbst, geheime Verbindungen anzuknüpfen, wo es auch niemals an treulosen Bürgern fehlt, die entartet genug sind, an ihrem Vaterlande zu Verräthern zu werden. Diese Bösewichte sind sogleich bereit, mit dem auswärtigen Feinde in geheimen Verkehr zu treten, ihn von dem Zustande der Festung und der Stärke der Besatzung zu unterrichten, und die Mittel mit ihm zu verabreden, die Stadt in seine Hände zu spielen. Es steht dann schlimm um die, also von Außen und von Innen zugleich angegriffene Festung, wenn nicht ein wachsamer thätiger Commandant die Verräther zuerst ausfindig macht, dann sie

gefangen nimmt und in Ketten und Banden legen läßt, und, indem er auf diese Weise ihnen allen Verkehr mit dem auswärtigen Feind abschneidet, ihre mit demselben verabredeten Maßregeln zu nichte macht.

Unser Herz ist einer solchen, von furchtbaren Feinden belagerten Festung zu vergleichen. Der Versucher, die Welt und das Fleisch bestürmen dieselbe unaufhörlich, und es ist um so mehr zu fürchten, daß es ihnen gelinge, sich ihrer zu bemächtigen, da sie durch geheime Verbündete in der Festung selbst unterstützt werden. Unsere Leidenschaften sind die Verräther, die mit den äußern Feinden einverstanden sind, um ihnen unser Herz auszuliefern. Doch die Vernunft, welche in der Festung das Regiment führt, kann durch kluge Wachsamkeit den unseligen Folgen dieser Verschwörung Einhalt thun, wenn sie die innern Feinde erspäht, sie an Ketten legt, und aller Freiheit beraubt, auf daß die verrätherische Verbindung derselben mit den äußern Feinden aufhöre. Gelingt ihr dieß, dann ist die Festung gerettet.

* *
*

Hat ein geschickter Fuhrmann junge, rasche, ungezähmte Pferde zu führen, so ist es seine stete Sorge, die Zügel straff angezogen zu halten, um Herr über alle ihre Bewegungen zu bleiben, und sie nach Gefallen lenken zu können. Versäumt er dieß aber, läßt er, müde, gegen die wilde Kraft, die sich stets empören will, anzukämpfen, die Zügel schießen, dann enteilen ihm die Pferde in raschem Laufe, nichts

vermag sie mehr aufzuhalten, sie machen die tollsten Sprünge nach allen Seiten hin, kennen keine Regel und kein Ziel, springen über Alles, was ihnen im Wege liegt, hinweg, und rennen mit blindem Ungestüm gegen eine Mauer, oder stürzen in einen Abgrund sammt dem Wagen, den sie nachschleppen, und den Unglücklichen, die er in sich faßt.

Unsere Leidenschaften gleichen in ihrer wilden ungezähmten Kraft diesen jungen Pferden, und bedürfen darum ohne Unterlaß im Zaume gehalten und gebändigt zu werden. Wenn wir uns einen Augenblick vergessen, und aufhören, die nöthige Kraft anzuwenden, sie zu beherrschen, so sind wir verloren; sie reißen uns unaufhaltsam mit sich fort in die schädlichsten Ausschweifungen, in den Abgrund der Lasterhaftigkeit, und weder Vernunft noch Religion, noch Ehrgefühl, noch unser eigenes Interesse vermögen ihrer blinden Wuth Schranken, die sie nicht überspringen würden, zu setzen.

* * *

Lustwandelnde Kinder entdecken auf ihrem Wege eine schöne Wiese, und weiden ihre Augen an dem bunten Farbenspiel der Blumen, das so lieblich auf dem grünen Grunde schimmert. Bald treten sie näher, lagern sich auf dem weichen Rasen, und pflücken sich Blumen zum Strauße; doch kaum haben sie eine Weile diese Lust genossen, so fühlen sie sich verwundet von den Bissen unzähliger Schlangen, die unter den Blumen verborgen lagen.

Auch unsere Leidenschaften verführen uns durch eine lockende glänzende Außenseite; sie verheißen uns die herrlichsten Freuden, und den Genuß eines vollkommenen Glückes, wenn wir uns ihnen überlassen wollen. Thun wir dieß aber, so müssen wir gar bald durch innere Unruhe, Unfrieden im Gemüthe, marternde Gewissensbisse und Ueberdruß die taûschenden Freuden büßen, die wir anfänglich durch sie empfingen.

Der Geiz verführt uns durch die Vorstellung des Reichthums, den wir uns sammeln, der goldenen Schätze, die wir anhaûfen werden; doch die Begierde zu erwerben, und die Furcht zu verlieren, die Tag und Nacht den Geizigen quälen, machen ihn bei allem seinem Reichthum zum Elendesten der Menschen.

Der Rachedürstige kennt keine süßere Lust, als an seinem Feinde sich rächen zu können; doch kaum hat er seine Leidenschaft befriedigt, so wird sein Herz von Angst und Entsetzen ergriffen, und seine Seele von Gewissensbissen gefoltert, die ihm das Leben zur Qual machen.

Die Erfahrung lehrt, daß bei allen übrigen Leidenschaften dieselbe Taûschung obwalte.

* * *

Wenn ein Fluß nicht durch hohe Ufer umdämmt ist, so überfluthet er sie, ergießt sich in's Land hinein, und richtet überall Verheerung an. Um sich gegen dieses Unglück zu verwahren, legt man Dämme an, die sich der Gewalt des Wassers widersetzen, und dasselbe auszutreten hindern. Dadurch wird der-

selbe Fluß, der so großen Schaden anrichtete, der Umgegend zum Segen, und unterhält die Völker, an denen er vorüberzieht, in gegenseitigem nützlichem Verkehr. Doch müssen diese Dämme stets in gutem Stand erhalten werden; denn sobald sie an irgend einer Stelle schadhaft, oder nicht gehörig befestigt sind, durchbricht sie das Wasser, das stets gegen seine Ufer andringt, und dieselben untergräbt, und überschwemmt auf's Neue das Land.

Ihr Sünder, die ihr in eurer Seele die Verheerungen einer ungeordneten Leidenschaft fühlt, eilet euch, die nöthigen Anstalten zu treffen, diesem Verderben Einhalt zu thun. Die Dämme, die ihr der tobenden Fluth entgegensetzen möget, sind: das Gebet, die Betrachtung, die Abtödtung, der Gebrauch der Sakramente, und andere gute Werke jeder Art. Bezähmt, gebändigt, und in die rechten Schranken zurückgeführt, wird dann die jetzt wilde verderbliche Leidenschaft, die in euch tobt, euch ein kräftiges Mittel zur Heiligung eurer Seele werden. Doch müßt ihr die Uebungen, welche die Ordnung in eurem Innern wieder herstellten, mit beharrlicher Treue fortsetzen. Wenn ihr dieß außer Acht ließet, würde bald eure Leidenschaft wieder die Oberhand gewinnen, und euch in dasselbe Elend zurückstürzen, dem ihr kaum entronnen seyd.

* *
*

Homer erzählt in seinem Gedicht von den Reisen des Ulysses, wie dieser, nachdem er auf einer von der berühmten Zauberin Circe beherrschten Insel ge-

landet war, den Verdruß erleben mußte, seine Gefährten in niedere Thiergestalten verwandelt zu sehen, und wie er dieser demüthigenden Verwandlung selbst nur durch die Kraft eines gewissen Krautes, das er von Merkur erhielt, entgehen konnte.

Auch diese Dichtung bietet uns ein treffendes Bild der Leidenschaften. In ihnen liegt die böse Zaubergewalt, welche den Menschen herabwürdigt, und ihn den Thieren, die, durch blinden Instinkt getrieben, ihre thierischen Lüste zu befriedigen suchen, gleich setzt. Nur durch den Gebrauch der Vernunft, jener Gottesgabe, die durch das köstliche Kraut, welches dem Ulysses zum Schutzmittel diente, bezeichnet wird, können wir uns vor solcher Erniedrigung bewahren.

80.

Der Affe.

Bufalmaco, ein berühmter italienischer Maler, hatte vom Bischof von Arezzo den Auftrag erhalten, in seiner Kirche ein ansehnliches Fresko-Gemälde zu malen. Schon hatte er einige Tage fleißig an diesem Werke gearbeitet, als er eines Morgens Alles, was er gemacht hatte, durch Striche von allen Farben und nach allen Seiten gezogen, schrecklich entstellt sah. Man kann sich seinen Zorn beim Anblick dieser Schmiererei denken. Er schöpfte sogleich Verdacht, daß einer seiner Neider sich heimlich in die Kirche geschlichen habe, um ihm diesen Streich

zu spielen, und beklagte sich bitter über diese Niederträchtigkeit. Man versprach ihm, daß man die Kirche, bevor man die Thüren derselben verschließe, wohl durchsuchen wolle, um sich zu versichern, daß Niemand, in der Absicht, ihm zu schaden, darin versteckt zurückbleibe. Auf dieses Versprechen begab er sich, nachdem er den ganzen Tag an der Wiederausbesserung dessen, was verdorben worden war, gearbeitet hatte, ruhig wieder nach Haus. Wie groß aber war den folgenden Tag sein Erstaunen und sein Verdruß, als er seine Malereien wieder eben so übel zugerichtet sah, als den Tag vorher. Er wurde überzeugt, daß die Leute, welche die Kirche besorgen mußten, mit seinen Feinden einverstanden, und niederträchtige Verräther an ihm seyen. Nachdem er also an denselben seinen Zorn ausgelassen, entschloß er sich, in der Kirche sich zu verbergen, und die Nacht darin zuzubringen, um den Schuldigen auf der That zu ertappen.

Er führte seinen Entschluß aus, und legte sich, wohl bewaffnet und ganz entschlossen, seinen Feind sein niederträchtiges Betragen bereuen zu lassen, in Hinterhalt. So wachte er die ganze Nacht, ohne Jemanden zu sehen; und da der Tag anzubrechen begann, war er schon im Begriff, sich nach Haus zu begeben, als er ein Geraüsch hörte. Er verdoppelt seine Aufmerksamkeit, er beobachtet Alles, er sucht mit seinen Augen die Ursache des Geraúsches auf, er erwartet, Einen von denen, die er im Verdacht hat, erscheinen zu sehen, und rüstet sich, ihn

wohl zu empfangen. Wirklich sieht er einen Maler sich seinem Werke nähern; aber einen Maler neuer Art. Es war ein großer Affe aus einem benachbarten Hause, der, nachdem er mehreremal Bufalmaco arbeiten gesehen hatte, Geschmack an der Malerei bekommen, und früh Morgens hinkam, sein neues Talent an den Gemälden seines Meisters zu üben. Er kam durch ein Fenster, das man gewöhnlich offen ließ, in die Kirche, stieg auf das Gerüste des Malers, nahm seinen Pinsel, tauchte ihn auf's Geradewohl in die Farben, und bediente sich desselben bald mit diesem bald mit jenem Arme. Eben wollte er seine Arbeit wieder anfangen, und ferner an Bufalmaco's Werke zuschneiden; da verhinderte ihn aber dieser daran, und jagte ihn mit seinem Geschrei und seinen Drohungen fort.

Der Affe stellt uns manche sogenannte Philosophen, diese wahren Affen der Gottheit, ganz natürlich vor. Nachdem sie diese Welt, die sie bewohnen, wohl untersucht, haben sie auch den Versuch anstellen wollen, eine gleiche zu machen. „Nach Allem," sagten sie, „braucht es dazu nur Stoff und Bewegung." Sie nahmen also den Stoff und die Bewegung, wie der Affe die Pinsel und die Farben des Malers; und indem sie diesen Stoff und die Bewegung gerade so nach ihrer Einbildung vertheilten, wie der Affe die Pinsel führte, und die Farben nach seiner Laune auftrug, haben sie eine Welt gebaut, die der wahren eben so gleicht, wie das Werk des Affen dem Gemälde des Malers glich. Glücklicherweise arbeiten

aber diese geschickten Werkleute nur in Gedanken, und können ihre Talente nicht an der wirklichen Welt üben, wie es der Affe an der Arbeit Bufalmaco's that. Gott weiß, wie sie dieselbe mit ihren hackenförmigen Sonnenstaübchen, ihren organischen Kügelchen, ihrem geschmolzenen Glase, ihren außern Digerirungen, u. a. m. zu Stande brächten; und welch ein Chaos sie uns an die Stelle dieses wunderbaren Werkes, dessen Theile alle mit so viel Weisheit zusammengefügt sind, und wo eine so schöne Ordnung, eine so vollkommene Harmonie herrscht, hervorbringen würden! Um diese unwissenden Baumeister zu bestrafen, sollte man sie nur dazu verdammen, daß sie eine Welt von ihrer Art bewohnen müßten.

81.

Der genesende und der hoffnungslose Kranke.

Ein Familienvater, der zwei kranke Söhne hatte, sendete eiligst nach dem Arzte, weil der Jüngere ungewöhnlich leidend schien. Der Arzt kam sogleich, befragte den Kranken über alle Umstände seines Uebels, und verordnete ihm die Mittel, die ihm zweckmäßig schienen. Dann trat er zum Bette des Andern, und erkundigte sich ebenfalls nach dessen Befinden. „Ich fühle mich wohl, antwortete dieser; ich glaube, daß ich ganz gesund bin, denn nichts thut mir wehe.“ Der Arzt fühlte ihm den Puls, verschrieb auch für ihn eine Arznei, und entfernte sich. Doch

der Vater der Kranken wünschte noch allein mit ihm zu sprechen. „Mit meinem ältesten Sohne, sagte er, scheint es sich gebessert zu haben; der ruhige Zustand, in dem Sie ihn trafen, läßt mich seine baldige Genesung hoffen. Aber der Jüngere macht mir bange; er ist seit heute früh in einem so heftig aufgeregten Zustande, daß ich das Schlimmste befürchten muß.“ Ihre Besorgniß ist ungegründet, entgegnete der Arzt; wollte Gott, daß die Krankheit seines Bruders nicht gefährlicher wäre! Dann wollte ich für das Leben beider stehen. — Der Vater erstaunte über eine Äußerung, die dem scheinbaren Zustande der Kranken so sehr widersprach. Doch der Arzt fuhr fort: Ihr jüngerer Sohn leidet große Schmerzen, das ist nicht zu läugnen; aber gerade dieß Leiden gibt uns Beruhigung. Er fühlt sein Uebel — ein Zeichen, daß das Lebensprincip bei ihm noch in voller Kraft und Thätigkeit ist. Der erhöhete Krankheitszustand, der Sie beunruhigte, ist nur eine heilsame Krise, die seine Genesung herbeiführen wird. O, daß ich dasselbe von seinem Bruder sagen könnte! Dieser ist ruhig und frei von Schmerzen, weil die Fähigkeit sie zu fühlen schon in ihm erstorben ist, und seine abgestumpften Organe für alle Eindrücke unempfindlich geworden sind. Diese scheinbare Ruhe ist nichts als eine gänzliche Erschöpfung; und leider muß ich Ihnen sagen: Ich fürchte, er wird die Nacht nicht überleben.

In diesen Kranken wird man leicht zwei Sünder erkennen, deren Zustand sehr verschieden, aber in

beiden ganz ein anderer ist, als er scheint. Der Eine ist unruhig, in seinem Innern gequält, von Gewissensbissen gefoltert; er fühlt sich von der Last seiner Sünden ganz erdrückt; seine Vergehungen sind ihm immer gegenwärtig, und lassen ihm keinen Augenblick Ruhe. Der Andere, der sich weit größerer Verbrechen schuldig gemacht hat, ist in der ruhigsten Gemüthsverfassung, lebt sorglos und in Freuden, ohne daß ein trüber Gedanke seine Ruhe störe; sein Gewissen regt sich nicht; und er kennt die Reue nur dem Namen nach. Welcher von beiden ist in größerer Gefahr? Sicher der Zweite. — Ein großer Sünder mag wohl der Erste seyn. Die Angst, die ihn quält, der nagende Wurm des Gewissens, der ihn Tag und Nacht peinigt; seine bittere Reue, sein heftiger Seelenschmerz, zeugen von seiner Schuld; doch sind sie auch die sicherste Bürgschaft, daß noch der Glaube in ihm lebt; denn dieser erhält sein Gewissen wach und rege, und versetzt ihn in diesen Zustand. Die tiefe Erschütterung, die seine Seele durchbebt, ist jene wohlthätige Krise, die seine Bekehrung sicher zur Folge haben wird.

Der Zweite scheint so sorglos und heiter auf seinem Wege zu wandeln, daß man daraus schließt, sein Gewissen habe ihm nichts Unrechtes vorzuwerfen. Auch ist wirklich sein Gewissen ruhig; es spricht kein Wort; doch gerade sein Verstummen ist der traurige Beweis, daß der Glaube in ihm gänzlich erstorben ist. Dieser Mangel an Glaube macht, daß

er das Schreckliche und Gefahrvolle seines Zustandes nicht empfindet. Wo aber kein Glaube ist, da ist auch keine Besserung und kein Heil zu hoffen.

82.

Der junge Schweizer.

Ein Schweizer, der zu Paris in Diensten eines Prinzen stand, hatte einen Neffen, der eines Tages nach dieser Stadt kam, um seinen Oheim zu besuchen, von dem er einige Unterstützung hoffte. Es war spät, da er anlangte. Der Schweizer ließ ihn bei sich zu Nacht speisen, und da er bemerkte, daß er nur die Berge seines Landes kenne, und von Begierde brenne, die Schönheiten des Palastes zu sehen, so nahm er ihn bei der Hand, und führte ihn in alle Zimmer. Weil der Prinz und die Prinzessin gerade zu Versailles waren, so konnte er seinem Neffen Alles zeigen. Aber er führte ihn aus Scherz geflissentlich ohne Licht überall hin, und zwar so, daß der arme Junge durchaus Nichts sah. Unterdessen machte ihm der Oheim eine ausführliche Beschreibung von allen den schönen Sachen, die um ihn waren. „Diese Gallerie,“ sagte er, „enthält eine reiche Gemälde-Sammlung von den größten Meistern. Sie hat so und so viele Fenster, welche die Aussicht auf einen unermeßlichen, mit Statuen und Springbrunnen verzierten Garten eröffnen.... Dieß Zimmer ist mit den feinsten Bildhauer-Arbeiten ausgeschmückt.

Dieser Saal ist mit Gobelin-Tapeten von äußerster Schönheit behängt; die Mobilien sind darin sehr wohl angebracht und geschmackvoll.... Dieser Kamin ist von einem seltenen und kostbaren Marmor; und die Gefäße, die darauf stehen, sind von blendend weißem Alabaster.... Hier ist eine Wanduhr, die alle Bewegungen der Gestirne, und den Umlauf des Himmels natürlich darstellt.... Da sind herrliche Spiegel, deren Rahmen äußerst geschmackvoll sind.... Dieß Kabinet ist der Naturgeschichte gewidmet; man sieht darin das Sonderbarste aus der Natur an Muscheln, Vögeln, Insekten, Pflanzen, kostbaren Steinen, Metallen, Mineralien u. s. w."

So beschrieb der Oheim seinem Neffen alle Zimmer, die er ihn durchlaufen ließ. Dieser sagte von Zeit zu Zeit zu ihm: „Alles dieß ist herrlich, mein lieber Oheim! Zwar sehe ich nichts davon; doch aber glaube ich es auf Ihr Wort." Nachdem nun der liebe Oheim mit seinem Neffen im ganzen Palaste herumgegangen war, fragte er ihn beim Abschiede, ob er zufrieden sey? „Ich bin," antwortete dieser, „entzückt über die Beschreibung, die Sie mir von dem Reichthume und den Schönheiten dieses Palastes gemacht haben; ich begreife, daß der Anblick derselben bezaubernd seyn müsse, und ich erwarte mit Ungeduld, bis der Tag ankömmt, wo ich diese Menge Gegenstände, von denen der Eine bewundernswerther ist als der Andere, nach Lust anschauen, und so meine Neugierde befriedigen kann." „Nun gut," erwiderte der Oheim, „morgen früh wollen wir unsern Spazier-

gang wieder vornehmen.“ Man kann wohl glauben, daß der junge Mann nicht auf sich warten ließ. Sobald die Sonne aufgegangen war, begab er sich zu seinem Oheim, und hielt bei ihm an, sein Versprechen zu erfüllen. Dieser machte sich sogleich fertig, ihn zu befriedigen. Wer könnte nun die Ueberraschung, die Freude, das Entzücken des jungen Mannes schildern, als er nun alle jene Wunder der Natur und der Kunst mit seinen Augen hier beisammen sah? Welchen Eindruck machte dieser Anblick auf ihn! Er hätte ganz Auge seyn mögen, um auf einmal alle die Gegenstände, die sich ihm darboten, zu genießen. Endlich nach langer stiller Bewunderung sagt er: „Ich gestehe, mein lieber Oheim, so eine große Vorstellung ich mir von allen den schönen Sachen, die sie mir gestern Abends beschrieben, gemacht habe, so ist doch das, was ich sehe, unendlich weit über Alles, was ich mir einbildete; und es ist ein unendlicher Unterschied zwischen dem Vergnügen, das ich an Ihren Erzählungen genoß, und demjenigen, das ich jetzt genieße, da ich die Gegenstände selbst anschaue.“

Wir sind hier unten in der nämlichen Lage, worin sich unser junge Mann befand, als ihm sein Oheim die Schönheiten des Palastes schilderte, ohne sie ihm zu zeigen. Die Religion macht uns gleichermaßen die herrlichsten Beschreibungen von den Schönheiten des Himmels, und von dem Glücke, das wir dort genießen sollen; wir glauben es auf ihr Wort! aber so glänzende Vorstellungen wir uns auch immer

von diesen Schönheiten und diesem Glücke machen können, wie weit übertrifft nicht die Wirklichkeit dieselben! Und, welche Verwunderung, welches Erstaunen, welch ein Entzücken wird uns dann ergreifen, wann wir in jenen seligen Aufenthalt, in jenen herrlichen Palast des Königs der Könige eingehen werden! Welch unermeßlicher Unterschied zwischen dem Eindrucke, den der festeste Glaube an jene unaussprechlichen Güter auf uns macht, und demjenigen, den ihre Gegenwart und ihr Besitz auf uns machen wird!

83.

Der Narr mit der Uhr.

Ein Mensch ließ sich eines Tages beifallen, seine Uhr nach allen ihren Theilen auseinander zu legen; und darauf wollte er sie wieder zusammensetzen und in ihren ersten Zustand zurückbringen. Nun seht, wie er sich dabei benahm. Er fing damit an, daß er die Räder, die Getriebe, die Ketten, die Zeiger, die Stifte, die Zapfen, die Bodenscheiben, die Federn aller Art wohl untereinander schüttelte; nachdem er hernach die Schachtel auf die Tafel gestellt, warf er alle diese verschiedenen Stücke auf's Gerathewohl, wie sie ihm in die Hand kamen, darauf hin. Endlich, als er mit Werfen aufgehört hatte, untersuchte er, ob jetzt Alles gut eingerichtet sey, und ob die Uhr gehe. Er sah, daß Nichts an dem sey. Doch verwunderte er sich nicht, daß es ihm das erstemal

nicht gelungen; er fing sein Geschäft wieder von Neuem an; und statt ein Stück nach dem andern zu werfen, warf er nun mehrere auf einmal, bald zwei, bald drei, bald mehr, bisweilen warf er sie alle mit- und untereinander. Diese verschiedenen Versuche waren aber nicht glücklicher, als der erste; er fand in der Schachtel immer das nämliche Mischmasch, und keinen Schein von Zusammenfügung und Bewegung. Er wurde indeß der Sache nicht überdrüßig, sondern setzte diese sonderbare Beschäftigung den ganzen Tag fort, indem er mit seinen Würfen auf tausenderlei Art abwechselte; aber er konnte es nie dahin bringen, daß ein einziges Stück in die passende Lage gekommen wäre; oder wenn auch dieß von ungefähr Einmal geschah, so brachte es der nächste Wurf wieder aus der Ordnung und auf eine andere Seite.

Leser! Du sagst zu dir selbst: Dieser Mann war also ein Narr! Dein Schluß ist richtig, ja, sein Verstand war verrückt. Allein da seine Narrheit friedlicher Natur war, und er Niemanden etwas Leids zufügte, so hatte ihn seine Familie nicht einsperren wollen, und er lebte frei in seinem Hause. Wenn du aber urtheilst, dieser Mann habe seinen Verstand verloren, weil er damit, daß er alle Stücke untereinander in die Schachtel warf, seine Uhr wieder herstellen, und alle Stücke jedes wieder an seine Stelle setzen wollte; was mußt du erst von jenen sogenannten Philosophen denken, welche behaupten, daß die ganze Welt, der Himmel, die Erde, die Sonne, die Sterne, die Planeten, die Elemente, die

Ernten, die Baume, die Früchte, die Blumen, die Metalle, die Edelsteine, die Flüsse, die Meere, die Thiere, unsere Seelen selbst durch das Zusammentreffen der Theile der Materie seyen gebildet worden, daß diese Theile, ordnungslos und von ungefähr in Bewegung gesetzt und herumgetrieben, endlich dadurch, daß sie aneinander geschlagen und aneinander hangen geblieben, sich in die schöne Ordnung, worin wir sie jetzt sehen, gefügt hätten; und daß diese regelmäßigen Bewegungen der Gestirne, diese beständige Aufeinanderfolge der Jahreszeiten, diese Fruchtbarkeit der Erde und der Thiere, nur die Wirkung eines glücklichen Ungefährs, und die Frucht eines glücklichen Augenblickes seyen, wo alle Theile der Materie sich genau, wie zur Hervorbringung aller dieser Wunder erfordert wird, in Ordnung befunden hätten? Was mußt du denken, sage ich, von diesen sogenannten Weisen? Kommen sie dir nicht tausendmal unsinniger vor, als der Mann mit der Uhr? Ja ihre Thorheit übertrifft die Seinige so weit, als die Hervorbringung der Welt das Wiedereinrichten einer Uhr übertrifft.

Aber gibt es auch wirklich, wirst du mich vielleicht fragen, Menschen, albern genug, solche Gedanken zu haben? Ach! es gibt deren nur zu viele. Ich will dir nur Einen anführen, der sich mit folgenden Worten ausdrückt: „Denke, daß, wenn auch die Möglichkeit, die Welt von ungefähr hervorzubringen, sehr klein ist, doch die Menge der Würfe unendlich ist, d. h. daß die Schwierigkeit

des Ereignisses durch die Menge der Würfe aufgewogen wird.“ (Philosophische Gedanken Nr. 21.)

Du siehst hier, daß er fest glaubt, in den unendlichen Würfen der Materie müsse sich die Zusammenfügung, woraus die Welt entsteht, befinden. Ich möchte eben so gerne sagen, daß, wenn der Mensch an der Uhr, statt nur Einen Tag auf das zufällige Werfen der Stücke in die Schachtel zu verwenden, diese Uebung in's Unendliche fortsetzen könnte, er wohl eines Tages das Vergnügen haben könnte, seine Uhr auf einmal in ihren ersten Zustand hergestellt, und genau die Stunden anzeigend zu sehen. Welch ein Unsinn!

Allein diese so tiefen Denker achten nicht auf einen wesentlichen Punkt. Gesetzt nämlich, es wäre möglich, daß unter unendlich vielen Zusammenfügungen sich Diejenige fände, die uns die verschiedenen Theile der Welt vor Augen stellte; gesetzt auch, daß, nachdem ein Wurf der Materie diese Zusammenfügung zu Stande gebracht, ein anderer Wurf sie nicht wieder zerstörte, so würde doch alles dieses nicht hinreichen, die Welt, so wie sie ist, hervorzubringen; denn es gibt in der Welt nicht nur verschiedene Arten von Wesen, die auf eine bestimmte Weise geordnet sind, sondern es gibt auch beständige Gesetze, welche diese Ordnung aufrecht erhalten, Gesetze, welche den Umlauf der Gestirne, Gesetze, welche das Wachsthum der Pflanzen, Gesetze, welche das Hervorbringen beseelter Wesen u. a. m. ordnen. Ist es

nun aber nicht äußerst klar, daß niemals aus bloßen Zusammenfügungen der Materie irgend ein Gesetz hervorgehen könne?

84.

Zwei verschiedene Gattungen der Selbstliebe.

Zwei junge Leute wurden durch einen gemeinsamen Freund zu einem großen Abendessen geladen. Da ihr ganzes Dichten und Trachten auf Sinnengenuß ausging, so konnte ihnen Nichts willkommener seyn, als eine so günstige Gelegenheit, ihre Gelüste zu befriedigen, und sie thaten dieß auch; doch jeder auf seine Weise. Der Eine, der nur seiner Begierde folgte, verschlang Alles, was ihm von Speisen und Getränken vorgesetzt wurde; und hörte nicht auf, seinen Magen zu füllen, bis er spürte, daß kein leerer Raum mehr darin war. Endlich stand er vom Tische auf, mit solcher Selbstzufriedenheit, als ob er große Thaten vollbracht hätte. Der Andere aber, der nicht weniger der Sinnenlust ergeben war, wußte sich zu mäßigen, seinen Appetit zu bezähmen; sich manchmal eine Lieblingsspeise zu versagen; auszuwählen, was ihm am meisten zusagte, sich am Wechsel der Gerichte zu ergötzen, ohne sich durch ein unverträgliches Gemisch derselben den Magen zu verderben. Eben so hielt er es mit den Getränken. Nur von dem besten Wein, von dem feinsten Liqueur kostete er, und ließ die geringeren Gattungen vor-

übergehen. — Selbstliebe, die kluge Lehrmeisterin, leitete ihn, so daß er des Mahles froh wurde, ohne daß seine Gesundheit dadurch Schaden litt. Eine ruhige Nacht folgte auf den mäßigen Genuß, und er erwachte am andern Morgen im besten Wohlseyn.

Eine nicht minder große, aber minder kluge Selbstliebe brachte leider, durch schlimmen Rath, seinen Freund in's Verderben; sie hieß ihn seiner Lüsternheit keinen Genuß versagen; und so hatte er bald das Maß überschritten. Er erkrankte in der Nacht, und starb an den Folgen seiner Unmäßigkeit.

Zwei junge Frauen, die den Tanz leidenschaftlich liebten, freuten sich auf einen Ball, zu dem sie beide geladen waren, ihre Tanzlust zu befriedigen. Die Eine gab sich dieser mit großer Heftigkeit hin, und ward des Tänzens nicht müde. War ein Tanz zu Ende, so brannten ihr schon die Füße; und sie konnte kaum erwarten, wieder an der Hand eines neuen Tänzers in den Reihen zu treten. Die kleinste Pause schien ihr verlorne Zeit. So fuhr sie fort bis der Ball aufhörte. Sie zählte dann mit großem Wohlgefallen die Tänze, denen sie thätig beigewohnt hatte. Ach, wären ihrer weniger gewesen! Die unausgesetzte heftige Bewegung hatte ihr Blut in Wallung gebracht, sie ward von einem Seitenstechen befallen und mußte nach einigen Tagen die kurze Freude mit dem Leben büßen.

Klüger handelte ihre Freundin; diese genoß mit Mäßigung, ohne sich zu ermüden, das ihr dargebotene Vergnügen; setzte zuweilen einen Tanz aus,

um mit größerer Lust und neuer Kraft den folgenden zu tanzen; und verließ den Ball mit, durch gesunde Bewegung, eher erhöhetem als gefährdetem Wohlseyn. Gleiche Selbstliebe hatte beide geleitet; doch blind war diese in der Einen, — erleuchtet in der Andern.

Ein Mann, der sich selbst und sein eigenes Wohl sehr liebte, strebte unaufhörlich, die Mittel zu erlangen, sich das Leben bequem und angenehm zu machen. Er sparte keine Mühe, keinen Fleiß, und arbeitete rastlos, das Ziel, das er sich vorgesetzt hatte, zu erreichen.

Einer seiner Nachbarn liebte eben so sehr sich selbst und sein eigenes Wohlseyn; doch aüßerte sich diese Liebe auf ganz andere Weise. Er scheute jede Arbeit, wollte sich im Geringsten nicht anstrengen, legte sich früh zur Ruhe, und stand spät auf, lustwandelte ganze Tage; nährte sich reichlich, suchte in Spiel und unnützen Gesprächen mit seinen Nachbarn die Zeit zu tödten. Was erfolgte daraus? Der Erste dieser beiden Männer erwarb sich durch Fleiß und Arbeitsamkeit ein großes Vermögen, welches ihn in den Stand setzte, bei herannahendem Alter der Ruhe zu pflegen, und das Leben zu genießen; während der Andere zu Nichts kommen konnte, weil er zu träge zum Arbeiten war; und so sein Vermögen durchbrachte, sich in Schulden steckte, und endlich an den Bettelstab gerieth. Wie verschieden war das Loos, das beide sich bereiteten! Wie verschieden

die Wirkungen, die aus demselben Grunde, dem Triebe nach Glückseligkeit, hervorgingen!

Diese drei Thörichten, wovon der Eine sich zu Tode ißt und trinkt; die Andere sich zu Tode tanzt, der Dritte durch Müßiggang in Noth und Armuth geräth, alle drei aus ungeordneter Selbstliebe; sind jenen Christen zu vergleichen, die aus demselben Grunde ihren Neigungen folgen, ihren Begierden fröhnen, alle Schranken göttlicher und menschlicher Gesetze überschreiten, um ihre Leidenschaften zu befriedigen; sich in nichts Zwang anthun wollen, nur Wollust und zügellose Freiheit athmen, und sich auf diesem Wege selbst in den Abgrund der Hölle stürzen.

Die drei weiseren Menschen, welche zu Obigen den Gegensatz bildeten, und sich zu mäßigen, zu rechter Zeit in Entsagung zu üben, ihre Kräfte gehörig zu gebrauchen wußten, und gute Früchte ihrer Selbstüberwindung und Anstrengung einernteten, sind das Sinnbild der bessern Christen, die aus wohlgeordneter Selbstliebe, und aus dem angebornen Triebe nach Glückseligkeit, gern den Gesetzen der Religion gehorchen wollen, ihre Triebe ordnen, ihre Leidenschaften unterjochen, ihre Laster bekämpfen, ihre Launen bezwingen, tausend Genüssen entsagen, welche die Welt ihnen bietet, und sich durch Tugendübung jener höchsten Glückseligkeit würdig machen, welche Gott Seinen Auserwählten im Himmel ertheilen wird.

So gibt es denn zwei Gattungen von Selbstliebe. Eine wahre, die uns rastlos treibt, uns jenes

hohe vollkommene unvergängliche Gut zu sichern, das uns allein selig machen kann; eine falsche, die stets nach einem flüchtigen, verderblichen Scheinglück hascht, welchem ewiges Unheil folgen wird. Die Erstere ist eine weise, verständige, erleuchtete, — die Zweite eine irregeleitete, blinde, thörichte, unsinnige Selbstliebe. Laßt uns die Eine nicht mit der Andern verwechseln! Laßt uns immerhin uns lieben — wie vermöchten wir, es nicht zu thun? — Doch so uns lieben, daß wir dadurch getrieben werden, nur nach wahrer, dauerhafter, vollkommener Glückseligkeit zu verlangen und zu streben; und nicht nach dem flüchtigen Genuß vergifteter Freuden, der unser ewiges Verderben nach sich ziehen würde.

85.

Die Diebe.

Ein junger Bauer, der in einem großen Flecken wohnte, hatte sich das Stehlen angewöhnt. In seiner Kindheit begnügte er sich damit, bei seinem Vater in'sgeheim Brod, Käse, einige Aepfel, einige Nüsse u. dgl. zu nehmen. Nachdem er größer geworden, schlich er sich in die Gärten der andern Einwohner, und nahm Alles, was er an Gemüsen und Früchten fortbringen konnte. Bald begnügte er sich nicht mehr mit eßbaren Dingen, und er ging so weit, daß er seinen Eltern alles Geld, was ihm

unter die Hände kam, entwendete. Er versuchte darauf, auch von seinen Kameraden und Nachbarn kleine Summen zu erwischen, und es gelang ihm. Indessen verheimlichte er sein Spiel so gut, daß Niemand Verdacht auf ihn setzte.

Er hörte oft zu Hause von den Strafen reden, die man den Dieben, wenn sie gefangen würden, anthue. Jener ist gehängt worden, sagte man, dieser gerädert. Seine Einbildung war voll von Rädern und Galgen. Dieß beunruhigte ihn zwar, und verhinderte ihn, seinem unglücklichen Hange frei Genüge zu thun. Nichts desto weniger, da er nun einmal an diesem Gewerbe, das ihm viel Vergnügen verschaffte, Geschmack gefunden, und er auch bis dahin allen Verdacht zu vermeiden gewußt hatte, so entschloß er sich, so fortzufahren; und um sich in diesem Entschlusse bei frischem Muthe zu erhalten, sagte er zu sich selbsten: „Ei, alle diese Geschichten von gehängten und geräderten Dieben sind wohl nur Erzählungen, dazu erfunden, um solche, die zum Stehlen versucht werden, davon abzuschrecken; ich meinerseits habe niemals weder Räder noch Galgen gesehen, und keiner von denen, die diese Todesstrafen sollen ausgestanden haben, sind wieder zurückgekommen, Neuigkeiten zu bringen.“ Er fing damit an, daß er an der Wirklichkeit dieser Exekutionen zweifelte, und da ihm viel daran lag, daß an diesen Dingen nichts Wahres sey, weil er sich dann ohne Unruhe der Leidenschaft, die ihn mit fortriß, preisgeben konnte, so überredete er sich endlich, es gebe

wirklich weder Gefängnisse, noch Räder, noch Galgen für die Diebe, sie hätten nichts zu befürchten, als die Unehre, wenn sie entdeckt würden, und die Rache der Benachtheiligten, die sie auf der That ergreifen würden; und so könne man mit Geschicklichkeit und Vorsichtsmaßregeln ungestraft seine Sache forttreiben. Da er sich nun auf diese Ueberzeugung stützte, und auf seine Talente und seine Erfahrung zählte, so wagte er die größten Unternehmungen. Er gesellte sich einige junge Leute aus dem Flecken zu, an denen er Hang und Anlage zu seinem Gewerbe bemerkt hatte. Da sie aber über die Bestrafung der Diebe die gewöhnlichen Gedanken hatten, und nur die Furcht vor den Strafen sie davon abhielt, so versicherte er sie, dieß wäre noch ein Vorurtheil von ihrer Erziehung, er sey auch, wie sie, durch diese Kindererzählungen eingewiegt worden, er habe aber ihre Falschheit eingesehen. Die Begierde, welche diese Elenden anfeuerte, machte, daß sie den Vernünfteleien ihres Lehrers Beifall gaben; sie machten sich dieselben eigen, und, überzeugt, daß Folter, Blutgerüste, Galgen, Henker nur Dinge der Einbildung seyen, munterten sie sich auf, ihren Anführer wohl zu unterstützen. Dieser, nachdem er sie eine Zeit lang unterrichtet und geübt hatte, vertheilte sie im Flecken und in dessen Umgegend, wo sie ihre Talente nach Lust entwickelten. Bald beklagte man sich von allen Seiten über haüfige und bedeutende Diebstähle, von denen man die Thäter nicht kannte. Es hatten nämlich unsere Leute in dem benachbarten

Walde eine unterirdische Höhle, wo sie alle gestoh- lenen Sachen heimlich niederlegten. Einesmals in der Nacht, da zwei von ihnen den Raub, den sie erst gemacht hatten, an diesen Ort hintrugen, begeg- neten sie einem Einwohner des Fleckens, der, weil er sich auf dem Wege aufgehalten hatte, sehr spät nach Hause kam. Dieser Mann erkannte sie, und schien sich darüber zu verwundern, sie so beladen und zu einer solchen Stunde anzutreffen. Als nun diese Bösewichter sich erkannt sahen, fürchteten sie, sie möchten angezeigt, und der Wuth der Einwohner ausgesetzt werden, die sie, um sich für alle ihre Diebstähle zu rächen, verbannen würden. Um also diesem Unglücke zuvor zu kommen, warfen sie sich auf den Zeugen ihrer Raüberei, und ermordeten ihn grausam.

Diese Mordthat machte auf den Flecken einen lebhaften Eindruck. Man glaubte sich von Dieben und Mördern umgeben; man rief polizeilichen Bei- stand herbei; man stellte überall so genaue Unter- suchungen an, daß man endlich auf Spuren des Verbrechens kam, worauf die zwei Mörder festge- nommen wurden. Darauf vermuthete man, diese Elenden könnten wohl die Thäter jener mannigfal- tigen Diebstähle seyn, über die man sich seit einiger Zeit beklagte; und da man ihre Bekanntschaften mit Diesen und Jenen kannte (es waren dieß eben ihre Anführer und die übrige Bande), so warf man auf sie den Verdacht, daß sie ihre Mitschuldigen seyen, und hielt es für rathsam, sich ihrer Personen zu

bemächtigen. Die Sachen, welche man bei ihnen fand, bestätigten diesen Verdacht, und leiteten noch auf andere Entdeckungen, die über die Lasterhaftigkeit und die Mitschuld aller dieser jungen Leute gar keinen Zweifel mehr übrig ließen.

Da kamen sie nun unter die Hände der reitenden Polizeiwache, die sie, an Händen und Füßen gebunden, nach der Stadt führte, wo ihnen der Prozeß sollte gemacht werden. Man warf sie bei ihrer Ankunft in's Gefängnißhaus, wo sie sogleich in's engste Verlies gesteckt wurden. Stelle man sich nun ihre Verwunderung vor, als sie sich so behandelt sahen. Ihr Staunen nahm aber noch täglich zu, je weiter der Prozeß vorrückte. Was ihnen endlich ihre Taüschung völlig benahm, war die grausame Folter, die man sie aushalten ließ. Da erkannten sie freilich die Wahrheit von allen dem, was sie von der Bestrafung der Uebelthäter gehört hatten, und sahen die Geschichten, die man ihnen davon erzählt hatte, nicht mehr für bloße Fabeln an, die erfunden wären, schwache Köpfe zu erschrecken. Letztlich kam ihre Ueberzeugung zum höchsten Grade der Vollständigkeit, als sie, nachdem sie ihren Richterspruch angehört, sich den Henkern übergeben sahen, die sie, den Strang am Halse, auf die Richtstätte führten, wo die Einen gerädert und die Andern gehängt wurden.

Es ist zu bemerken, daß Alle, bevor sie ihre Todesstrafe ausstanden, bekannten, daß sie mitten in ihrer Raüberei von Zeit zu Zeit eine geheime Furcht

vor

vor dem Rade und dem Galgen gespürt hätten, und daß, ungeachtet sie versicherten, sie glaubten nicht daran, ihnen doch bisweilen beunruhigende Zweifel darüber in Sinn gekommen seyen; sie hätten aber dieselben für Ueberbleibsel ihrer alten Vorurtheile angesehen, sie aus dem Sinne geschlagen, sich selbst widerstrebt, und Gewalt angethan, um sich in ihrer neuen Denkungsart zu bestärken. Hieße das nicht unsere heutigen Philosophen grob beschimpfen, wenn man sie in den Helden dieses Gleichnisses erkennen wollte? Nichts desto weniger kann man nicht anders, als von ihrer gegenseitigen Aehnlichkeit überrascht werden.

Dieser junge Bauer zweifelt anfangs, um ohne Unruhe seinen unglücklichen Hang zum Stehlen befriedigen zu können, ob es, wie man sage, Galgen und Rad gebe, um die Diebe zu bestrafen, und überredet sich darauf, daß nichts daran sey; — ist das nicht das treue Bild eines Philosophen, der, um sich ohne Gewissensbisse seinen Leidenschaften überlassen zu können, damit anfängt, daß er an der Hölle und an den ewigen Strafen, womit die Offenbarungen der Religion die Sünder bedrohen, zweifelt, und vom Zweifel zu einer erkünstelten Ueberzeugung übergeht? Sind die Gründe, womit sich der Bauer dazu berechtigt, nicht genau die nämlichen, welche der Philosoph geltend macht? Hören wir nicht alle Tage diese sogenannten Weisen uns sagen: „die Hölle ist eine Fabel, von der Politik erfunden, um das Volk im Zaume zu halten; wir haben jene Schlünde und

jene Feuer noch nie gesehen, und Keiner ist noch zurückgekommen, um uns darüber zu berichten.“

Der Bauer in dem Gleichnisse gesellt sich Elende zu, die eben so schlecht gesinnt sind als er, und um sie abzurichten, fängt er an, sie zu überreden, die Furcht, die sie vor Galgen und Rad hätten, sey ein Vorurtheil ihrer Erziehung, von dem sie sich losmachen müßten. Eben so versucht ein Philosoph, sich Anhänger zu machen, und um sie für seinen Unterricht gelehrig zu machen, versichert er ihnen, die Religion und alle ihre Schrecken seyen nur Vorurtheile der Kindheit, die vor dem Lichte der Philosophie verschwinden müßten.

So wie aber alle jene Diebe endlich, aber zu spät, die Wirklichkeit der Todesstrafen, welche der Mörder und der Dieb leiden müssen, erkannten, als sie sich dazu verdammt sahen, und die Herbe derselben empfanden, eben so werden auch, aber ach zu spät, unsere unglücklichen Philosophen einsehen, daß es für die Hochmüthigen, die Wollüstigen, die Gottlosen, die Lasterhaften aller Art eine Hölle und ewige Qualen gebe, wenn sie sich von jenen Feuer-Schlünden verschlungen, und die ganze Ewigkeit hindurch jenen verzehrenden Flammen werden preisgegeben sehen. Möge ihnen dieses Gleichniß die Augen öffnen, und sie einem so traurigen Schicksale entkommen lassen!

Endlich brauchen sie nur auf ihr Gewissen zu horchen. Denn, obschon sie es sagen, so sind sie doch noch nicht ruhiger, als es unsere jungen Bauern

waren. Sie empfinden, wie sie, Unruhe und Schrecken, die sie auch so, wie sie, aus ihrem Kopfe zu verbannen suchen. Sie versichern, sie seyen von ihrer Sache gewiß überzeugt, was aber nur so viel heißt, als, sie möchten es seyn, sie geben sich alle Mühe, es zu seyn, sie bilden sich ein, es zu seyn. Der Beweis aber, daß sie es wirklich nicht sind, ist dieser, daß, wenn sie sich am Rande des Grabes sehen, und Gott ihnen die Gnade verleiht, sich zu erkennen, sie Alle eingestehen, daß sie sich nie gänzlich von allen ihren Zweifeln haben losmachen, noch sich völlig wider die Furcht vor der Zukunft beruhigen können, und daß der Schein von Ueberzeugung, mit dem sie geprahlt, durch die unwillkürliche Unruhe ihres Herzens Lügen gestraft worden sey.

86.

Der junge Prinz.

Ein großer Fürst hatte einen Sohn, dessen Neigungen mit seinem Rang und seiner Geburt in seltsamen Widerspruch standen. Er kannte kein größeres Vergnügen, als sich mit den geringsten Knechten seines Vaters zu unterhalten. Der Verweise seines Erziehers uneingedenk, entwischte er diesem, so oft er konnte, um sich mit den Bedienten, Küchenjungen, Stallknechten und Arbeitsleuten des Hauses zu ergötzen; nur in ihrer Gesellschaft war es ihm wohl. Wenn man ihn vermißte, so war man sicher, ihn

entweder in der Küche, oder in der Speisekammer, oder im Hühnerhof, oder im Stalle zu finden. Hier gefiel es ihm besser, als in den prachtvollen Gemächern seines Vaters, wo er nur durch Zwang eingeführt, und einige Augenblicke festgehalten werden konnte, obschon viele edle vornehme Herren und Frauen und junge Leute stets darin versammelt waren, und die angenehmste Gesellschaft bildeten. Eben so war es ihm lieber, einige von der Tafel seines Vaters übriggebliebene Brocken heimlich in der Küche zu verzehren, als sich von den köstlichen Speisen zu nähren, die der Fürst seinen Gästen bei festlichen Mahlen, welche er haüfig gab, vorsetzte. Oft wurden im Palaste, in einem dazu geeigneten Saale, Konzerte gegeben, wo die berühmtesten Sänger und Tonkünstler um die Wette sich bemüheten, die Gesellschaft durch herrliche Symphonien und Lieder zu erfreuen. Doch auch von diesen mochte der junge Prinz nichts wissen. Während oben bei seinem Vater Saitenspiel und Gesang in den süßesten Melodien alle Anwesenden entzückten, weidete er sich unten im Hühnerhof an andern Tönen. Das Geschnatter der Gänse, das Geschrei der Enten und Truthühner war seinem Ohr eine lieblichere Musik, als die, welche im Konzertsaale ertönte.

Ein Mensch, dessen Neigungen so tief unter seiner Würde sind, scheint uns verächtlich. Doch, sind wir Andern nicht in gleichem Falle? Kinder Gottes sind wir; — durch unsere Geburt bestimmt, bei unserm Vater im Himmel zu wohnen. Wir sollten

unablässig uns sehnen und streben, zu jenem himmlischen Aufenthalt zu gelangen, wo das Wesen der Wesen sich im unverhüllten Glanze Seiner Herrlichkeit unserm erstarkten Auge zeigt; wo die Versammlung heiliger Seelen und seliger Geister Seinen Thron umgibt; wo ein ewiges Gastmahl diese Auserwählten unaufhörlich mit köstlicher Speise sättigt, und immer neu ihren Hunger erweckt; wo alle himmlischen Chöre wetteifern, die Herrlichkeit des Allerhöchsten in lieblichem, hehrem Gesange zu feiern.

Doch weit entfernt, ein so gerechtes Verlangen zu hegen, scheinen wir vielmehr den Genuß jener himmlischen Güter zu fürchten; und suchen den Augenblick, wo wir davon Besitz nehmen sollen, so weit es möglich ist, hinauszuschieben: Wir heften unser Herz an die Erde, gewinnen immer mehr Geschmack an ihren armseligen Freuden, und möchten sie gerne lange genießen. Dieß geht so weit, daß manche unter uns, die wir uns Christen nennen, freiwillig auf ihre Ansprüche auf das Reich Gottes Verzicht thun, sich auf immer davon ausgeschlossen sehen möchten; wenn sie nur ewig auf der Erde bleiben, und das üppige behagliche Leben, das ihnen zur Gewohnheit geworden, daselbst fortsetzen könnten; daß sogar die, deren irdisches Loos keineswegs beneidenswerth ist, dennoch, wenn sie über ihr Schicksal zu gebieten hätten, dieß armselige, kummervolle Erdenleben auf immer der Glorie und Seligkeit des Paradieses vorziehen würden.

Wenn man aber lieber auf Erden als im Himmel wohnen will, wenn man die Freuden der Sinne, und die Befriedigung seiner Leidenschaften jenen Strömen reiner Wonnen, in denen die Seligen schwimmen; — die Gesellschaft unvollkommener, lasterhafter, verdorbener Menschen, der Gemeinschaft mit Gott selbst, und Seinen Heiligen und Engeln vorzieht; ist man dann nicht thörichter und strafbarer, als wenn man lieber in einem Stall als im prachtvollsten Palaste verweilt, lieber mit Bedienten und Küchenjungen, als mit feingebildeten vornehmen Leuten umgeht, lieber sich von geringer schlechter Kost, als von den feinsten auserlesensten Speisen nährt; mehr Geschmack an dem unharmonischen Konzert der Hühner und Gänse, als an dem lieblichsten Gesang und Saitenspiel findet?

87.

Der Einsiedler und der Dorfbewohner.

Ein Bauer kam, einen Wald durchwandernd, vom Wege ab und verirrte sich. Nachdem er lang in der menschenleeren Gegend umhergestreift war, entdeckte er gegen Abend eine kleine Einsiedlerhöhle. Der fromme Mann, der sie bewohnte, nahm ihn gastfreundlich auf, theilte sein Strohlager und seine kleinen Vorräthe mit ihm, und versprach am folgenden Morgen ihn wieder auf den rechten Weg zu geleiten. Nachdem er ihn mit einem einfachen spärli-

chen Mahle, das jedoch der Bauer köstlich fand, bewirthet hatte, unterhielten sie sich bis zum Schlafengehen mit einander. Sie kamen auf die verschiedenen Stände der Menschen in der Welt zu sprechen, und es entspann sich folgendes Gespräch:

Der Bauer.

Ich muß euch offenherzig bekennen, mein Vater: Wenn ich meinen Stand mit dem der reichen Städtebewohner vergleiche, so möchte ich sie beneiden. „Warum sind diese Menschen so glücklich, spreche ich dann zu mir selbst, während wir armen Dorfbewohner so unglücklich sind?“

Der Einsiedler.

Ich könnte dir antworten, mein Sohn, daß wir alle uns den Anordnungen der göttlichen Vorsehung unterwerfen, und mit dem Range, den sie in der menschlichen Gesellschaft uns angewiesen hat, zufrieden seyn sollen. Doch, um dich gründlicher von deiner Mißgunst zu heilen, will ich dir zeigen, wie wenig die Gegenstände deines Neides denselben verdienen. Du glaubst, daß die Reichen, deren aüßerer Glanz dich blendet, glücklicher seyen, als du? Hierin irrest du dich sehr.

Der Bauer.

Wie, mein Vater! Leute, die Alles haben, was sie wünschen, und nicht arbeiten müssen, wären nicht glücklicher als ich, der ich mein Brod im Schweiße meines Angesichtes verdienen muß?

Der Einsiedler.

Sie scheinen dir nur glücklicher, sind es aber in der That nicht. — Sage mir, hast du wohl manchmal Langeweile?

Der Bauer.

Langeweile? Ich? O wo fände ich Zeit dazu?

Der Einsiedler.

Dieß Uebel kennest du nicht; aber die Leute, die nichts zu thun haben, und deren Loos du beneidest, haben von Morgens früh bis Abends spät Langeweile. Um diese zu verscheuchen, flattern sie, so zu sagen, von Vergnügen zu Vergnügen; doch es hilft nichts; die Langeweile heftet sich an ihre Sohlen, und peinigt sie mitten im Genusse. Sie ist ein Gift, das uns das Leben verbittert, und kein Glück genießen läßt.

Der Bauer.

Kann der Langeweile fühlen, der Alles hat, was er wünscht?

Der Einsiedler.

Nimmer hat der Reiche Alles, was er wünscht. Das Menschenherz ist unersättlich, und es bleibt ihm stets noch was zu wünschen übrig.

Der Bauer.

Was ihr auch sagen möget, ich kann mich nicht überreden, daß die Reichen nicht glücklicher seyen, als ich. Sie ruhen auf weichem Lager, in feiner Leinwand, unter warmer, zarter Decke.

Der Einsiedler.

Ja. Aber der Schlaf flieht ferne von ihnen; während ihr Andern auf hartem Lager, in groben

Tüchern, unter rauher Decke, euch eines sanften ununterbrochenen Schlafes erfreuet.

Der Bauer.

Sie geben große Gastmahle. Pracht und Ueberfluß herrscht an ihrer Tafel, und die mannigfaltigsten, köstlichsten Speisen stillen und reizen zugleich ihren Hunger.

Der Einsiedler.

Ja. Aber sie verderben sich durch überflüssige ungesunde Nahrung den Magen, und untergraben ihre Gesundheit; während ihr, bei mäßigem Genusse einfacher Speisen, von Krankheiten verschont, und kräftig bleibt.

Der Bauer.

Ausländische Weine, feine Liqueure laben ihren Gaumen, und erquicken sie.

Der Einsiedler.

Ja. Aber dafür peinigt sie das Podagra, daß sie laut schreien, und Monate lang auf hartem Schmerzenlager gefesselt liegen müssen. Wenn jene süßen Gifte fern von euch bleiben, so kennt ihr darum auch nicht die Leiden der Podagraisten, und erhaltet euch stets den freien Gebrauch eurer Hände und Füße.

Der Bauer.

Schöne Kleider hängen in ihrem Schranke, darunter sie nach Gefallen wählen, und in jeder Jahreszeit damit wechseln können. Ist es nicht ein Glück, so wünschenswerthe Dinge im Ueberfluß zu besitzen?

Der Einsiedler.

Ueberfluß und Pracht in der Kleidung sind ihnen so zur Gewohnheit geworden, daß sie keinen Reiz mehr für sie haben. Sammt und Seide ist ihnen, was euch grobes Leinen- und Baumwollzeug. Beneide sie nicht; denn haůfig deckt Sammt und Seide einen kranken, durch Müßiggang und alle Laster, die er erzeugt, zerrütteten Körper; während die grobe Leinwand, die du so gern gegen jene feinern Stoffe vertauschen möchtest, meist einen gesunden, durch Arbeit und Bewegung gestählten Kǒrper, in dem eine frohe Seele wohnt, umhüllt.

Der Bauer.

Wenigstens werdet ihr mir zugeben, daß ihre Genüsse höher und feiner sind als die Unsrigen.

Der Einsiedler.

Auch dieß muß ich dir widersprechen; denn ich bin entgegengesetzter Meinung. Es sind wahre, einfache, reine, unschuldige Genüsse, die den unverdorbenen Landleuten zu Theil werden; die Natur selbst bietet sie ihnen, und liefert Alles, was dazu gehört; auch ist die Freude, die bei ihren Belustigungen herrscht, und die aus allen ihren Zügen leuchtet, aufrichtig und herzlich. Ein anderes ist es mit den Reichen. Es bedarf eines bedeutenden Aufwandes, und großer Vorrichtungen, um ihnen ein Fest zu bereiten; ihre Genüsse sind meist erkünstelt, und selten lachen sie von Herzen. Was schlimmer ist als dieß, oft sind ihre Belustigungen dem Heil ihrer Seele gefährlich, zuweilen sind sie sogar strafwürdig.

Der Bauer.

Was sie wünschen, können sie erlangen; sie haben die Mittel dazu in Händen. Ist dieß nicht ein großes Glück?

Der Einsiedler.

Nein, mein Sohn! Es ist im Gegentheil ein großes Unglück. Denn, wie ein altes Sprichwort sagt: Wenn man kann, was man will; will man selten, was man soll. Vielen Reichen wäre es besser gewesen, wenn sie sich Manches hätten versagen müssen. Zudem benimmt die Leichtigkeit, sich Genüsse zu verschaffen, denselben meistens allen Reiz. Ein Reicher, der täglich spielen, der Ruhe pflegen, und nach Gefallen spazieren gehen kann, wird niemals sich des Spiels, der Ruhe und eines angenehmen Spazierganges so sehr erfreuen, als ein Landmann, der durch die Arbeit und den Schweiß einer ganzen Woche sich die Genüsse, so zu sagen, erkauft hat.

Der Bauer.

Mich daücht aber doch, es würde mir lieber seyn, jeden Tag der Ruhe zu pflegen, zu lustwandeln, und mir die Zeit angenehm zu vertreiben, als dieß nur an Sonn- und Festtagen zu thun.

Der Einsiedler.

Du irrest, mein Sohn. Es ist mit jeder Erholung, wie mit dem Genusse des Essens. Erst nach Mühe, Arbeit und Entbehrung fühlst du die ganze Süßigkeit derselben, wie du nach langem Fasten jede Speise, wie sie auch heißen möge, besser und schmack-

hafter findest, wenn der Hunger sie würzt, als wenn du sie zur gewöhnlichen Zeit, ohne daß dein Appetit durch größere, vorhergegangene Bewegung erregt wurde, genießest.

Der Bauer.

Letzteres habe ich vorhin erfahren. Niemals schien mir ein Gericht köstlicher als das, welches ihr mir vorsetztet, da ich, nach langem Umherstreifen im Walde, einen verzehrenden Hunger mitbrachte.

Der Einsiedler.

Siehe! so wird, bloß an Sonn- und Festtagen genossen, jedes Vergnügen dir viel größere Freude gewähren, als wenn es dir alle Tage zu Theil würde. Eine ståte Erfahrung lehrt, daß Gewohnheit die Empfindungen abstumpft. Ein Schwelger, dessen Tafel stets mit den besten Leckerbissen besetzt ist, wird kaum den kleinsten Theil des Genusses darin finden, den ein an dürftige Kost gewöhnter Mann finden würde, wenn ihm vergönnt wåre, an dieser Tafel nach Willkür zuzugreifen, und sich zu sättigen. Was sage ich? Kein reicher Städter wird jemals seine Fasanen, Feldhühner und andere auserlesenen Gerichte mit größerer Lust verzehren, als du das ärmliche Mahl, aus Kraütern und wilden Früchten bestehend, das ich dir allein bieten konnte.

Der Bauer.

O, hierin stimme ich Euch mit voller Ueberzeugung bei, und erkenne die Wahrheit des Sprichwortes: Der Hunger ist der beste Koch!

Der Einsiedler.

Ist aber nicht der Genügsame, der sich an der einfachsten, gemeinsten Speise laben und erquicken kann, mehr zu beneiden, als der Verwöhnte, der Alles, außer dem Feinsten, Besten verschmäht, und dem selbst Dieses nicht gut genug ist? — Ich kannte einen reichen Prasser, der einst, um die allzureichlich genossenen Leckerbissen zu verdauen, in der Nähe seines Schlosses lustwandelte. Ein Armer kam, bat ihn dringend um ein Almosen, und hoffte ihn durch die Versicherung zu rühren, er sterbe fast vor Hunger. Da sah ihn der Erstere mit neidischem Blicke an: „Der Spitzbube hat Hunger!" rief er zornig aus, „wäre ich so glücklich, wie er!" Hierauf wandte er sich weg, und gab ihm nichts.

Der Bauer.

Das ist gräßlich, und beweist mir zur Genüge, daß alle jene reichen Prasser nicht so glücklich sind, als ich glaubte. Ich will sie niemals mehr beneiden, und zufrieden seyn mit dem Loos, das die Vorsehung mir beschied. So gering es ist, möchte ich es nun nicht mehr mit dem ihrigen vertauschen.

Der Einsiedler.

Noch weniger würdest du dieß wollen, wenn du wüßtest, wie viele Sorgen, Unruhen, Mühsale und Widerwärtigkeiten mit dem Reichthum unabtrennlich verbunden sind; zumal, wenn der Besitzer desselben von Ehrgeiz oder Habsucht beherrscht wird, was nur zu haüfig der Fall ist. Doch, zu weit würden uns diese Erörterungen führen. Du bedarfst der Ruhe;

genieße sie, und sey überzeugt, daß die meisten Reichen, auf weicherem Lager ruhend, nicht so süß schlafen werden, als du.

88.

Schlecht benützte Vortheile.

Wenn ein Armer vernähme, daß sein Bruder, den er seit langer Zeit aus den Augen verloren, ohne Kunde von seinem Schicksal zu erhalten, ein großes Glück gemacht habe; daß er der erste Minister und allvermögende Günstling eines mächtigen Königs sey, über alle Ehrenstellen und Aemter, und über alle Schätze seines Herrn, der nur durch seine Augen sehe, nur durch seine Hände Gaben austheile, nach seinem Gefallen verfügen könne; wenn er dabei wüßte, dieser Bruder sey der beste, großmüthigste Mensch, der die Seinigen zärtlich liebe, und mit größter Freude Alles thun wolle, sie glücklich zu machen; — wie würde er dann eilen, ihn aufzusuchen, seine Güte und Liebe für sich in Anspruch zu nehmen, und die Gunst, welche er bei seinem Herrn genießt, und die er so gern zum Vortheil der Seinigen verwenden will, zu benützen!

Der hier gesetzte Fall findet in der Wirklichkeit statt. Nur aber weiß der Arme, dem ein günstiges Geschick einen solchen Bruder gab, seinen Vortheil, leider, nicht gehörig zu benützen.

Du bist es, der du dieses liesest! Ja, du bist so glücklich, einen Bruder zu haben, der im schönsten,

reichsten, blühendsten aller Königreiche wohnend, der höchsten Gunst des mächtigsten aller Könige genießt. — Jesus Christus ist dieser Bruder, Er, der Gegenstand des Wohlgefallens Seines ewigen Vaters, der mit Ihm zugleich im Himmel herrscht; der Alles vermag, über Alles zu gebieten hat, und nichts sehnlicher wünscht, als alle Seine Brüder mit Sich vereinigt zu sehen, um sie an Seiner Glorie und Seligkeit Antheil nehmen zu lassen. Wie kommt es denn, daß du für dieses Glück so unempfindlich bist? daß du so schwaches Verlangen fühlst, einen so mächtigen, großmüthigen Bruder zu sehen, näher zu kennen, und Seine Zärtlichkeit für dich zu benützen?

Wenn, um die Sache in einem andern Bilde darzustellen, ein Bedürftiger die Nachricht erhielte: es sey ihm in fernem Lande eine große Erbschaft zugefallen, die seinem Schicksal eine andere Wendung geben, ihn aus dem Schooß der Dunkelheit, darin er schmachtet, zum Gipfel der Ehre erheben konnte; die ihn, nachdem er den Druck der Armuth gefühlt habe, in den Besitz unermeßlicher Reichthümer versetzte; — würde er nicht vor Freude außer sich seyn? Würde er nicht mit sehnlichstem Verlangen wünschen, seine Erbschaft baldigst in Empfang nehmen zu können?

Jeder von uns befindet sich wirklich in obigem Falle. Der Himmel ist das Erbtheil, auf das wir ein unbestreitbares Recht haben, das reichste Erbtheil, das unser ganzes Schicksal umwandeln, eine neue unversiegbare Quelle der Herrlichkeit und Wonne uns öffnen, und für die ganze Ewigkeit das glück-

lichste, seligste Loos uns zusichern wird; kurz, das uns aus einem schwachen sterblichen zu einem unsterblichen gottähnlichen Wesen umschaffen wird. Wie kommt es denn, daß wir so kalt bleiben, und nicht vor Verlangen glühen, Besitz davon zu nehmen? Sind wir nicht unbegreiflich verstockte, mit uns selbst und unserm eigenen Wohl im Widerspruch stehende Wesen?

89.

Heldenmüthige Zurechtweisung.

Der heilige Ignaz hatte in seiner Jugend, noch vor seinem Priesterstande, einen Freund, der trotz des herrlichen Beispiels, das er vor Augen hatte, und der guten Lehren, die er erhielt, schwach genug war, sich von einer leichtfertigen Frau verführen zu lassen, und einen sträflichen Umgang mit ihr zu unterhalten. Als Ignaz davon benachrichtigt wurde, beschloß er Alles anzuwenden, um den Verirrten von dieser unseligen Leidenschaft zu heilen. Von heiligem Eifer getrieben, ging er auf den Weg, wo er ihn treffen mußte, und lagerte sich in einen Hinterhalt, um ihm in frommer Absicht aufzulauern. Die Stelle, die er dazu wählte, war ein gefrorner See. Hier tauchte er unter, bis an den Hals, und opferte Gott die Beschwerden, die er duldete, um das Gelingen seines Unternehmens von Ihm zu erflehen.

Sobald er den jungen Mann erblickte, rief er ihm mit schrecklicher Stimme zu: Wo eilst du hin,

Unglück-

Unglücklicher? Siehst du nicht das Racheschwert der göttlichen Gerechtigkeit über deinem Haupte gezückt? Es folgt dir, und wird dich ereilen im Augenblick, wo du von Leidenschaft trunken, am wenigsten darauf gefaßt seyn wirst; und du bist dann auf ewig verloren und der Verdammniß preisgegeben! Wenn dieser Gedanke dich nicht schreckt, so gehe, wohin deine zügellose Leidenschaft dich treibt. Ich will indessen hier unter Eisschollen weilen, und durch Buße und Gebet die göttliche Gerechtigkeit für dich zu entwaffnen suchen.

Man stelle sich die Verwunderung und den Schrecken des Schuldigen bei dieser unerwarteten Anrede vor. Er erkannte sogleich die Stimme und den heiligen Eifer seines frommen Freundes, welcher auf so erschütternde Weise die Vorstellung eines erzürnten Gottes, der ihn beobachtet und schon den Rächerarm emporgehoben hält, um seine Vergehungen zu bestrafen, in ihm weckte. Dieß brachte ihn zu sich selbst, so daß er die ganze Größe der Gefahr, in der er schwebte, begriff, und mit dem Gefühle tiefer Beschämung und nagender Gewissensvorwürfe auf seinem Wege umwandte und heimkehrte.

Wie glücklich wären wir, wenn in dem Augenblick, wo wir, von Leidenschaft verblendet, von Sinnlichkeit hingerissen, in Gefahr stünden, ein Verbrechen zu begehen, von wohlthätiger Freundeshand zurückgehalten würden! — wenn wir den warnenden Zuruf vernähmen: Was beginnst du, Unglücklicher? Gott sieht dich, und du wolltest Ihn beleidigen?

Wer würde nicht bei dieser Vorstellung zurückschaudern und auf sein strafbares Vorhaben Verzicht thun?

Sagen wir uns selbst, was kein Freund den Muth haben würde uns zu sagen! Betrachten wir in der Zeit der Versuchung die furchtbare Gegenwart, das allsehende Auge dessen, der Herr über unser Leben ist, und jede Sünde auf der Stelle strafen kann! Fragen wir uns selbst: ob es klug sey, sich solcher Gefahr auszusetzen?

90.

Kindesliebe.

Ein junger Mensch, der in einer Stadt in unserm Vaterlande geboren ward, mußte das Glück entbehren, seinen Vater zu sehen, und sich dessen Liebe in persönlicher Gegenwart zu erfreuen; denn noch vor seiner Geburt schied dieser von seiner Gattin, um in einer entfernten Provinz die Regierung anzutreten. Der Sohn blieb indessen der Leitung einer tugendhaften Mutter überlassen, die nicht aufhörte, ihm von dem liebenden Vater, den er im fernen Lande habe, zu sprechen. Sie rühmte ihm dessen große Vorzüge und erhabene Eigenschaften, besonders dessen Liebe zu ihm; und wie er unaufhörlich für ihn gesorgt habe und noch sorge, daß er seinem Stande gemäß, und zu seinem künftigen Beruf erzogen und gebildet werde; wie es die theuerste Angelegenheit seines Herzens sey, daß er in seine väterlichen Absichten eingehen, und denselben entsprechen

möge. — Sie that ferner ihm kund, daß er diesem gütigen Vater allein Alles, was er besitze, zu verdanken habe; alle mannigfaltigen Gegenstände um ihn her, die theils ihm nützen, theils ihm Freude machen sollten; alle Mittel, die er in Händen habe, seine unschuldigen Neigungen und erlaubten Wünsche zu befriedigen; — daß der Urheber seines Daseyns, der ihn mit Wohlthaten und Gaben überschütte, unaufhörlich seiner gedenke, um für alle seine Bedürfnisse zu sorgen, und ihm das Leben angenehm zu machen. Auch überreichte sie ihm Briefe, die der weise gütige Vater an ihn persönlich geschrieben hatte, welche heilsame Belehrungen, rührende Beweise Seiner Liebe, und die Versicherung enthielten, daß er ihn einst zu sich berufen werde, um ihm zum Lohn seiner Tugenden und seines Fleißes eine glänzende, seinen liebsten Wünschen entsprechende Stelle anzuvertrauen. Muß nicht dieser junge Mann seinen Vater, wenn er ihn auch nie von Angesicht zu Angesicht sah, mit innigster Zärtlichkeit lieben? Wäre er nicht der undankbarste Mensch, der ungerathenste Sohn, wenn er ihn nur mit schwacher Liebe liebte?

Man wird den Sinn dieser Parabel ohne Mühe errathen. Wir Menschen leben auf dieser Erde, von Gott, unserm Vater, der im Himmel wohnt, entfernt; wir sehen Den nicht mit leiblichen Augen, Dem wir das Leben verdanken, aber unsere Mutter und Erzieherin, die Kirche, spricht uns unablässig von ihm, von Seinen unendlichen Vollkommenheiten, Seiner Liebe zu uns, den großen Thaten dieser Liebe,

Seinem Leben, Leiden und Sterben für unser Heil; dem glühenden Verlangen Seines Vaterherzens, in uns gutgeartete Kinder zu finden, die Seine Gnaden nicht zurückweisen, sondern durch den rechten Gebrauch derselben immer neue und größere verdienen. — Auch Erde und Himmel erzählen uns, im Einklang mit der Kirche, in kräftiger rührender Sprache von dem liebenden Vater dort Oben, der sie, uns zum Dienst und zur Freude, erschaffen habe, und der an unserm Wohl den zärtlichsten Antheil nehme. Die heiligen Schriften sind Briefe von Ihm (nach dem Ausdruck des heil. Antonius), in denen Er uns heilsame Lehren gibt, Seine Liebe uns bezeigt, und reichen Lohn verspricht, wenn wir gehorsam sind, und uns ankündigt, daß Er uns bald zu Sich rufen wolle, um unsere Treue mit endloser Seligkeit zu vergelten. Muß nicht unser ganzes Herz für den gütigen Vater, der Seinen Kindern auf so rührende Weise zuvorkam, glühen? — Wer nur selten an Gott denkt, wer unter dem Vorwand, daß Er in einem unzugänglichen Lichte wohne, nur schwache Liebe für ihn fühlt; dem spricht der liebende Sohn der Parabel das Verdammungsurtheil.

91.

Der Geistliche und der Weltmann.

Leicht fügen sich schwache Geister, die kein eigenes Urtheil haben, oder Männer, denen es an gründlicher Bildung fehlt, der herrschenden Denkweise, und

ihre Stimme ist nur der Wiederhall dessen, was die Tonangeber unserer Zeit gerade zu Markte bringen. In diesem Fall befand sich ein, übrigens verständiger, reinsittlicher, auch religiösgesinnter Mann. Er hörte jene öfter sagen: Die Geistlichen und Klosterfrauen, welche in klösterlicher Einsamkeit sich bloß mit Gebet und Betrachtung beschäftigen, ohne im äußern Leben einen Wirkungskreis zu haben, seyen unnütze, und darum schädliche Mitglieder der menschlichen Gesellschaft. Dieß klang ihm gut, und er ließ diese Meinung bei jeder Gelegenheit als sein eigenes Urtheil gelten. Einst kam er mit dem Pfarrer seines Kirchspiels, einem würdigen wohlgesinnten Manne, darüber zu sprechen.

„Wozu nützen doch," sagte er, „jene weiblichen und männlichen Genossenschaften, die in geschäftloser Stille, innerhalb der vier Mauern ihres Klosters, von der übrigen Welt abgeschieden, leben? Wozu jene Zufluchtsorte der Faulheit und des trägen Müßigganges, wo so viele junge Leute, die von Kraft und Gesundheit strotzen, sich auf immer vergraben? Wäre es nicht besser, daß sie die Waffen zur Vertheidigung des Vaterlandes ergriffen, oder demselben auf andere Weise dienten? Warum läßt man so viele Jungfrauen in einsamer Zelle ihre Tage unnütz hinbringen? In der Welt würden sie gute Hausfrauen geworden seyn, würden im häuslichen Kreise einen schönen Wirkungskreis gefunden, und den Staat mit braven Bürgern versehen haben. — Sie werden mir zugeben, mein Herr Pfarrer,

daß alle diese Genossenschaften der menschlichen Gesellschaft auf keine Weise nützlich sind, und man daher wohlthun würde, sie nicht ferner bestehen zu lassen."

Der Pfarrer, der sich wunderte, ihn diese Sprache führen zu hören, antwortete lächelnd: Die Menschen seyen etwas spät auf den Einfall gerathen, jene Orden, welche von heiligen Männern gestiftet, von der Kirche gebilligt, und als eine ihrer Hauptzierden angesehen, von den erleuchtetsten und für das Wohl ihrer Unterthanen besorgtesten Fürsten, viele Jahrhunderte hindurch, geehrt und beschützt worden seyen, als unnütz, und sogar der menschlichen Gesellschaft schädlich zu erklären.

Der Weltmann.

Sie wissen, mein Herr, unser Jahrhundert ist das Jahrhundert des Lichtes; darum sehen wir heller, als unsere Vorfahren.

Der Pfarrer.

O gewiß! Die ganze Welt lag stets in dichter Finsterniß vergraben; bis nach achtzehn Jahrhunderten die Philosophen sprachen: „Es werde Licht." Wie kann das Menschengeschlecht dankbar genug seyn, für den Dienst, den sie ihm leisteten!

Der Weltmann.

Sie scherzen: doch ist nicht zu laügnen, daß seit einem Jahrhunderte der menschliche Geist unglaubliche Fortschritte gemacht habe.

Der Pfarrer.

Im Gebiete der natürlichen Wissenschaften gebe ich es zu, im Gebiete der höhern Wahrheiten aber bin ich weit entfernt, es zu glauben. Doch, eine nähere Erklärung hierüber würde uns von der Frage, die Sie mir vorgelegt haben, zu weit abführen. Ich komme nun auf diese zurück.

Sie wollen wissen, was jene Geistlichen, jene Klosterfrauen, die in völliger Abgeschiedenheit von der Welt leben, in ihrer Einsamkeit thun? Sie beten. — Sie beten unaufhörlich für uns, die wir noch allen Gefahren dieser Welt ausgesetzt sind. Sie beten für die Fürsten, unter deren Herrschaft sie stehen, um Segen zu ihrer Regierung, um Weisheit und Glück zu ihren Unternehmungen; sie beten für alle Staatsbehörden; sie beten für ihre Landsleute, ihre Mitbürger, ihre Wohlthäter, ihre Verwandte und Freunde; sie beten für alle Menschen, weil alle Menschen ihre Brüder sind. Mögen sie da nicht hinlängliche Beschäftigung finden?

Der Weltmann.

Ja; aber eine müßige, für die Gesellschaft unfruchtbare Beschäftigung; denn einen bessern Dienst würden sie dieser leisten, wenn sie in der Welt die verschiedenen Gewerbe trieben, die verschiedenen Stellen ausfüllten, zu denen sie tauglich sind.

Der Pfarrer.

Ich theile diese Meinung nicht mit Ihnen; vielmehr bin ich überzeugt, daß jene ihrem Vaterlande

auf keine Weise einen wesentlichern Dienst leisten könnten, als indem sie für dasselbe Segen von Gott herabflehen.

Der Weltmann.

Dieß ist eine Behauptung, die mir gewagt scheint.

Der Pfarrer.

Dennoch hoffe ich Sie davon zu überzeugen. Ist es nicht gewiß, mein Herr, daß alle Ereignisse von Gott abhängen? Daß das Loos der Könige, so wie das der Völker in Seiner Hand liegt? daß Er der unumschränkte Herr des Welt-Alls ist? und daß, nach dem Ausdruck Jesu Christi, ohne Seine Erlaubniß kein Haar von unserm Haupte fällt?

Der Weltmann.

Das ist nicht zu laügnen.

Der Pfarrer.

So kommen denn auch alle geistlichen und leiblichen Güter von Gott: die Weisheit der Könige, die Treue der Unterthanen, die Eintracht unter den Bürgern, der haüsliche Friede, die Fruchtbarkeit des Erdreiches, die Ergiebigkeit der Ernten, der Reichthum der Schaf- und Rinderheerden, der Sieg über die Feinde, der glückliche Erfolg des Handels, der Unterhandlungen, aller Unternehmungen.

Der Weltmann.

Auch dieß gebe ich zu.

Der Pfarrer.

Wenn wir alle diese Vortheile zu genießen wünschen, so müssen wir sie von Dem zu erlangen

suchen, der allein darüber zu gebieten hat, und sie nach Gefallen bewilligt.

Der Weltmann.

Ohne Zweifel.

Der Pfarrer.

Muß man sie aber nicht begehren, um sie zu erlangen? Muß man sie nicht mit Eifer, mit Inbrunst, mit Beharrlichkeit, mit aufrichtigem Herzen, mit reiner Absicht begehren?

Der Weltmann.

Ich glaube dieß mit Ihnen.

Der Pfarrer.

Das ist aber eben, was jene Einsiedler, die Sie als unnütze Wesen ansehen, unaufhörlich thun. In der Welt findet man kaum Zeit zum Beten, und findet man auch Zeit dazu, so denkt man nicht daran. Man betet selten, und nicht von Herzen, oft nur mit den Lippen, ohne daß der Geist und das Herz Antheil daran haben. Ist dieß das Mittel, die Gnaden von Gott zu erlangen, deren man bedarf? Ist solches Gebet nicht eher geeignet, Gott zu erzürnen, als Ihn zu versöhnen; eher geeignet, Seine Rache auf uns herabzuziehen, als Wohlthaten von Ihm zu erflehen? Das Benehmen der meisten in der Welt lebenden Christen, selbst in den feierlichsten Augenblicken des Gottesdienstes, beweist dieß hinlänglich. Doch, während die Welt sich der Sorge für das Zeitliche ganz überläßt, ohne daran zu denken, sich die Gunst dieses höchsten Lenkers aller Dinge zu erwerben, senden großmüthige, in der Dunkelheit des

Klosters verborgene Selen, eifrige Gebete zum Himmel, die unaufhörlich mit neuer Inbrunst wiederholt, durch Unschuld der Sitten, strenge Selbstverläugnung, Reinheit der Absichten und tausend herrliche Tugenden unterstützt, den Urheber aller Güter gleichsam zwingen, diese Güter auf Könige und Völker in Fülle herabthauen zu lassen.

Setzen wir den Fall, alle diese Christen lebten in der Welt, statt in der Einsamkeit des Klosters, vermöchten sie dann wohl durch Fleiß, Talent und Eifer für das allgemeine Beste der menschlichen Gesellschaft so viel zu nützen, als sie durch Gebet ihr nützen? Nimmermehr; denn aller menschliche Fleiß, wäre er auch mit großem Talent verbunden und von dem lebhaftesten Eifer für das allgemeine Beste getrieben, vermag nicht unmittelbar durch sich selbst den Segen des Himmels, von dem alles Gelingen abhängt, herabzuziehen, wie ein andächtiges Gebet dieß vermag.

Der Weltmann.

Könnten aber nicht alle diese guten Seelen in der Welt wie in der Einsamkeit dem Gebete obliegen, und zugleich der menschlichen Gesellschaft auch auf andere Weise nach ihren Kräften Dienste leisten?

Der Pfarrer.

Schwerlich würden sie beides vereinigen können. Denn wären sie, statt sich in klösterlicher Stille jene Inbrunst der Andacht zu bewahren, in der Welt geblieben, so würden sie vielleicht, ja wahrscheinlich vom Geist [illegible] [illegible]rden seyn; sie

in den mannigfaltigen Zerstreuungen dieser Welt lebt und betet. Wohl weiß ich, daß auch in der Welt reine Seelen anzutreffen sind, die Gott geben, was Gott — und dem Cäsar, was dem Cäsar gebührt, und die durch große Tugenden von Gott erhört zu werden verdienen. Doch klein ist ihre Zahl, und darum unvermögend, der großen Fluth des allgemeinen Verderbens einen Damm entgegenzusetzen. Wie glücklich daher, daß für Ergänzung der kleinen Zahl gesorgt ist, daß Geistliche und Klosterfrauen Genossenschaften bilden, deren einziger Beruf es ist, der allgemeinen wesentlichen Pflicht des Gebetes Genüge zu leisten, Gott um Gnaden für uns anzuflehen, und Seine Strafgerichte von uns abzuwenden!

Der Weltmann.

Daß jene von der Welt getrennte Menschen für uns beten, ist lobenswerth. Warum aber verbinden sie mit diesem Gebet nicht einen nützlichen äußern Beruf, wie in andern Orden geschieht?

Der Pfarrer.

Weil sie ausdrücklich von Gott zu dem innern geistlichen Leben — zum Gebete berufen sind. Lassen Sie uns auch hierin Seine Güte erkennen! Er wollte uns Barmherzigkeit erweisen, darum wählte Er sich andächtige Seelen, welche [illegible] frommen Berufe Ihn unaufhörlich um Erbarm[illegible] anflehen, und durch immer glühendere [illegible] Gebete Seinem väterlichen Herz[illegible] anthun sollte[illegible] Dürfen wir [illegible] [illegible] für

jene frommen Einsiedler für unnütze Mitglieder der menschlichen Gesellschaft erklären? sie, die Alles für uns thun? Ich sage Alles, weil das Gelingen unserer Unternehmungen, der Segen, der darauf ruht, die Frucht ihres Gebetes ist.

Um Sie von der Macht der Fürbitte noch mehr zu überzeugen, muß ich Ihnen einen Zug aus der biblischen Geschichte in's Gedächtniß zurückrufen. — Während die Israeiiten auf der Reise in's gelobte Land die Wüste durchwanderten, versuchten mehrere Völker, bei denen ihr Zug Besorgniß erregte, sich demselben zu widersetzen. Zu diesen gehörten die Amalekiter; sie kamen in Heeresmasse, die Israeliten in einem Ort, den man Raphidim nannte, anzugreifen. Da traf Moses sogleich Anstalt, sie gehörig zu empfangen. Er stellte Josue an die Spitze der Tapfersten aus Israel, und befahl ihm, jenen Unbeschnittenen eine Schlacht zu liefern. „Ich will indessen," fügte er hinzu, „auf dem Gipfel jenes Hügels verweilen, und den Gott der Heerschaaren um Hülfe anrufen." Wären damals unter den Israeliten Philosophen wie die Unsrigen gewesen, so würden sie von dem heiligen Manne gesagt haben: „Warum steht Moses müßig dort oben, während „wir in schwerem Kampfe unser Leben wagen? Er „betet, heißt es; aber würde er nicht besser thun, „an unserer Spitze den Feind zu bekämpfen, als sich „jetzt in behaglicher Ruhe mit unnützem Gebere zu „beschäftigen?" Doch, was den großen Kampf entschied, war eben das Beharren des frommen

Mannes in jenem angeblich fruchtlosen Gebete. Gott gab dieß auf auffallende Weise dem Aaron und Hur, welche Moses auf den Hügel geleiteten, zu erkennen; denn so oft der Prophet seine Hände zum Himmel erhoben hielt, gewannen die Israeliten die Oberhand, und der Sieg trat auf ihre Seite; doch wenn er die ermüdeten Arme sinken ließ, war das Glück den Amalekitern günstig, und sie drängten ihrerseits die Israeliten zurück. Nachdem Aaron und Hur mehrmals dieß auffallende Zusammentreffen wahrgenommen hatten, beschloßen sie, jeder von seiner Seite, Moses Arme zu unterstützen, auf daß er sie, ohne zu ermüden, unaufhörlich emporgehoben halten könnte. Von diesem Augenblick an entschied sich das Glück völlig für die Israeliten, und sie trugen den vollständigen Sieg davon.

Der Weltmann.

Dieser Zug beweist, daß Moses ein kräftiger Fürbitter war; aber nicht jeder Einsiedler ist ein Moses.

Der Pfarrer.

Dieß gebe ich zu. Doch, wenn die Offenbarung uns lehrt, daß dieser heilige Führer Israels, während er müßiger Zuschauer des Kampfes schien, dessen Schicksal einzig durch die Kraft seines Gebetes lenkte; — sind wir nicht dadurch berechtigt zu hoffen, daß die Gebete, welche reine, demüthige, von christlicher Liebe entflammte, mit Gott innig vereinigte, darum vielvermögende Seelen aus stiller Einsamkeit zum Himmel emporsenden, gute Gaben von Gott für

Völker und Fürsten erwirken, und die Geißel seines Zornes von ihren Haüptern ablenken werden? Dieß Vertrauen hegte ohne Zweifel der große Constantin, als er seine Person, seine Familie und sein weites Reich dem Gebete des heil. Antonius, welcher der Vater und das Vorbild der Einsiedler war, empfahl.

Der Weltmann.

Constantin war aber kein Philosoph.

Der Pfarrer.

Er war es mehr als die, welche sich dafür ausgeben; und eben, weil er ein ächter Philosoph war, wußte er die Nützlichkeit jener Christen zu schätzen, welche in ununterbrochenem innigem Umgang mit Gott lebend, viel bei Ihm vermögen, und sich zum Gesetz gemacht haben, die Huld, die Er ihnen vorzugsweise bezeigt, zum Wohl ihrer Mitbrüder zu benützen.

Der Weltmann.

So müßten denn unsere Philosophen, die doch so aufgeklärt sind, unrecht haben, wenn sie glauben, die menschliche Gesellschaft würde durch Aufhebung jener geistlichen Orden, die sich nur mit Gebet und Betrachtung beschäftigen, sehr gewinnen.

Der Pfarrer.

Glauben Sie mir: Es wäre nicht nur kein Gewinn, sondern ein Unglück für das Menschengeschlecht, wenn dieses Zerstörungssystem überall Eingang fände. Betrachten wir die Welt, wie sie ist, so bietet sie uns ein trauriges Gemälde. Laster aller Art sind zu unglaublicher Höhe gestiegen; ein falscher Geist

der Aufklärung hat, wie ein böser Sauerteig, die ganze Masse der Völker durchdrungen; die Irreligiosität gehört gewissermaßen zum guten Tone, und gilt für Talent und Verdienst; der Glaube wird verspottet, und man schämt sich seiner. Sogar unter dem schwächern Geschlechte, bei dem Einfalt des Glaubens und Frömmigkeit angeborne Tugenden scheinen, findet man sogenannte starke Geister, welche laut sich ihres Unglaubens rühmen. Gleichgültigkeit gegen alle Religionen ist die herrschende Religion; denn sie ist dem eigen, der sich am liebsten keinem Gesetz unterwerfen möchte; das allgemeine Sittenverderben ereilt die Jugend, noch ehe das Alter der Leidenschaften eintritt; ein tugendhafter junger Mann ist wie ein Fremdling auf der Welt, und muß, von allen gemieden, ohne Gesellschaft leben. Ein unseliger Egoism, der Alles auf das eigene Ich bezieht, löst die Bande, welche die Menschen untereinander verbinden, erzeugt den Geist der ungezügelten Freiheit und der Empörung gegen alle höhere Autorität; hebt die Ordnung und Unterwürfigkeit auf; macht, daß sich die Kinder gegen ihre Eltern, die Unterthanen gegen ihre Herren, die Jünger gegen ihren Meister, die Gemeinden gegen ihre geistliche Hirten, die Kleinen gegen die Großen, die Bürger gegen ihre Obrigkeit auflehnen. Die Rechte der Natur, die Bande des Blutes, die Beziehungen des geselligen Lebens, die Sittengesetze, die Völker-, Vaterlands- und Familienverbindungen werden als verjährte, eines denkenden Wesens unwürdige Vorurtheile an-

gesehen; man hält sie für Fesseln, die ein Philosoph abschütteln müsse. Man vergöttert die Naturreligion, um die christliche zu verdrängen, beobachtet aber die Gesetze weder der Einen noch der Andern; man predigt Toleranz, übt aber täglich die größte Intoleranz; man erweist dem Voltaire göttliche Ehre, weil er die Frechheit und Gottlosigkeit auf's Höchste trieb, weil er die ganze Generation Unglaübiger bildete, die in unsern Städten das Gift ihrer Grundsätze immer weiter verbreiten; weil seine Schriften die Rüstkammer sind, welche eine ruchlose Jugend mit Waffen versieht, um gegen den Allerhöchsten und Seinen ewigen Sohn Jesus Christus zu kämpfen; kurz, weil Voltaire sich als den wüthendsten, grimmigsten Feind des Christenthums und seines Urhebers, dessen Größe und Herrlichkeit ihm ein Dorn im Auge schien, zeigte.

Da nun die Gottlosigkeit so sehr in der Welt überhand genommen; was haben wir nicht zu fürchten, wenn auch noch jene Zufluchtsorte der Tugend, auf denen das durch das allgemeine Verderben ermüdete Auge des Herrn mit Wohlgefallen ruhen konnte, entvölkert werden, wenn jene heiligen Wohnungen in Schutthaufen verwandelt, oder entweiht, und von gottvergessenen Weltkindern bewohnt seyn werden, wo jetzt unschuldige Seelen ringen, und weinen, und seufzen, und als freiwillige Opfer der göttlichen Gerechtigkeit Buße thun, um den Herrn mit ihren verirrten Brüdern auszusöhnen? Wird nicht Seine Rache, wenn sie nicht mehr durch ihr heißes

Flehen

Flehen aufgehalten wird, furchtbar über die Schuldigen hereinbrechen; wie einst das Feuer vom Himmel Sodoma verzehrte, als Lot und seine Familie diese Stadt verlassen hatten?

Der Weltmann.

Ihr gerechter Eifer entflammt sich immer mehr, darum lassen Sie uns abbrechen. Doch vorher muß ich Ihnen bekennen, daß Ihre Gründe mir einleuchteten, und daß Sie mich mit jenen Vereinen frommer Seelen ausgesöhnt haben, die ich, mit vielen andern, auf bloßes Hörensagen, und ohne ein gründliches Urtheil darüber fällen zu können, verdammte.

92.

Die glühende Kohle.

Als ein junger Einsiedler einst in traulicher Unterredung mit seinem geistlichen Führer am Kaminfeuer saß, machte Letzterer, der gern jede Gelegenheit benützte, seinen Jünger zu belehren, ihn aufmerksam auf die Verwandlung, die mit einem in's Feuer gelegten Stück Holz vorgeht: wie es anfänglich schwarz wird und raucht, und erst dann zur glühendrothen leuchtenden feurigen Kohle wird, wenn die Flamme alle Feuchtigkeit völlig darin verzehrt und vernichtet hat.

Fasse es wohl zu Gemüth, mein Sohn, sprach der heilige Mann weiter zu seinem Schüler: Wie die Flamme die Feuchtigkeit, eben so muß das Feuer der

Seinem Leben, Leiden und Sterben für unser Heil; dem glühenden Verlangen Seines Vaterherzens, in uns gutgeartete Kinder zu finden, die Seine Gnaden nicht zurückweisen, sondern durch den rechten Gebrauch derselben immer neue und größere verdienen. — Auch Erde und Himmel erzählen uns, im Einklang mit der Kirche, in kräftiger rührender Sprache von dem liebenden Vater dort Oben, der sie, uns zum Dienst und zur Freude, erschaffen habe, und der an unserm Wohl den zärtlichsten Antheil nehme. Die heiligen Schriften sind Briefe von Ihm (nach dem Ausdruck des heil. Antonius), in denen Er uns heilsame Lehren gibt, Seine Liebe uns bezeigt, und reichen Lohn verspricht, wenn wir gehorsam sind, und uns ankündigt, daß Er uns bald zu Sich rufen wolle, um unsere Treue mit endloser Seligkeit zu vergelten. Muß nicht unser ganzes Herz für den gütigen Vater, der Seinen Kindern auf so rührende Weise zuvorkam, glühen? — Wer nur selten an Gott denkt, wer unter dem Vorwand, daß Er in einem unzugänglichen Lichte wohne, nur schwache Liebe für ihn fühlt; dem spricht der liebende Sohn der Parabel das Verdammungsurtheil.

91.

Der Geistliche und der Weltmann.

Leicht fügen sich schwache Geister, die kein eigenes Urtheil haben, oder Männer, denen es an gründlicher Bildung fehlt, der herrschenden Denkweise, und

ihre Stimme ist nur der Wiederhall dessen, was die Tonangeber unserer Zeit gerade zu Markte bringen. In diesem Fall befand sich ein, übrigens verständiger, reinsittlicher, auch religiösgesinnter Mann. Er hörte jene öfter sagen: Die Geistlichen und Klosterfrauen, welche in klösterlicher Einsamkeit sich bloß mit Gebet und Betrachtung beschäftigen, ohne im äußern Leben einen Wirkungskreis zu haben, seyen unnütze, und darum schädliche Mitglieder der menschlichen Gesellschaft. Dieß klang ihm gut, und er ließ diese Meinung bei jeder Gelegenheit als sein eigenes Urtheil gelten. Einst kam er mit dem Pfarrer seines Kirchspiels, einem würdigen wohlgesinnten Manne, darüber zu sprechen.

„Wozu nützen doch," sagte er, „jene weiblichen und männlichen Genossenschaften, die in geschäftloser Stille, innerhalb der vier Mauern ihres Klosters, von der übrigen Welt abgeschieden, leben? Wozu jene Zufluchtsorte der Faulheit und des trägen Müßigganges, wo so viele junge Leute, die von Kraft und Gesundheit strotzen, sich auf immer vergraben? Wäre es nicht besser, daß sie die Waffen zur Vertheidigung des Vaterlandes ergriffen, oder demselben auf andere Weise dienten? Warum läßt man so viele Jungfrauen in einsamer Zelle ihre Tage unnütz hinbringen? In der Welt würden sie gute Hausfrauen geworden seyn, würden im häuslichen Kreise einen schönen Wirkungskreis gefunden, und den Staat mit braven Bürgern versehen haben. — Sie werden mir zugeben, mein Herr Pfarrer,

daß alle diese Genossenschaften der menschlichen Gesellschaft auf keine Weise nützlich sind, und man daher wohlthun würde, sie nicht ferner bestehen zu lassen."

Der Pfarrer, der sich wunderte, ihn diese Sprache führen zu hören, antwortete lächelnd: Die Menschen seyen etwas spät auf den Einfall gerathen, jene Orden, welche von heiligen Männern gestiftet, von der Kirche gebilligt, und als eine ihrer Hauptzierden angesehen, von den erleuchtetsten und für das Wohl ihrer Unterthanen besorgtesten Fürsten, viele Jahrhunderte hindurch, geehrt und beschützt worden seyen, als unnütz, und sogar der menschlichen Gesellschaft schädlich zu erklären.

Der Weltmann.

Sie wissen, mein Herr, unser Jahrhundert ist das Jahrhundert des Lichtes; darum sehen wir heller, als unsere Vorfahren.

Der Pfarrer.

O gewiß! Die ganze Welt lag stets in dichter Finsterniß vergraben; bis nach achtzehn Jahrhunderten die Philosophen sprachen: „Es werde Licht." Wie kann das Menschengeschlecht dankbar genug seyn, für den Dienst, den sie ihm leisteten!

Der Weltmann.

Sie scherzen: doch ist nicht zu laügnen, daß seit einem Jahrhunderte der menschliche Geist unglaubliche Fortschritte gemacht habe.

Der Pfarrer.

Im Gebiete der natürlichen Wissenschaften gebe ich es zu, im Gebiete der höhern Wahrheiten aber bin ich weit entfernt, es zu glauben. Doch, eine nähere Erklärung hierüber würde uns von der Frage, die Sie mir vorgelegt haben, zu weit abführen. Ich komme nun auf diese zurück.

Sie wollen wissen, was jene Geistlichen, jene Klosterfrauen, die in völliger Abgeschiedenheit von der Welt leben, in ihrer Einsamkeit thun? Sie beten. — Sie beten unaufhörlich für uns, die wir noch allen Gefahren dieser Welt ausgesetzt sind. Sie beten für die Fürsten, unter deren Herrschaft sie stehen, um Segen zu ihrer Regierung, um Weisheit und Glück zu ihren Unternehmungen; sie beten für alle Staatsbehörden; sie beten für ihre Landsleute, ihre Mitbürger, ihre Wohlthäter, ihre Verwandte und Freunde; sie beten für alle Menschen, weil alle Menschen ihre Brüder sind. Mögen sie da nicht hinlängliche Beschäftigung finden?

Der Weltmann.

Ja; aber eine müßige, für die Gesellschaft unfruchtbare Beschäftigung; denn einen bessern Dienst würden sie dieser leisten, wenn sie in der Welt die verschiedenen Gewerbe trieben, die verschiedenen Stellen ausfüllten, zu denen sie tauglich sind.

Der Pfarrer.

Ich theile diese Meinung nicht mit Ihnen; vielmehr bin ich überzeugt, daß jene ihrem Vaterlande

auf keine Weise einen wesentlichern Dienst leisten könnten, als indem sie für dasselbe Segen von Gott herabflehen.

Der Weltmann.

Dieß ist eine Behauptung, die mir gewagt scheint.

Der Pfarrer.

Dennoch hoffe ich Sie davon zu überzeugen. Ist es nicht gewiß, mein Herr, daß alle Ereignisse von Gott abhängen? Daß das Loos der Könige, so wie das der Völker in Seiner Hand liegt? daß Er der unumschränkte Herr des Welt-Alls ist? und daß, nach dem Ausdruck Jesu Christi, ohne Seine Erlaubniß kein Haar von unserm Haupte fällt?

Der Weltmann.

Das ist nicht zu laügnen.

Der Pfarrer.

So kommen denn auch alle geistlichen und leiblichen Güter von Gott: die Weisheit der Könige, die Treue der Unterthanen, die Eintracht unter den Bürgern, der haüsliche Friede, die Fruchtbarkeit des Erdreiches, die Ergiebigkeit der Ernten, der Reichthum der Schaf- und Rinderheerden, der Sieg über die Feinde, der glückliche Erfolg des Handels, der Unterhandlungen, aller Unternehmungen.

Der Weltmann.

Auch dieß gebe ich zu.

Der Pfarrer.

Wenn wir alle diese Vortheile zu genießen wünschen, so müssen wir sie von Dem zu erlangen

suchen, der allein darüber zu gebieten hat, und sie nach Gefallen bewilligt.

Der Weltmann.

Ohne Zweifel.

Der Pfarrer.

Muß man sie aber nicht begehren, um sie zu erlangen? Muß man sie nicht mit Eifer, mit Inbrunst, mit Beharrlichkeit, mit aufrichtigem Herzen, mit reiner Absicht begehren?

Der Weltmann.

Ich glaube dieß mit Ihnen.

Der Pfarrer.

Das ist aber eben, was jene Einsiedler, die Sie als unnütze Wesen ansehen, unaufhörlich thun. In der Welt findet man kaum Zeit zum Beten, und findet man auch Zeit dazu, so denkt man nicht daran. Man betet selten, und nicht von Herzen, oft nur mit den Lippen, ohne daß der Geist und das Herz Antheil daran haben. Ist dieß das Mittel, die Gnaden von Gott zu erlangen, deren man bedarf? Ist solches Gebet nicht eher geeignet, Gott zu erzürnen, als Ihn zu versöhnen; eher geeignet, Seine Rache auf uns herabzuziehen, als Wohlthaten von Ihm zu erflehen? Das Benehmen der meisten in der Welt lebenden Christen, selbst in den feierlichsten Augenblicken des Gottesdienstes, beweist dieß hinlänglich. Doch, während die Welt sich der Sorge für das Zeitliche ganz überläßt, ohne daran zu denken, sich die Gunst dieses höchsten Lenkers aller Dinge zu erwerben, senden großmüthige, in der Dunkelheit des

Klosters verborgene Selen, eifrige Gebete zum Himmel, die unaufhörlich mit neuer Inbrunst wiederholt, durch Unschuld der Sitten, strenge Selbstverlaügnung, Reinheit der Absichten und tausend herrliche Tugenden unterstützt, den Urheber aller Güter gleichsam zwingen, diese Güter auf Könige und Völker in Fülle herabthauen zu lassen.

Setzen wir den Fall, alle diese Christen lebten in der Welt, statt in der Einsamkeit des Klosters, vermöchten sie dann wohl durch Fleiß, Talent und Eifer für das allgemeine Beste der menschlichen Gesellschaft so viel zu nützen, als sie durch Gebet ihr nützen? Nimmermehr; denn aller menschliche Fleiß, wäre er auch mit großem Talent verbunden und von dem lebhaftesten Eifer für das allgemeine Beste getrieben, vermag nicht unmittelbar durch sich selbst den Segen des Himmels, von dem alles Gelingen abhängt, herabzuziehen, wie ein andächtiges Gebet dieß vermag.

Der Weltmann.

Könnten aber nicht alle diese guten Seelen in der Welt wie in der Einsamkeit dem Gebete obliegen, und zugleich der menschlichen Gesellschaft auch auf andere Weise nach ihren Kräften Dienste leisten?

Der Pfarrer.

Schwerlich würden sie beides vereinigen können. Denn wären sie, statt sich in klösterlicher Stille jene Inbrunst der Andacht zu bewahren, in der Welt geblieben, so würden sie vielleicht, ja wahrscheinlich vom Geist der Welt angesteckt worden seyn; sie würden gelebt und gebetet haben, wie man gewöhnlich

in den mannigfaltigen Zerstreuungen dieser Welt lebt und betet. Wohl weiß ich, daß auch in der Welt reine Seelen anzutreffen sind, die Gott geben, was Gott — und dem Cäsar, was dem Cäsar gebührt, und die durch große Tugenden von Gott erhört zu werden verdienen. Doch klein ist ihre Zahl, und darum unvermögend, der großen Fluth des allgemeinen Verderbens einen Damm entgegenzusetzen. Wie glücklich daher, daß für Ergänzung der kleinen Zahl gesorgt ist, daß Geistliche und Klosterfrauen Genossenschaften bilden, deren einziger Beruf es ist, der allgemeinen wesentlichen Pflicht des Gebetes Genüge zu leisten, Gott um Gnaden für uns anzuflehen, und Seine Strafgerichte von uns abzuwenden!

Der Weltmann.

Daß jene von der Welt getrennte Menschen für uns beten, ist lobenswerth. Warum aber verbinden sie mit diesem Gebet nicht einen nützlichen äußern Beruf, wie in andern Orden geschieht?

Der Pfarrer.

Weil sie ausdrücklich von Gott zu dem innern geistlichen Leben — zum Gebete berufen sind. Lassen Sie uns auch hierin Seine Güte erkennen! Er wollte uns Barmherzigkeit erweisen, darum wählte Er sich andächtige Seelen, welche im frommen Bunde Ihn unaufhörlich um Erbarmen für uns anflehen, und durch immer glühendere Seufzer, flammendere Gebete Seinem väterlichen Herzen gleichsam Gewalt anthun sollten. Dürfen wir murren über diese wohlthätige Anordnung der Vorsehung? Dürfen wir

jene frommen Einsiedler für unnütze Mitglieder der menschlichen Gesellschaft erklären? sie, die Alles für uns thun? Ich sage Alles, weil das Gelingen unserer Unternehmungen, der Segen, der darauf ruht, die Frucht ihres Gebetes ist.

Um Sie von der Macht der Fürbitte noch mehr zu überzeugen, muß ich Ihnen einen Zug aus der biblischen Geschichte in's Gedächtniß zurückrufen. — Während die Israeliten auf der Reise in's gelobte Land die Wüste durchwanderten, versuchten mehrere Völker, bei denen ihr Zug Besorgniß erregte, sich demselben zu widersetzen. Zu diesen gehörten die Amalekiter; sie kamen in Heeresmasse, die Israeliten in einem Ort, den man Raphidim nannte, anzugreifen. Da traf Moses sogleich Anstalt, sie gehörig zu empfangen. Er stellte Josue an die Spitze der Tapfersten aus Israel, und befahl ihm, jenen Unbeschnittenen eine Schlacht zu liefern. „Ich will indessen," fügte er hinzu, „auf dem Gipfel jenes Hügels verweilen, und den Gott der Heerschaaren um Hülfe anrufen." Wären damals unter den Israeliten Philosophen wie die Unsrigen gewesen, so würden sie von dem heiligen Manne gesagt haben: „Warum steht Moses müßig dort oben, während „wir in schwerem Kampfe unser Leben wagen? Er „betet, heißt es; aber würde er nicht besser thun, „an unserer Spitze den Feind zu bekämpfen, als sich „jetzt in behaglicher Ruhe mit unnützem Gebere zu „beschäftigen?" Doch, was den großen Kampf entschied, war eben das Beharren des frommen

Mannes in jenem angeblich fruchtlosen Gebete. Gott gab dieß auf auffallende Weise dem Aaron und Hur, welche Moses auf den Hügel geleiteten, zu erkennen; denn so oft der Prophet seine Hände zum Himmel erhoben hielt, gewannen die Israeliten die Oberhand, und der Sieg trat auf ihre Seite; doch wenn er die ermüdeten Arme sinken ließ, war das Glück den Amalekitern günstig, und sie drängten ihrerseits die Israeliten zurück. Nachdem Aaron und Hur mehrmals dieß auffallende Zusammentreffen wahrgenommen hatten, beschloßen sie, jeder von seiner Seite, Moses Arme zu unterstützen, auf daß er sie, ohne zu ermüden, unaufhörlich emporgehoben halten könnte. Von diesem Augenblick an entschied sich das Glück völlig für die Israeliten, und sie trugen den vollständigen Sieg davon.

Der Weltmann.

Dieser Zug beweist, daß Moses ein kräftiger Fürbitter war; aber nicht jeder Einsiedler ist ein Moses.

Der Pfarrer.

Dieß gebe ich zu. Doch, wenn die Offenbarung uns lehrt, daß dieser heilige Führer Israels, während er müßiger Zuschauer des Kampfes schien, dessen Schicksal einzig durch die Kraft seines Gebetes lenkte; — sind wir nicht dadurch berechtigt zu hoffen, daß die Gebete, welche reine, demüthige, von christlicher Liebe entflammte, mit Gott innig vereinigte, darum vielvermögende Seelen aus stiller Einsamkeit zum Himmel emporsenden, gute Gaben von Gott für

Völker und Fürsten erwirken, und die Geißel seines Zornes von ihren Haüptern ablenken werden? Dieß Vertrauen hegte ohne Zweifel der große Constantin, als er seine Person, seine Familie und sein weites Reich dem Gebete des heil. Antonius, welcher der Vater und das Vorbild der Einsiedler war, empfahl.

Der Weltmann.

Constantin war aber kein Philosoph.

Der Pfarrer.

Er war es mehr als die, welche sich dafür ausgeben; und eben, weil er ein ächter Philosoph war, wußte er die Nützlichkeit jener Christen zu schätzen, welche in ununterbrochenem innigem Umgang mit Gott lebend, viel bei Ihm vermögen, und sich zum Gesetz gemacht haben, die Huld, die Er ihnen vorzugsweise bezeigt, zum Wohl ihrer Mitbrüder zu benützen.

Der Weltmann.

So müßten denn unsere Philosophen, die doch so aufgeklärt sind, unrecht haben, wenn sie glauben, die menschliche Gesellschaft würde durch Aufhebung jener geistlichen Orden, die sich nur mit Gebet und Betrachtung beschäftigen, sehr gewinnen.

Der Pfarrer.

Glauben Sie mir: Es wäre nicht nur kein Gewinn, sondern ein Unglück für das Menschengeschlecht, wenn dieses Zerstörungssystem überall Eingang fände. Betrachten wir die Welt, wie sie ist, so bietet sie uns ein trauriges Gemälde. Laster aller Art sind zu unglaublicher Höhe gestiegen; ein falscher Geist

der Aufklärung hat, wie ein böser Sauerteig, die
ganze Masse der Völker durchdrungen; die Irreligio-
sität gehört gewissermaßen zum guten Tone, und gilt
für Talent und Verdienst; der Glaube wird verspot-
tet, und man schämt sich seiner. Sogar unter dem
schwächern Geschlechte, bei dem Einfalt des Glaubens
und Frömmigkeit angeborne Tugenden scheinen, fin-
det man sogenannte starke Geister, welche laut sich
ihres Unglaubens rühmen. Gleichgültigkeit gegen
alle Religionen ist die herrschende Religion; denn sie
ist dem eigen, der sich am liebsten keinem Gesetz un-
terwerfen möchte; das allgemeine Sittenverderben
ereilt die Jugend, noch ehe das Alter der Leiden-
schaften eintritt; ein tugendhafter junger Mann ist
wie ein Fremdling auf der Welt, und muß, von
allen gemieden, ohne Gesellschaft leben. Ein unseli-
ger Egoism, der Alles auf das eigene Ich bezieht,
löst die Bande, welche die Menschen untereinander
verbinden, erzeugt den Geist der ungezügelten Frei-
heit und der Empörung gegen alle höhere Autorität;
hebt die Ordnung und Unterwürfigkeit auf; macht,
daß sich die Kinder gegen ihre Eltern, die Untertha-
nen gegen ihre Herren, die Jünger gegen ihren
Meister, die Gemeinden gegen ihre geistliche Hirten,
die Kleinen gegen die Großen, die Bürger gegen ihre
Obrigkeit auflehnen. Die Rechte der Natur, die
Bande des Blutes, die Beziehungen des geselligen
Lebens, die Sittengesetze, die Völker-, Vaterlands-
und Familienverbindungen werden als verjährte,
eines denkenden Wesens unwürdige Vorurtheile an-

gesehen; man hält sie für Fesseln, die ein Philosoph abschütteln müsse. Man vergöttert die Naturreligion, um die christliche zu verdrängen, beobachtet aber die Gesetze weder der Einen noch der Andern; man predigt Toleranz, übt aber täglich die größte Intoleranz; man erweist dem Voltaire göttliche Ehre, weil er die Frechheit und Gottlosigkeit auf's Höchste trieb, weil er die ganze Generation Unglaübiger bildete, die in unsern Städten das Gift ihrer Grundsätze immer weiter verbreiten; weil seine Schriften die Rüstkammer sind, welche eine ruchlose Jugend mit Waffen versieht, um gegen den Allerhöchsten und Seinen ewigen Sohn Jesus Christus zu kämpfen; kurz, weil Voltaire sich als den wüthendsten, grimmigsten Feind des Christenthums und seines Urhebers, dessen Größe und Herrlichkeit ihm ein Dorn im Auge schien, zeigte.

Da nun die Gottlosigkeit so sehr in der Welt überhand genommen; was haben wir nicht zu fürchten, wenn auch noch jene Zufluchtsorte der Tugend, auf denen das durch das allgemeine Verderben ermüdete Auge des Herrn mit Wohlgefallen ruhen konnte, entvölkert werden, wenn jene heiligen Wohnungen in Schutthaufen verwandelt, oder entweiht, und von gottvergessenen Weltkindern bewohnt seyn werden, wo jetzt unschuldige Seelen ringen, und weinen, und seufzen, und als freiwillige Opfer der göttlichen Gerechtigkeit Buße thun, um den Herrn mit ihren verirrten Brüdern auszusöhnen? Wird nicht Seine Rache, wenn sie nicht mehr durch ihr heißes

Flehen

Flehen aufgehalten wird, furchtbar über die Schuldigen hereinbrechen; wie einst das Feuer vom Himmel Sodoma verzehrte, als Lot und seine Familie diese Stadt verlassen hatten?

Der Weltmann.

Ihr gerechter Eifer entflammt sich immer mehr, darum lassen Sie uns abbrechen. Doch vorher muß ich Ihnen bekennen, daß Ihre Gründe mir einleuchteten, und daß Sie mich mit jenen Vereinen frommer Seelen ausgesöhnt haben, die ich, mit vielen andern, auf bloßes Hörensagen, und ohne ein gründliches Urtheil darüber fällen zu können, verdammte.

92.

Die glühende Kohle.

Als ein junger Einsiedler einst in traulicher Unterredung mit seinem geistlichen Führer am Kaminfeuer saß, machte Letzterer, der gern jede Gelegenheit benützte, seinen Jünger zu belehren, ihn aufmerksam auf die Verwandlung, die mit einem in's Feuer gelegten Stück Holz vorgeht: wie es anfänglich schwarz wird und raucht, und erst dann zur glühendrothen leuchtenden feurigen Kohle wird, wenn die Flamme alle Feuchtigkeit völlig darin verzehrt und vernichtet hat.

Fasse es wohl zu Gemüth, mein Sohn, sprach der heilige Mann weiter zu seinem Schüler: Wie die Flamme die Feuchtigkeit, eben so muß das Feuer der

Liebe Gottes alle Anhänglichkeit an's Irdische in unserm Herzen verzehren, auf daß Ersteres allein darin herrsche, und dasselbe allein besitze! So lange dieß göttliche Feuer das Herz noch nicht völlig durchdrungen hat, ist Letzteres einem rauchenden Holze zu vergleichen; weil die Handlungen, die daraus hervorgehen, von den bloß natürlichen Empfindungen, die noch darin leben, zeugen. Nur wenn die Liebe Gottes allein davon Besitz genommen hat, ist es ganz Liebe, ganz leuchtend von himmlischer Gluth, und keine menschliche Unvollkommenheit ist mehr darin wahrzunehmen. Dieß ist der Zustand der Seligen im Himmel. Aber hienieden findet sich immer noch eine kleine rauchende Stelle im Herzen, außer nicht bei den Heiligen des höchsten Ranges.

Verbesserungen.

Seite 16 Zeile 8 von unten lies: der **nicht** mißvergnügt ist! statt: der mißvergnügt ist! S. 23 Z. 2 v. oben lies: der ergiebigste d. h. derjenige, st.: der Reichste ꝛc. S. 27 Z. 9 v. o. schalte nach „Heilswahrheiten" ein: vortragen. S. 42 Z. 5 v. u. lies: **ihn** st. ihm. S. 67 Z. 12 v. o. lies: **das** st. der. S. 72 Z. 14 v. o. lies: **armen** st. andern. S. 96 Z. 6 v. o. streiche das Komma nach: **einmal**. S. 114 Z. 10 v. o. streiche das Komma nach **Gott**. S. 166 Z. 9 v. o. streiche nach „Scherz" **während**. S. 191 Z. 5 lies: **er** st. sie.

Inhalts-Verzeichniss.

Seite

Fuchs.

Fuchs.

Fuchs